

# *Marie Antoinette, Königin von Frankreich*

H. Prehn von Dewitz

H. PREHN- VON DEWITZ

# MARIE ANTOINETTE


Rossline Le Suédois pinx.

Marie Antoinette im Krönungsornat

H. PREHN-VON DEWITZ

# MARIE ANTOINETTE
# KÖNIGIN VON FRANKREICH

## DER LEBENSROMAN EINER GALANTEN UND UNGLÜCKLICHEN FRAU

MIT 40 REPRODUKTIONEN NACH ALTEN KUPFERN, GEMÄLDEN UND ZEITGENÖSSISCHEN DOKUMENTEN

GEORG WESTERMANN / BRAUNSCHWEIG
BERLIN UND HAMBURG

3. Auflage

Gedruckt bei Georg Westermann in Braunschweig
Printed in Germany

## ERSTES KAPITEL

### Die Krönung

Reims. — Das Frühlicht eines jungen Lenztages durchhuscht die alte Krönungsstadt, läßt einen Strahl fallen in die engen und engsten Gäßchen, wirft lange Schatten von den Strebebogen und -pfeilern der gotischen Kathedrale, um sich endlich in ihren hohen Fenstern in vielfachen Farbennuancen zu brechen. Es ist Sonntag, der 11. Juni 1775. Die sechste Morgenstunde ist angebrochen. Der Krönungstag Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes. In langem Zuge, angetan mit goldgewirktem Meßgewand, treten die Domherrn in den Chor. Der Erzbischof von Reims, umgeben von Kardinälen, Geistlichen und Marschällen von Frankreich, folgt ihnen auf dem Fuße. Weltliche und geistliche Pairs nahen in feierlichen Schritten. Die Krone auf dem Haupte, den hermelinverbrämten veilchenblauen Herzogsmantel über goldgewirktem Unterkleide, geschmückt mit der Halskette des Ordens vom Heiligen Geiste, halten die weltlichen Großen ihren Einzug in das alte Gotteshaus, während geistliche Fürsten in scharlachrotem Kardinalrock mit Krummstab und Mitra ihnen Reve-

renz erweisen. Frankreichs Pairs sind versammelt um den neuen Herrscher mit der Krone Karls des Großen zu schmücken.

Sieben Uhr. Die Erzbischöfe, Herzog von Laon und Graf von Beauvais, in reichem bischöflichem Gewande, Reliquien am Halse, verlassen inmitten aller Domherrn die Kathedrale, um den König einzuholen, der die Nacht in der erzbischöflichen Residenz verbracht hat. Zweimal schlägt der Stab des Kantors an die Tür des königlichen Gemaches; zweimal fragt der Oberstkämmerer: Was begehrt ihr? „Den König", antwortet der erste Pair; und zweimal gibt der Kämmerer zurück: „Der König schläft". Die Tür bleibt verschlossen. Endlich — ein drittes Mal — wiederum hat der Kantor geklopft und der Kämmerer geantwortet: „Der König schläft", ruft der Erzbischof Herzog von Laon: „Wir suchen Ludwig XVI., den Gott uns zum Könige gegeben hat." Unverzüglich öffnen sich die Türen des königlichen Zimmers.

Auf dem Paradebette, in langem karmoisinrotem Gewande, ruht der Herrscher. Ober- und Unterkleider sind an den Stellen geöffnet, wo er die heilige Ölung empfangen soll. Ein weiter, silberbestickter Krönungsmantel dient ihm als Überwurf, ein schwarzes Samtbarett mit einem Kranz von Diamanten und weißer Doppelfeder deckt sein Haupt. Unter lautem Gebet bietet der Geistliche dem Könige das Weihwasser, dann richten ihn die beiden Erzbischöfe auf dem Paradebette schnell auf und führen ihn in wallender Prozession durch gedeckte Galerien in den Chor der Kathedrale.

Der König und alle Würdenträger lassen sich auf ihren Stühlen nieder. Man erwartet das Eintreffen der heiligen Ampulla, die den Balsam verschließt, mit dem einst der heilige Remigius den Frankenkönig Chlodwig salbte. In goldenem, perlgeschmücktem Schrein hat der Großprior sie aus dem Grabe des heiligen Remigius geholt. Er ist zu Pferde, ebenso wie die vier Ritter, die den Thronhimmel halten, unter dem er reitet. Die Kavalkade hält vor dem Tor der Kathedrale. Der Erzbischof von Reims tritt ihr entgegen. „Monseigneur", redet ihn der Erzbischof an, „Euch vertraue ich diesen kostbaren Schatz an, den der Himmel dem großen heiligen Remigius sandte, um König Chlodwig und seine Nachfolger zu salben. Aber bewahrt ihn gut und legt ihn in meine Hände nach der Salbung unseres Königs, Ludwig XVI." Der Erzbischof verspricht es und kehrt in die Kirche zurück. Dann nähert er sich dem Monarchen, der mit erhobener Stimme der Kirche und der wahren Lehre Treue schwört. Unter respektvollem Beifallsgemurmel akklamiert die Versammlung Ludwig XVI. als ihren rechtmäßigen König. Auf das Evangelienbuch, welches ihm der Kardinal von la Roche-Aymon vorlegt, leistet der Herrscher den Eid, die Orden vom Heiligen Geiste und vom heiligen Ludwig stets in seiner Obhut zu behalten — dann kniet er auf violettem Samtkissen nieder, der Chor stimmt die Litanei an, der König empfängt die heilige Ölung. Kaum hat er sich erhoben, da überreicht ihm der Erzbischof die Insignien der Königswürde, Zepter, Schwert und

Krone, und während die Pairs sich dem Herrscher nähern, besteigt Ludwig XVI. den Thron seiner Ahnen. Orgelspiel und Gesang erfüllen den weiten Raum der Kathedrale. Der Erzbischof beugt sich als erster vor dem Monarchen, den er in Demut küßt. Die übrigen Pairs folgen seinem Beispiele: „Vivat rex in aeternum." In diesem Augenblicke öffnen sich die weiten Tore der Kathedrale, das Volk strömt in dichten Massen herein — Schüsse werden gelöst, Trommel- und Trompetenklang zeigt der Bevölkerung an, daß die Krönung vollzogen. Ein einziges „vive le roi" durchhallt die alte Krönungsstadt, pflanzt sich fort in den dichten Reihen des in der Kirche versammelten Volkes und tönt hinauf bis zu jener kleinen Tribüne in der Nähe des Altars, von der Marie Antoinette die ganze Zeremonie beobachtet hatte. Das hereinflutende Tageslicht durchbricht den Lichterglanz und läßt das Antlitz der Herrscherin, das bisher feierliches Halbdunkel wie mit einem Schleier verhüllt hatte, in seiner ganzen sympathischen Ausdrucksgröße allem Volke sichtbar werden. Die hohe weiße Stirn, umrahmt von üppigen Wellen blonder Locken, die in starkem Bogen geschwungenen Augenbrauen, die schmal geformte Adlernase, das längliche Oval des ganzen Gesichtes, das fein geschnittene, halb träumende, halb hoheitsvoll blickende Auge und ein kleiner, mild sich schließender Mund verzieren, verleiht dem ganzen jenen Zug äußeren Charmes, der das Volk in den glücklichen Tagen der jungen Herrscherin bezauberte, gibt ihnen aber auch jenen Ausdruck wahren

Cäsarismus, den die Geschichtschreibung seit mehr als einem Jahrhundert in den Taten Marie Antoinettes gefunden hat. Das Gesicht der Königin verrät tiefe Ergriffenheit, in den Augen schimmern Tränen. Alles Volk blickt auf ihre junge, liebreizende Erscheinung. Eine kaum geahnte Gemütsbewegung beschleicht die Massen und die illustre Versammlung — selbst der König ist ergriffen. In überströmender Sentimentalität begann so ein Tag, den das Volk als den ersten der Regierung Ludwigs XVI. pries. Und doch wie veränderlich dieses Volk. Noch von den starken Banden gehalten, die Thron und Altar zusammenschmieden, noch im Banne des hierarchischen Mystizismus, im Glauben an ein Königtum von Gottesgnaden, gleicht sein frommer Gesang, sein Jauchzen doch dem Schwanengesang des dahinsiechenden Königtums. Dem reinen Klang des Heils vom hohen Chor der Kathedrale wird nur allzubald der schrille Ton entfesselter Leidenschaften, das „Kreuziget ihn!“ zügelloser Pöbelmassen folgen. Noch ein paar Jahre später — und über eben jenem Boden, den noch jetzt eine gläubige Menge kniend bedeckt — wird die Tyrannei einziehen, die Tyrannei des Blutes; wird in wahnwitziger Lästerung Reliquien zerstören und ihr Gold verschachern, wird an demselben Altare, an dem Jahrhunderte die Gottheit verehrten, in blinder Torheit als Göttin der Vernunft eine Freudendirne preisen.

## ZWEITES KAPITEL

**Über Versailles steht ein anderer Stern als unter dem vierzehnten Ludwig. — Marie Antoinette in Klein-Trianon. — Ein Dorado landschaftlicher, feingeistiger Kunst. — Freiheit ist der Königin Ideal. — Um neue Mittel für ihre Schöpfungen zu gewinnen, greift Marie Antoinette zum ersten Male in die Politik ein. — Der Finanzminister Turgot fällt als Opfer „unhöfischer" Knauserei. — Joseph II. tadelt seine Schwester, beim Sturze Turgots mitgewirkt zu haben. — Ein Schäferleben à la Louis XVI. — Der Wolf vor den Toren. — Ludwig XVI. ist unempfindlich gegenüber den Reizen seiner schönen Gemahlin. — Maria Theresia ist entsetzt über das Mißgeschick ihrer Tochter. Die Kälte des Königs entspringt einem körperlichen Leiden. Joseph, Maria Theresias Sohn, soll den trägen Ehemann an seine Pflichten erinnern.**

Die Tage von Versailles und Trianon sind angebrochen. Der Auftakt einer jener großen Tragödien, die die Geschichte kennt. Noch einmal scheint das Jahrhundert des vierzehnten Ludwig, des „Sonnenkönigs", heraufzuziehen, noch einmal das goldene Zeitalter über Frankreichs gesegneten Fluren zu stehen und schon naht sie — die eiserne Zeit —, die mit Feuer und Schwert vernichtet, was drei Könige geschaffen, die ein Brachfeld, eine Stätte der Pöbellust aus dem macht, was Dezennien als Höhe der Kultur, als Schöpfungen französischen Geistes gepriesen haben. Noch glänzt und gleißt das Gold an Frankreichs Krone, noch lassen es schöne, schlanke Hände achtlos davonrollen — das Zeitalter feinster Sinnenlust fordert sein Recht. Wie nie dominiert der „Esprit" in jener Gesellschaft, die bereits dekadent, da sie den Alltag aus dem Auge verliert, die Lehren jener Geister, die die Umwälzung vorbereiten, die Lehren eines Rousseau sich zu eigen macht und in tändelnden Schäfer-

spielen, in girrender Lust, die Rückkehr zur Natur feiert. Bis zu ihrem Untergange ist die Monarchie imposant. Ehe er am Horizont verschwindet, wirft der Stern des Königs noch einmal sein magisches Licht über alle jene Pracht der sterbenden Kapetinger. Kein dumpfes Donnerrollen läßt von fernher seine Tonwellen bis nach Versailles dringen, wo Ludwig XVI. residiert, herrscht in der Pracht eines römischen Augustus. Fast viertausend Menschen, Würdenträger und Diener bilden seinen Zivilhaushalt, neun- bis zehntausend seinen militärischen Hofstaat und die Garde, zweitausend wenigstens stehen im Dienste seiner nahen Verwandten. Ein blendendes Bild von reichen Kostümen, Uniformen, Equipagen und Kaleschen belebt den Park von Versailles, wenn die Frühlingssonne ihre milden Strahlen durch die kunstvoll geschnittenen Baumgänge und Lauben Le Nôtres sendet, wenn die Kastanien in Blüte stehen, und die hochaufgeworfenen Wassergarben der Fontänen in Regenbogenfarben erstrahlen. Eine bunte Gesellschaft findet sich in jenem buen retiro königlichen Glanzes zusammen. Damen in eleganten Toiletten promenieren in anmutigen Gesprächen unter schalkhaftem Lächeln auf den breiten Wegen des Parks, unter den von jungem Grün belaubten Alleen. Ihre Begleiter sind nicht weniger zierlich gekleidet. Mit tänzelnden Schritten halten sie sich unter den Klängen der Militärmusik an ihrer Seite. Wie ein Spielzeug tragen sie, die nicht mehr gewohnt sind, in männermordenden Schlachten für des Vaterlandes Gut und Blut das Schwert zu

führen, den Kavaliersdegen — das äußere Zeichen ihrer Ritterlichkeit. Spitzenmanschetten, seidenes Wams und seidene Bänder verraten Reichtum und Vornehmheit ihrer Träger. Hier und da ein Schweizergardist in historischem Kostüm, die Partisane aufgepflanzt, bedeckt mit federgeschmücktem Hut, die Halskrause über buntschillerndem Gewande — unbeweglich, den Marmorstatuen gleichend, die die Wege umsäumen. Dann wieder eine Abteilung der königlichen Leibwachen in roten Kniehosen, hohen Stulpenstiefeln, angetan mit weißbesticktem leuchtend blauem Kittel. Alles atmet Ruhe, atmet Zufriedenheit, Reichtum und Glück. Und doch steht jene Gesellschaft, die sich auf den Höhen des Lebens wähnt, vor dem Verfall. Jene vornehmen Kavaliere, die bestimmt waren, mit Blut und Eisen, als Paladine des Herrschers, den Thron zu schirmen, werden hinweggefegt von der Sturmflut blindwütender Volksmassen, werden heimatlos, werden geächtet von einer umwälzungssüchtigen Nation, oder verspritzen ihr adeliges Blut unter dem Fallbeil, das die blutdürstende Gier einer zur Perversität gedrängten Nation ihnen aufgepflanzt hat. Und jene schönen Frauen, die geschaffen sind, um in reichem, fürstlichem Leben ihre Tage zu verbringen, werden unter den Schmähreden der Furien ihres Geschlechtes, den weißen Nacken der Guillotine bieten. Ein langes Martyrium hat sie uns lieben gelehrt, diese Gesellschaft unter Ludwigs XVI. Zepter — sie, die immer liebenswert war —, sie, die mit Begeisterung die Morgenröte der Freiheit pries, die ihre Mitglieder

in den Freiheitskampf des jungen Amerika sandte — und doch wie elend enden mußte, ein Märtyrer unverstandener Menschenrechte.

Bis zu ihrem Tode blieb sie was sie war — das verhätschelte Kind der Fürstengunst, das Vermächtnis früherer, glücklicherer Generationen, das in Hofluft erzogen, auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit zugrunde ging. Aber selbst im Gefängnis, selbst vor dem Revolutionstribunal, selbst auf der Plattform der Guillotine bewahrte sie ihre Erziehung. Selbst die Conciergerie ward ihr zum Salon. In düsteren, von spärlichen, schwelenden Talglichtern matt beleuchteten Gefängnisgängen tändelt man, dichtet man, summt man mit leiser Stimme Lieder der Sehnsucht, und der Liebe, man will nicht weniger galant, nicht weniger anmutig sein als in den Tagen des Glücks. Hinter Kerkermauern selbst bewahren jene verwöhnten Frauen Beherrschung und Ton, das Fazit ihrer Erziehung. Graf Beugnot, ein Gefangener der Conciergerie, hat uns ein Bild dieser Gesellschaft in jenen schweren Tagen gezeichnet. „Wie ein ungezogenes Kind, für dessen Streiche man nur ein Lächeln hat, behandelt man das Unglück, man lächelt — lächelt über die Gottheit Marats, über die Priesterschaft Robespierres, über das Richteramt Fouquier-Tinvilles und man scheint zu diesem ganzen blutgierigen Bedientenpack zu sagen: Ihr könnt uns töten, wenn es euch gefällt, was Generationen in uns legten, was unsere Zeit verkörperte, werdet ihr uns nie nehmen. Zu leben haben wir gewußt, wir werden auch zu sterben wissen und mit unserem Wappen das Schafott zu

einer Stätte der Ehre für uns machen." Die Geschichte hat ihr Signum darunter gesetzt.

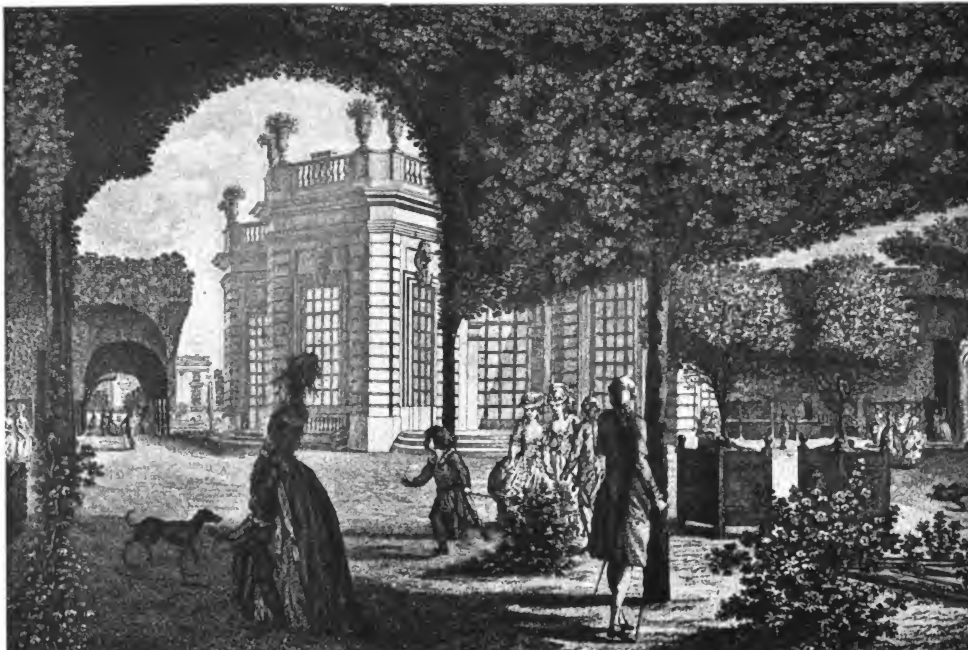
Vor unserem geistigen Auge leben sie wieder auf, alle jene Gestalten, die der irregeführte Freiheitsdrang wie lebensunfähige Kreaturen einer grauen Vorzeit hinwegfegte. Da ist der Hof der zwanzigjährigen Marie Antoinette — Madame Elisabeth, Ludwigs XVI. Schwester, ein Engel an Milde und Reinheit, Mesdames Adélaide, Victoire und Sophie, die Töchter Ludwigs XV., die keuschen Nachkommen eines wollüstigen Vaters, die Gräfinnen von Provence und Artois, Gemahlinnen der Brüder des Königs, die sympathische Herzogin von Chartres, die rührende, feinsinnige Prinzessin von Lamballe, die verführerische Herzogin von Polignac — und an ihrer Seite der gemütvolle Ludwig XVI., der schlaue, herrschsüchtige Graf von Provence, der unruhige, glänzende Graf von Artois — der Herzog von Chartres, der spätere Philippe-Egalité, der Herzog von Penthièvre, Graf Mercy-Argenteau, Maria Theresias Vertrauter, und dann jene Intimen von Klein-Trianon, der begabte Baron Besenval, der ritterliche Graf Fersen, des Schwedenkönigs Gesandter, der Herzog von Lauzun, der liebenswürdige Prinz von Ligne, der ruhmsüchtige Herzog von Bourbon, und wie sie alle heißen, deren Namen für immer mit der letzten Epoche des verfallenden ancien régime verbunden sind.

Ein anderes Bild — weniger glänzend, weniger vom purpurnen Pomp des Sonnenkönigtums

getragen — Klein-Trianon. Ludwig XVI. hatte es nach seiner Thronbesteigung Marie Antoinette geschenkt. „Du liebst die Blumen," hatte er zu seiner jungen Gemahlin gesagt, „nun wohl, ein Bukett von ihnen sei dein eigen" — es war Klein-Trianon. Marie Antoinette hatte aufgejauchzt vor Freude über das Angebinde, gehörte ihr doch nun ein Ruhesitz, nach dem sie sich seit ihrer Heirat gesehnt, der ihr Erholung bringen sollte von den Anstrengungen des höfischen Lebens mit seiner steifen Etikette, seiner fast altspanischen Grandezza und seinen rauschenden nie enden wollenden üppigen Festen und Gesellschaften. In Klein-Trianon sollte die junge Königin ihre glücklichsten Tage verbringen, die Tage ihrer Jugend, die ein rauhes Geschick mit schwerer Hand blindwaltend unterbrach. Aus Klein-Trianon schuf der Geschmack Marie Antoinettes jenes Dorado idyllischen Landlebens, wie es Jahrhunderte nach ihr bewunderten. Die junge Königin liebte nicht jene Gärten alten Stils wie sie Le Nôtre geschaffen, mit ihren langweilig ausgerichteten Kreuzpflanzungen, ihren Parallelogrammen kunstvoll geschorenen Bosketts, ihren, wie in einem Prokrustesbett zusammengedrängten Strauchgruppen, ihren spinnrockenförmig beschnittenen Taxushecken, ihren in Marmorrahmen eingekerkerten Blumenbeeten. Die Natur, die sie umgab, sollte wie sie selbst frei sein von dem lästigen Joch der Etikette. Ihr erster Gedanke war in Trianon einen englischen Garten zu schaffen, ein Stück freier unberaubter Natur hervorzuzaubern. Auf Schritt und Tritt sehen wir die

Verwirklichung dieses Gedankens, jene in neckischen Windungen unregelmäßig hervortretenden Baumgruppen, jene zurückweichenden Fußpfade, jene Schlangenlinien gleich laufenden Alleen, jene Gebüsche, jene Felsen, Kaskaden, Rinnsale, jene Grasplätze besät mit Feldblumen — alles predigt die Rückkehr zur Natur. Und bald werden in diesen prächtigen Gärten, wie unter der Zauberrute einer gütigen Fee, alle jene Gebäude voll unnachahmlicher Pracht entstehen, jene künstlerisch geschaffenen Ruinen, jene Lustvillen en miniature, jene Landhäuser im Schweizer Stil, jene Pavillons und Lauben; Kunst und Architektur aller Länder und aller Zeiten wird sich vereinen, um unter dem Zepter von Frankreichs Königin aus diesem kleinen Winkel Erde ein Vorbild höchsten und raffiniertesten Geschmacks zu schaffen. Mitten aus jenem, in tausend Serpentinen sich windenden Flüßchen, das bald in rauschendem Fall, bald in plätscherndem Murmeln, zu Tal läuft, erhebt sich leicht und graziös wie eine Najade, ein Inselchen von entzückenden Formen und auf ihm, das berückendste Wunder vielleicht dieses blendenden Edens, ein runder Tempelbau von vollendeten Linien, dessen Kuppel von dem reichen Kapitäl korinthischer Säulen getragen, die Statue Amors, des Liebesgottes, überdacht.

Und dann weiter der See mit seinen samtartigen Ufern, seinen wohlig sich kräuselnden Wellen, auf denen güldene und blumenüberstreute Gondeln mit flatternden Wimpeln in den Farben der Königin sich im Takte wiegen.



Chr. de Lespinasse del.

Der französische Garten um 1782



Chr. de Lespinasse del.

Der englische Garten um 1782

Jedes Jahr bringt eine neue Schöpfung der königlichen Fee. 1778 entsteht nach den Plänen Miques auf sanft ansteigendem Hügel zwischen Rosen-, Myrten- und Jasminhecken, das Belvedere. Die Königin eilt jeden Morgen hierher, um auf graumarmornem Tische, den drei mächtige Bronzefüße tragen, ihr Frühstück einzunehmen. Von hier aus bietet sich der herrlichste Ausblick dem entzückten Auge. Am Fuße des Hügels scheint der Fluß, der wildschäumend aus steiniger Höhe herabstürzt, schon wieder beruhigt, sein leises Schlummerlied zu singen. Acht Sphinxe mit idealen Frauenköpfen bewachen den Eingang zu diesem Dorado. Ein prächtiger, vieleckiger Bau, dessen Konturen sich scharf von dem Hintergrunde des Hochwaldes abheben, krönt die Plattform des Hügels. Von den Fenstern grüßen die allegorischen Figuren der vier Jahreszeiten und über den Türen laden Jagd- und Gartenbilder zum Verweilen ein. Im Innern blendet ein Boden aus weißem Carraramarmor den überraschten Beschauer — leichte, graziöse Arabesken, bald rauchenden Dreifüßen gleichend, bald Vasen- und Blumengirlanden vortäuschend, schmücken die Wände. Hier trinkt ein Fink aus edlem Onyxgefäß, dort schnäbeln zwei Tauben in brünstiger Liebe, ein Eichkätzchen zernagt die appetitliche Frucht, und ein gelber Kanarienhahn schmettert in goldenem Bauer sein Lied.

Ein anderes Bild. In dunkelschattiger Schlucht, zu der man nach vielfachen Windungen über eine in den Felsen mühsam gesprengte Treppe gelangt,

liegt eine Grotte. Gedämpft nur dringt das Licht durch die Kronen der überragenden Bäume, wildes Strauchgebüsch verschließt sie vor indiskreten Blicken. Weiches Moos bedeckt die steinigen Wände und den Boden. Sie ist der Lieblingsaufenthalt Marie Antoinettes. Hier sinnt und ruht Frankreichs Königin, hier spinnt sie Gedanken an Lust und Liebe, hier träumt sie von vergangenen Zeiten, von den Tagen der Hofburg und Schönbrunns, von den Tagen der reinen, keuschen Mädchenzeit, hier kommt ihr das Leben zum Bewußtsein, ihr Leben, das sie, die viel beneidete, die viel umworbene, die glänzende, doch im Grunde so einsam führt, hier steigen ihre ersten Seufzer auf — während kaum einige Schritte von ihr die tolle, ausgelassene Lust regiert —, hierher flüchtet sie, wenn Kummer ihr Herz bedrückt und hier empfängt sie in schmerzlichen Gedanken die ersten Nachrichten von den Vorgängen des 5. Oktobers — hier hört sie noch, ehe sie Trianon für ewig verläßt, das ferne Donnerrollen der Revolution. Und jetzt folgt mir den Fluß entlang, über den Tempel der Liebe hinweg, bis zum See — aus der Einsamkeit der düsteren Grotte in das sonnendurchstrahlte Leben. Ein Dörfchen spiegelt sich in den smaragdenen Fluten. Acht Bauernhäuschen mit Gemüse- und Fruchtgarten geben das idyllische Bild unverfälschten Landlebens. Ihre bleigefaßten Scheiben leuchten in vielfachen Farben, an den Wänden klimmt Geißblatt und wilder Wein empor bis zu dem niedrigen, weit ausladenden Strohdach. Zierliche Ernteschuppen, ragende

Speicher und Ställe umgeben die Höfe der kleinen Gewese. Das Haus der Königin ist das schönste von allen. Fayencewaren aus Saint-Clément voll blühender Stauden schmücken seine Fassade, und Weinlauben spenden Schatten in seinem Garten. Ganz in der Nähe erhebt sich der Marlborough-Turm, dem ein altes Wiegenlied den Namen gegeben hat, und dessen breite, mit Pelargonien und Levkojen geschmückte Treppen bis zum See hinunterführen.

Das Dörfchen ist eine Musterwirtschaft, nichts fehlt in ihm, weder Scheune noch Hühnerstall, weder Gärtnerhaus noch Mühle. Marie Antoinette und ihr Maler Hubert Robert haben an alles gedacht. Sie haben nicht vergessen, Risse in die Steine, Sprünge ins Mauerwerk, Salzkrusten auf die Ziegel zu malen, als ob die Zeit nicht schnell genug die Spielereien einer Königin zerstören würde. Am Ufer des Sees liegt die Molkerei. In Porzellangefäßen, die eigens zu diesem Zwecke in der Manufaktur der Königin angefertigt sind, kühlt man die Milch auf weißmarmornen Tablettes. Der König spielt den Müller, die Königin die Bäuerin, Monsieur (der Graf von Provence) den Schulmeister. Es ist das Landleben, wie Florian es in Mode gebracht hatte, wo Wäschermädel gepudert und parfümiert wie große Damen, mit Ebenholzstöckchen die feine Spitzenwäsche schlagen, wo Schäferinnen in Salonschuhen rosenbekränzte Hammel mit goldener Schere scheren.

Und dann das Schloß der Herrin selbst — Klein-Trianon. Zwischen Teppichbeeten und Ro-

senstöcken steigt man hinan — eine prächtige Freitreppe führt unmerklich bis zu den Gemächern der Königin. Die Türen eines Vorsaales öffnen sich und gewähren Eintritt in den reichgeschnitzten Speisesaal, dessen Arabesken, dessen Blumengirlanden, dessen Fruchtkörbe voll lachenden Obstes, das Bild des ländlichen Ruhesitzes betonen. In der Mitte steht der berühmte Tisch, den Loriot einst für Ludwig XV. anfertigte, und der durch eine Falltür im Boden, fertig gedeckt vor den erstaunten Gästen zu erscheinen pflegte. Und weiter die Zimmer der Lust und der Freude, der leichten Musen, des Spiels und des Gesangs. Weinlaub voll hängender, strotzender Trauben, Gitarren und Trommeln, lächelnde Amoretten unter Lorbeerkronen — karmoisinrote Seidenpolster mit goldenen Tressen. — — Das Boudoir der Königin. — — Rauchende Dreifüße, Füllhörner, Tauben auf Rosennestern, überall die Initialen der Königin M. A. hinter blühenden Margueriten. Zuletzt das Schlafzimmer Marie Antoinettes. Ein Meer von duftigen Spitzen über dem kostbaren Lager, dessen Vorhänge silber- und perlbesetzte Schärpen wie achtlos zur Seite schlagen. Mohn und Myosotis in vollendeter Kunst gemalt, umranken den Plafond. Auf dem Kamin die Schäferuhr, auf der Österreichs Adler zwischen Hirtenstab und -hut die Fittiche breiten, um die glücklichen Stunden im Leben der Herrin von Trianon anzuzeigen. An den Wänden Bilder von Pater, Watteau und Wertmüller. Über allen Räumen des Schlosses scheint Leben zu liegen, Leben, Liebe und Glück. Jener

unendliche Charme, wie ihn Frankreichs Königin während der glücklichen Jahre ihres Lebens um sich zu verbreiten wußte, liegt über Klein-Trianon. Überall jener Stil, man hat ihn später nach dem sechzehnten Ludwig benannt, man sollte ihn lieber nach seiner Schöpferin Marie Antoinette nennen, jener Stil, den noch unser Jahrhundert als höchstes Werk der Eleganz und Anmut anspricht. Er zeigt nicht mehr die strenge Größe des Stiles unter Ludwig XIV., noch die gewundene Ziererei unter dem fünfzehnten Ludwig — in der Mitte zwischen beiden liegt sein Reich. Die Reinheit der Linien vereint sich mit der Zartheit des Schmuckes, solide mit dem Schein der Zerbrechlichkeit, gefällig und doch würdig, harmonisch, abgerundet ohne Übertreibung, bequem ohne zu schwelgerischer Ruhe einzuladen — sind seine Attribute. Die Verleumder Marie Antoinettes haben die Königin angeklagt, Deutsche geblieben zu sein — nie war sie mehr Französin als in Klein-Trianon.

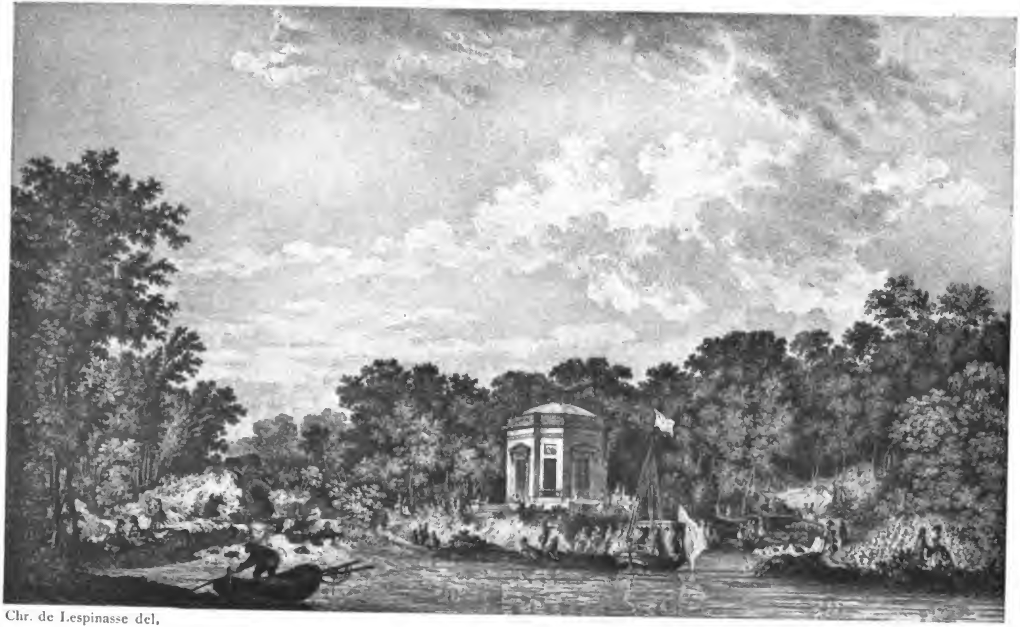
Und doch schwebt ein sonderbarer Geist über Klein-Trianon — es ist der Geist der Revolution. Überall bereitet sich hier unter der Führung von Frankreichs Königin die Umwälzung vor. Es wandeln sich Ideen, Sitten, Geschmack, es ändern sich die Anschauungen in Literatur und Kunst, selbst der Gartenbau wird von dem allgemeinen „Etwas", das wie ein Fludium durch die Gedanken der Menschen geht, ergriffen. Die Regel verfällt — Phantasie, Laune und Freiheit lautet das neue Dogma. Die Freiheit, die absolute Freiheit aber, die alle Geister wie in einem Taumel umfing, war

es, die jene blutigen Auswüchse der großen Umwälzung zeitigte. Alle wollten sie genießen, Regierende und Regierte, alle wollten ihrer Segnungen teilhaftig werden und wußten nicht, daß der Weg durch Selbstzucht führt. Marie Antoinette genoß sie als erste in der Blüte ihrer Jugend, auch sie wußte den Wert dieses großen Geschenkes nicht zu würdigen, und sie büßte am schwersten für ihr Verkennen. Trianon verschlang Summen, die in keinem Verhältnis zu den Einkünften der Krone standen, die bei der fast verzweifelten Finanzlage des Staates, das Volk, dem zwar der Pomp bei festlichen Gelegenheiten eine Augenweide war, das aber den intimeren Luxus jenes königlichen Landsitzes nicht verstand, gegen Marie Antoinette aufbringen mußten. Zwar hat es nie an unkritischen Stimmen gefehlt, die sich bemühten, die Kosten für Klein-Trianon als exorbitant hoch angegeben darzustellen, so jene des Grafen d'Hezecques und der Baronin Oberkirch; aber man sollte ihre Stimmen wägen und nicht zählen. Der englische Garten, der chinesische Pavillon, das Ringspiel, das Belvedere, der Tempel der Liebe, das Theater und endlich der Schweizerweiler, alles Neuschöpfungen Marie Antoinettes, haben enorme Summen verschlungen. Die besten Berechnungen beziffern sie heute bis zum Jahre 1789 auf etwa 2 000 000 Livres, bei dem damaligen Kaufwert des Geldes eine Riesensumme.

Um ihre Lieblingsideen verwirklichen zu können, griff Marie Antoinette zum ersten Male in die Politik ein. Als es ihr im Jahre 1775 klar

wurde, daß Turgot, weit entfernt die Ausgaben des Hofes noch zu vermehren, auch ihr die geforderten Mittel für Klein-Trianon schuldig bleiben würde, beklagte sie sich beim Könige. Wer könnte wohl sagen, wie schwer einige Monate später die Verzögerung der Anlagen von Klein-Trianon auf die Entlassung des Ministeriums Turgot-Malesherbes einwirkte, wie schwer sie in die Geschichte des Königtums eingriff. Kaum zwei Jahre war Turgot jetzt Finanzminister. An seine Seite hatte man den edlen, aber schwachen Malesherbes gestellt. Durch sein Reformprogramm, das die Hebung der Wohlfahrt durch Freigabe des Getreidehandels innerhalb des Reiches und nach außen vorsah, das religiöse Toleranz, bürgerliche und politische Gleichheit dem Lande geben wollte, hatte sich Turgot Ludwig XVI. zum Freunde gemacht. „Nur er und ich lieben das Volk", pflegte der König zu sagen und ließ von seinem Budget Millionen streichen. Noch hoffte man durch Sparsamkeit allmählich zwischen Einnahmen und Ausgaben das nötige Gleichgewicht herstellen zu können. Da war es die Königin, die dem allen ein Ende machte, und ein System, das man unter den schwierigsten Verhältnissen geschaffen, leichtfertig umwarf. Sie war von Feinden des Ministers umgeben, dessen wichtigste Edikte, die Abschaffung der Fronden und Korporationen soeben vom Könige, gegen den Widerstand des Parlaments, die Sanktion erhalten hatten. Die Hofkabale tat ihre Schuldigkeit. Endlich gab auch der schwache Ludwig XVI. den Widerstand auf und am 13. Mai

1776 erhielt Turgot den Abschied. Das Ziel war erreicht. Doch schon vordem hatte der König dem Willen seiner Gemahlin bei Turgot Erfüllung zu schaffen gewußt. Ein königliches Dekret vom 22. August 1775 befahl dem Finanzminister, einen Kredit von 100000 Livres für die Arbeiten in Klein-Trianon bereit zu halten. So konnten die Gartenanlagen im Herbst ihre Fortsetzung finden. Zwei Monate nach dem Sturz Turgots schrieb Kaiser Joseph II. an Marie Antoinette: „Sie mischen sich darein, liebe Schwester, Minister abzusetzen... Haben Sie sich einmal gefragt, mit welchem Recht Sie sich in die Angelegenheiten der Regierung und der französischen Monarchie mischen? Welche Vorstudien haben Sie gemacht? Welche Kenntnisse haben Sie sich angeeignet, um die Einbildung hegen zu dürfen, daß Ihr Rat oder Meinung für etwas gut sein könnte und namentlich in Angelegenheiten, die so ausgedehnte und weitgehende Kenntnisse erfordern." Die Mahnung kam zu spät. Inzwischen ist man in Trianon nicht müßig gewesen, alles nach dem Sinn der Herrin herzurichten. Die Königin zwingt den ganzen Hof in ihren Bann. Selbst der König ist von dem Charme des neuen Landlebens überwältigt. Er pflügt, schmiedet kunstvolle Eisengitter, hilft wie ein guter Hausvater die Wirtschaft in Ordnung halten, während Marie Antoinette im Freien bei der Arbeit frühstückt, Seen ausgraben, Quellen fassen läßt, die Molkerei überwacht und eines Tages selbst ihre beiden Kühe Brünette und Blanchette melkt. Die Illusion ist vollständig „eine Schäferidylle, in welcher der



Chr. de Lespinasse del.

Das Belvédère um 1782



Van Blarenberghe pinx.

Boudoir und Mühle um 1786

Wolf fehlt", meint der Poet Chevalier de Boufflers. Und doch war er da der Wolf — draußen vor Trianons Fluren —, weit draußen, wohin der Lichterschein der nächtlichen Feste verebbend drang, lauerte er — blutgierig und hungrig — das Volk.

In den ersten Jahren ihrer Regierung war Marie Antoinette nur den größten Teil des Tages in Trianon und kehrte abends regelmäßig nach Versailles zum Könige zurück. Häufig nur in Begleitung der Prinzessin von Lamballe, manchmal auch mit mehreren Damen ihres Gefolges, jedoch niemals in Gegenwart von Herren ihres Hofes, verlebte sie hier in toller Lebenslust ihre Jugend als Gattin und Herrscherin. Ein tiefer Schatten fällt in diese früheste Zeit ihrer jungen Ehe. Bis jetzt waren ihr Kinder versagt worden. Nicht zuletzt mag dies der Grund für jene Unbefriedigtheit der jungen Königin gewesen sein, die sie in schwärmerischen Frauenfreundschaften, in Schäferspielen und nächtlichen Liebesfesten zu vergessen suchte. In der Tat hielt sich Ludwig XVI. in den ersten Jahren der Ehe von seiner Gemahlin fern. Marie Antoinettes Briefe an ihre Mutter, die Kaiserin, sprechen nur eine allzu deutliche Sprache. Maria Theresia selbst war entsetzt über das Mißgeschick, das ihre Tochter getroffen hatte. In ihren Briefen, die sie in den Jahren 1770—1775 an Marie Antoinette richtete, taucht immer und immer wieder die Frage nach dem zu erwartenden Enkel auf und sie ist unglücklich, wenn stets nur dieselbe untröstliche Antwort aus Versailles und Trianon

einläuft. Sie gibt Verhaltungsmaßregeln, verbietet ihrer Tochter Sport und Reiten. Am 3. Januar 1774 richtet sie an ihren Gesandten in Paris, den Grafen Mercy-Argenteau, ein Schreiben, in dem es heißt: „Die Kälte des Dauphins, eines jungen Ehemanns von zwanzig Jahren, einer hübschen Frau gegenüber, ist mir unbegreiflich.“ Graf Mercy unternimmt es, der Kaiserin nach und nach die nötige Aufklärung zu geben. Die Ärzte legen jene Kälte einem körperlichen Gebrechen des Dauphins zugrunde, dessen Behebung jedoch möglich und durch eine kleine Operation wahrscheinlich ist. Maria Theresia greift diese Version freudig auf. Von der Reise ihres Sohnes Joseph nach Frankreich verspricht sie sich die günstigsten Wirkungen. „Vielleicht findet er das Mittel, diesen trägen Ehemann zu bestimmen, sich besser auf seine Pflichten zu besinnen.“

## DRITTES KAPITEL

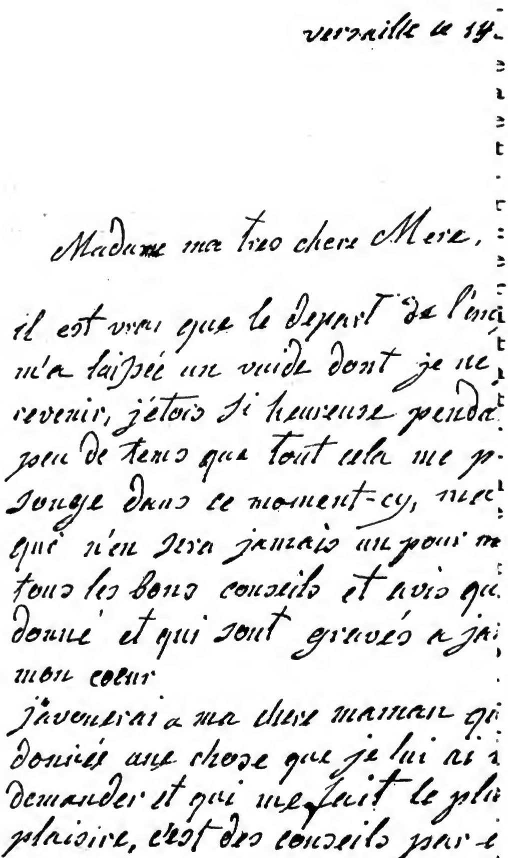
**Die Prinzessin von Lamballe. — Ihr Gemahl ein Wüstling. — Sie selbst hysterisch-pervers. — Mit 26 Jahren tritt sie in den Dienst der Königin. — Ihr Benehmen stößt den Hof ab, und sie fällt in Ungnade. — Libelle gegen Marie Antoinette und Mme. Lamballe. — Klein-Trianon ein Sumpfpfuhl lesbischer Liebe. — Höfische Pamphlete zeihen Marie Antoinette des Lasters. — Gräfin Jules de Polignac, eine Freudendirne. — Ihre Familie wird mit Gnadenbeweisen der Königin überhäuft. — Gräfin Jules und ihr Salon. — Die Königin verbringt die Nächte ohne den König in Klein-Trianon. — Sie schließt sich vom großen Hof vollständig ab und eine Intimenclique umgibt sie. — Das Hasardspiel wird in ihren Salons heimisch. — Falschspiele. — Unlautere Elemente gewinnen Platz am Pharaotisch der Königin. — Reflexionen.**

Aber die Abreise des Kaisers verzögerte sich und Marie Antoinette suchte in hingebender Freundschaft mit Frauen ihres Hofes Liebe und Verständnis zu finden, zwei Eigenschaften, die sie vom Könige vergebens erwartet hatte. Am 16. September 1775 ernannte sie die kaum 26 jährige Prinzessin von Lamballe zur Oberaufseherin ihres Hofstaates. „Urteilen Sie selbst über mein Glück," hatte sie einige Monate vorher an den Grafen Rosenberg geschrieben, „meine intime Freundin werde ich glücklich machen, und ich werde höheren Genuß davon haben als sie selbst." Mit 19 Jahren hatte die junge Fürstin schon ihren Gemahl, den wollüstigen Prinzen von Lamballe, verloren. Pariser Dirnen hatten ihn zugrunde gerichtet. Schon lange durchtobte seinen ausgemergelten Körper die Lustseuche, deren unheilvolles Vermächtnis er seinem jungen Weibe übertragen hatte. Bis zu seinem Ende führte er ein Lasterleben, offen vor allen Augen. Kokotten und Kurtisanen wiegten die elenden Krüppel, Geschöpfe seiner Lust, auf den Armen, und über die vornehmen Avenuen und die Boulevards der Seinestadt tönte das Echo seiner galanten nächtlichen Abenteuer. Mit seinem Tode kam die tückische Krankheit auch bei der Prinzessin zum Ausbruch. Einem deutschen Arzt gelang es mit seinen Quecksilberkuren das Übel zu heilen — aber eins blieb übrig als ewiges Angebinde — eine stark ausgeprägte Nervosität — ein hysterischer Zustand, der sich in flatterhaftem Wesen, in ausschweifenden Begierden und einer bis aufs äußerste gesteigerten Lüsternheit kundtat.

Das sehr wertvolle Zeugnis Seifferts, des deutschen Arztes, gibt uns davon genaueste Kenntnis. Die Prinzessin von Lamballe war nach ihrem eigenen Geständnis hysterisch — pervers.

Da sie aus ebenbürtigem Hause stammte, so ging bereits einige Monate nach dem Hinscheiden Maria Lesczinskas, der Gemahlin Ludwigs XV., das Gerücht, der König werde die junge und blendendschöne Witwe heimführen. Aber während man Pläne schmiedete, intrigierte, feilschte, fand die Du Barry Muße auf der Szene zu erscheinen und den schon altersschwachen Herrscher ihren Reizen gefügig zu machen. Nun trat sie als 26jährige Witwe in den Dienst der zwanzigjährigen Königin. Naive, fast kindliche Züge und ein ruhiges sanftes Auge liehen der Frau das köstliche Etwas, das traumvoll sehnsüchtige des jungen Mädchens. Nicht eine Falte, nicht eine Wolke schwebte über jener ebenmäßig geformten Stirn. Ihre Ernennung zur Oberhofmeisterin brachte einige Verwirrung in den Hofstaat der Königin. Die Marschallin von Mouchy, jene, die Marie Antoinette einst in sprudelnder Laune Madame l'Etiquette getauft hatte, nahm als erste ihren Abschied als Ehrendame der Königin. Am 16. Mai 1776 schrieb Graf Mercy-Argenteau an Maria Theresia: „Unaufhörlich hat die Königin Streit zu schlichten, Klagen anzuhören, Ihre Majestät ist darüber ganz erschöpft, ihr Dienst ist schlecht besorgt und jedermann ist unzufrieden.“ Überall empfand man die Prinzessin von Lamballe als lästigen Eindringling. Zu frei und ungebunden, in der Formlosigkeit des Landlebens einer Grande

Marie Antoinette an ihre Mutter, die Kaiserin Ma


versaille ce 14

Madame ma tres chere Mere,

il est vrai que le depart de l'em
m'a laissé un vuide dont je ne
revenir, jétois si heureuse penda
peu de tems que tout cela me p
songe dans ce moment-cy, mes
qui n'en sera jamais un pour m
tous les bons conseils et avis qu
donné et qui sont gravés a ja
mon coeur
j'avouerai a ma chere maman qu
donnéés une chose que je lui ai
demander et qui me fait le plu
plaisire, c'est des conseils pour

aria Theresia

Juin 1777

pereur

puis

nt ce

avoit une

is tout ce

oi c'est

'il me

mais dans

'il m'a

bien

es grand

oit qu'il

Dame nach altem Muster aufgewachsen, verlor sie auf dem glatten Parkett des Hofes den so nötigen Rückhalt, unterlag sie Intrigen und Machenschaften einer nach Machiavellschen Maximen gedrillten Gesellschaft. Bereits am 17. April 1776 konnte Graf Mercy, der scharfsichtige Beobachter, Maria Theresia melden: „Die Prinzessin von Lamballe verliert viel von ihrer Gunst, denn in der Tat liegt ihr kein Mittel, sie sich für die Dauer zu bewahren." Und am 16. Oktober 1779 schrieb der gleiche Gewährsmann an die Kaiserin in Wien: „Prinzessin Lamballe, die drei Monate im Bade zugebracht hat, ist zurückgekehrt und hat mehr denn je den vollständigen Verlust ihrer Gunst bei der Königin bemerken müssen. Für Ihre Majestät ist diese Oberhofmeisterin in dem Grade zu einem Gegenstand des Verdrusses und der Verlegenheit geworden, daß bereits der Widerwille durchzublicken beginnt. Die Prinzessin äußert sich darüber in Klagen bei ihren Vertrauten, die wiederum der Öffentlichkeit Mitteilung machen, aber diese selbst nimmt so geringes Interesse an der Oberhofmeisterin, daß sich niemand ernstlich damit beschäftigt, noch Betrachtungen über die veränderte Haltung der Königin ihrer einstigen Favoritin gegenüber anstellt." War Mercy, der sonst so fein beobachtende, in einer gefährlichen Selbsttäuschung befangen, oder wollte er nicht der Träger von Gerüchten werden, die nur allzusehr geeignet waren, Frankreichs Königin bei ihrer kaiserlichen Mutter in Mißkredit zu bringen? Welche Motive Maria Theresias Gesandten zu jenen un-

genauen Berichten veranlaßten, wird wohl stets verborgen bleiben. Eins aber steht fest, Graf Mercy mußte zu jener Zeit genaueste Kenntnis haben von jenen schädlichen Libellen, Schmähschriften und Gerüchten, die gegen die Königin und Madame Lamballe umliefen. Vielleicht ist auch später ein Teil jener Geheimkorrespondenz zwischen Maria Theresia und ihrem Vertrauten, der sich mit dieser heiklen Frage beschäftigte, vernichtet worden. Außer gelegentlichen und ganz vagen Andeutungen Mercys über Libelle gemeinhin, die gegen die Königin gerichtet wären, sind keine weiteren und detaillierteren Auslassungen auf uns überkommen. Im Volke lief schon lange, durch zotige Schmähschriften genährt, das Gerücht um, Marie Antoinette ergebe sich mit ihren Favoritinnen in der Zurückgezogenheit Klein-Trianons den wollüstigen Ausschweifungen der lesbischen Liebe. Des Königs viel bekanntes körperliches Leiden, seine Zeugungsunfähigkeit und alle jene intimen Geschichten, die über die spitzen Zungen glatter Höflinge und vernachlässigter Aristokratinnen, aus den Vorzimmern von Versailles ihren Weg unter das Volk fanden, mögen den ersten Anlaß dazu geboten haben. Und jene Worte, die Pöbelweiber Frankreichs unglücklicher Königin auf ihrem letzten Gange in die Ohren gellten, die sie zur Messaline, zur Medicis, zur Fredegunde stempelten, fanden schon jetzt ihren Weg in die Öffentlichkeit. Möchte man nicht glauben, daß jene ehrlosen Pamphlete auch aus der Hefe eines zügellosen Volkes entstanden seien? Und doch waren sie nicht das Werk

kleiner, hungernder, elender, neidischer Kreaturen. Ihre Urheber saßen in der Umgebung der Königin selbst, saßen in ihrer eigenen Familie. Wenn man den Worten Maugras' trauen darf, so war es vor allem der herrschsüchtige Graf von Provence, der, durch den Verlust des Thrones für seine eigene Person aufgebracht, seine Schwägerin mitleidlos angriff. Epigramme, Verleumdungen, Schmähungen, alles schien ihm gut, schien ihm für seine Zwecke geeignet. Und neben ihm standen alle jene Höflinge, jene großen Damen, die einst nach der Gunst Marie Antoinettes gegeizt, die Frankreichs junge Königin mit Gnadenbeweisen überhäuft hatte, und die ihr doch nicht die Reformen verzeihen konnten, welche sie ruiniert hatten. Da sind die Rohan, die Marsan, die Guémenée, die d'Aiguillons, der Herzog von Orleans, die die öffentliche Meinung gegen ihre Königin aufpeitschten. Schmutzig und faulig wie die Quelle sind auch die Schlammmassen, die ihr Wasser vor sich hertreiben. Wenn wir von dem Ende einer Gesellschaft, der Gesellschaft unter Ludwigs XVI. Zepter sprechen wollen, so dürfen wir diesen Punkt nicht übersehen. Aus ihm emaniert zum großen Teil jene Pöbelwut gegen den Hof und die Aristokraten, wie sie sich in den achtziger und neunziger Jahren unter der Revolution mit Feuer und Schwert Bahn brach. Prinzessin von Lamballe blieb einstweilen aus der Nähe der Königin verbannt. In Paris verbreitete sich bald das Gerücht, man hätte die Zeit nicht ganz ungünstig gewählt, da die junge Fürstin Mutterfreuden entgegensehe. Unter-

dessen hatte eine andere Zeit gefunden, die Gunst der Königin zu gewinnen. Es war die Gräfin Jules de Polignac. Auf einem Sommerball des Hofes im August 1775 war die damals Sechsundzwanzigjährige Marie Antoinette zum ersten Male begegnet. Noch stand die Prinzessin von Lamballe auf der Höhe ihrer Macht, war sie die erklärte Favoritin der Königin. Aber je mehr Gräfin „Jules" hervortritt, je mehr die junge Königin sie, die bis dahin arm und unbekannt, fern von dem glänzenden Hofe Versailles gelebt hatte, an sich zu fesseln beginnt, desto mehr verblaßt der Stern Mme. von Lamballes. Die Pamphlete der Zeit, und dies ist typisch für sie, suchen in dem Wechsel, den Marie Antoinette mit ihren Günstlingen vornahm, einen ganz besonderen Grund — das Laster. In dem 1789 erschienenen Libell: La Reine dévoilée, läßt man Mme de Polignac jesuitisch gestehen, daß sie eine Freudendirne wäre. Und in der fast zu gleicher Zeit erschienenen Schmähschrift: La Messaline françoise ou les nuits de la duchesse de Pol. . . (Polignac) etc., klagt man die Favoritin offen des Lesbismus an. Nehmen wir den Grund, den jene Pamphlete geben, aus, so werden wir nach einer anderen Ursache der Hinneigung Marie Antoinettes zu dieser Frau suchen müssen — und da kann wohl kaum ein anderes Moment in Betracht kommen, als die allgemein bewunderte und anerkannte Schönheit der Gräfin Polignac — „denn Geist besitzt sie nicht", schreibt Mercy an die Kaiserin in Wien. Ein anziehendes Äußeres ist aber unstreitig ihr eigen —



Bosselmann sc.

Prinzessin von Lamballe

das muß selbst der Herzog von Lauzun, ein erklärter Feind der Gräfin „Jules“ zugeben, der sie als von hübscher Gestalt, mit milden und natürlichen Gesichtszügen schildert. Der Herzog von Lévis gibt eine eingehende Schilderung ihrer äußeren Reize: „Mme. de Polignac,“ sagt er, „hatte die himmlischste Figur, die man sehen konnte; ihr Blick, ihr Lächeln, alle ihre Züge waren engelhaft; ich sage keinesfalls, daß sie jenen Engeln glich, wie sie die englische Nation hervorbringt, mit blonden Haaren und hellblauen Augen; sie besaß einen jener Köpfe, für die Raphaël den Ausdruck des Geistes mit unendlicher Milde gepaart zu finden wußte.“ Auch Mme. Campam, Marie Antoinettes erste Kammerfrau, bewundert ihren natürlichen frischen Teint, ihre dunkelbraunen Augen und Haare, ihre prächtigen Zähne, ihr bezauberndes Lächeln und ihren ganzen von ausgesprochener Anmut getragenen Körper.

Die Polignacs entstammten einem der ältesten und mächtigsten Häuser des Languedoc, aber sie waren seltsamerweise verarmt. Mit dem Tage, da Marie Antoinette die Gräfin „Jules“ zur Favoritin erkor, hatte sie auch beschlossen, die Lage ihrer Freundin zu bessern und sie unabhängig zu machen von den schmalen Einkünften, die ihr Gemahl aus seinem Landgut zog. Die Gräfin selbst war nach der Meinung ihrer Zeitgenossen durchaus nicht geldgierig, aber sie wurde getrieben von ihrer Schwägerin, die in der günstigen Stellung der Verwandten das beste Mittel sah, der Familie wieder den einstigen Reichtum zu verschaffen. Auf

ihr Betreiben erhielt der Schwiegervater der jungen Favoritin, der Vicomte von Polignac, „ein Mann ohne Geist und Würde", den sehr einträglichen Posten eines Gesandten bei den Schweizer Kantonen — ihr Onkel jenen des ersten Stallmeisters beim Grafen Artois. Einem Abbé von Polignac gab man 1779 die fette Pfründe des Bistums Meaux. Der Gemahl der Gräfin „Jules" selbst wurde zum überzähligen ersten Stallmeister der Königin ernannt mit einer vorläufigen Pension von 12000 Livres und freier Benutzung des Marstalls der Königin, eine Bestallung, die das Ausgabebudget Marie Antoinettes um mehr als 80000 Livres per Jahr emporschnellen ließ. „Diese Familie," so klagte Mercy am 17. Dezember 1779, „ohne jegliche Verdienste gegen den Staat, hat sich nur durch Begünstigung, an Belohnungen und einträglichen Stellungen, nahezu an 500000 Livres jährliche Einkünfte gesichert." Und dies war nur ein schwacher Anfang. Im Januar 1780 erhielt Gräfin Jules von der Königin 400000 Livres, um ihre Schulden zu bezahlen, und als sie im Sommer darauf ihre Tochter mit dem Grafen Gramont verheiratete, gab MarieAntoinette der neunzehnjährigen Braut eine Mitgift von 800000 Livres und ihrem Verlobten den Titel eines Herzogs von Guiche zugleich mit der Anwartschaft auf den Posten eines Kapitäns der Leibgarden, den damals noch der Herzog von Villeroy bekleidete. Dem Gemahl der Favoritin aber wurde die erbliche Fürstenwürde zuteil.

Der einzige, dem die Gefahr jener Günstlings-

wirtschaft klar zum Bewußtsein kam, war wiederum Mercy. Bereits am 12. September 1777 hatte er an Maria Theresia geschrieben: „Die Königin kann sich der Gesellschaft dieser jungen Frau nicht mehr erwehren". Nun trat er offen hervor und versuchte mit Rat und Tat die Königin aus dem gefährlichen Milieu ihrer Umgebung zu entfernen. Umsonst! Zwar versprach Marie Antoinette ihm, als sie am 20. September 1780 Trianon verließ, um sich nach Marly zu begeben, daß sie dort einen größeren Hof um sich versammeln würde, aber diesem Versprechen kam sie auch nur in soweit nach, als sie die Neueingeladenen zu Wahrnehmern ihrer Gunstbezeugungen gegen die Polignacs machte. „Die Königin," sagte der Gesandte, „verweilte jeden Morgen längere Zeit bei der Herzogin, wobei nur ganz wenige, besonders ausgezeichnete Personen zugegen waren." Um Königin und Herzogin schlang sich ein Band, das noch gefestigt wurde von den Intimen der Polignac. In ihrem Salon treffen wir die Coignys, die Besenvals, die d'Adhémars, die Polastrons, die Vaudreuils. Eine wahre Kamarilla hat Frankreichs Königin in ihren Fangarmen verstrickt. Graf Vaudreuil ist allmächtig. Er ist der erklärte Geliebte der Herzogin. 1779 denunziert ihn auch Mercy in Wien: „als zu intim und zu öffentlich mit der Herzogin liiert". Aber ein eigenhändiger Brief des Grafen gibt uns noch bessere Auskunft über das Liebesverhältnis. Am Tage nach dem Tode seiner Maitresse schrieb er an den Grafen Artois: „Ein grausamer Schlag hat mich soeben

getroffen, gestern habe ich eine Freundin verloren, die seit 30 Jahren mir nahe stand, die Vertraute aller meiner Gedanken war, sie, durch, und für die ich lebte, die alle Reize, alle Vorzüge und alle Tugenden besaß! Ich habe sie verloren und ich lebe noch!" Doch er lebte weiter, der gute Vaudreuil. Zwei Jahre später schloß er eine Liebesheirat mit der zwanzigjährigen Josephine von Rigaud. Er sah die kaiserlichen Adler auf dem Louvre und die Lilienbanner wieder über Paris flattern. Er starb im Jahre 1817. Im übrigen ist von den Intimen der Herzogin von Polignac nicht viel zu sagen. Besenval und Coigny haben in jener Zeit und auch später als die „Geliebten" Marie Antoinettes gegolten. Jene Anklage ist heute schwer zu widerlegen. Die „liebenswürdige Freiheit", die dieser Zirkel der Intimen auf sein Panier geschrieben hatte, endigte damit, Marie Antoinette zu kompromittieren und sie mit einem Schmutz zu bewerfen, von dem sie die Geschichtsforschung der Nachwelt noch nicht hat reinwaschen können. In der Tat fanden die Pamphletisten hinreichend Stoff, um mit den spitzen Pfeilen ihrer Libelle die Königin tödlich zu verwunden. „Man hätte sich fragen können," sagt Fleischmann, „wo eigentlich das Heim der Königin wäre; in Versailles oder bei Mme. de Polignac?" Bei der Herzogin verbrachte sie ihre Tage und Abende, während diese wiederum zur Nacht in Trianon war. Die Tatsachen sind attestiert, ein Zweifel ist nicht möglich. So schrieb am 9. Juli 1780 M. de Rougeot, ein Mitglied der Familie

Polignac, an die Gräfin d'Esparbès: „Die Königin hat eine Fahrt nach Trianon unternommen. Nur Mme. de Polastron, Mme. de Guiche und Mme. ‚Jules' werden dort bei ihr schlafen. Die Männer werden erst am Morgen eintreffen." Maria Theresias Gesandter gibt dieser Epistel die Bestätigung durch sein Schreiben vom 16. Dezember 1780. „Die Zurückgezogenheit," sagt er, „in der die Königin bis heute in Trianon lebt, entspringt einer von der Gräfin Polignac eingeflößten Idee. Diese wollte eine absolute Abgeschlossenheit von allen Hofdamen und -herren." Etwas Zweideutiges, etwas Geheimnisvolles lag in dem Verhalten der Königin, das die Volkskabale für ihre Zwecke zu nutzen wußte. Maria Theresia hatte ein feineres Empfinden für die exponierte Stellung einer Herrscherin als ihre unglückliche Tochter. Gleich nach Mercys erstem Bericht über die Vorgänge in Trianon schrieb sie an ihren Gesandten: „Ich betrachte diese Vergnügungen in Trianon nur als vorübergehend ohne mich darüber zu beunruhigen, solange sich nicht eine größere Unannehmlichkeit bemerkbar macht; nur möchte ich durchaus nicht billigen, daß die Königin dort ohne den König schläft." Warum nicht? „Weil ich der Meinung bin, und ich weiß dies aus mehr als einem Beispiel, daß für gewöhnlich diese Vorstellungen entweder mit einer Liebesintrige oder mit einem Skandal endigen." Die Kaiserin sollte nur allzusehr Recht behalten. Alle jene Schmähschriften, die in dieser Zeit gegen Marie Antoinette veröffentlicht wurden, fanden ihren Ursprung in den Intrigen, die man in Tria-

non spann. Wahrlich, man war nicht zum Nachgeben gegen die Günstlinge und Favoritinnen geneigt, um so mehr noch, als diese sich auch nicht der geringsten Rücksicht gegen den übrigen Hof befleißigten. „Alles in allem," so schrieb Mme. de Bombelles an ihren Gemahl, „setzt sich diese berühmte Gesellschaft aus ziemlich boshaften Menschen zusammen, deren Ton unglaublich anmaßend und verleumderisch ist." „Sie glauben sich geschaffen, um über die ganze Welt abzuurteilen . . . . ." „Sie sind so ängstlich, daß sich jemand in die (königliche) Gunst einschleichen könnte, daß sie niemanden loben, sondern alle nur nach Wohlgefallen herunterreißen." „Man muß indes dies alles sehen und darf nichts sagen: das wäre ungeduldig." Auch Mercy spinnt seine Reflexionen über dies Thema. „Jene, die bei den Herrschern Gehör suchen," so sagte er, „haben stets, entweder irgendeinen ehrgeizigen Plan oder besondere Wünsche für sich oder die Ihrigen. Je geringer die Zahl der Personen nun aber ist, die fast ausschließlich Zutritt zu den Souveränen haben, desto drückender, desto verwickelter und in der Folge gefährlicher werden die Intrigen. Ein großer Hof muß vielen zugänglich sein, sonst setzen sich Haß und Eifersucht in den Köpfen fest und lassen Klagen, Widerwillen und eine Art Entfremdung entstehen." Der König nahm nur selten an den intimen Abendunterhaltungen seiner Gemahlin teil, um sich in der Regel auch früh wieder zurückzuziehen. Es ist behauptet worden und wohl durchaus verständlich, daß die über-



Marie Antoinette

Dies Bild, eins der seltensten der jungen Königin, wird für eins der ähnlichsten angesprochen. Es befindet sich in der Sammlung Lord Ronald Gowers. Als Urheber bezeichnet man Bonnet

mütige Gesellschaft mehr als einmal die Uhren vorgestellt habe, um Ludwig XVI. recht frühzeitig aus dem lustigen Zirkel, in den er doch so gar nicht paßte, zu entfernen. Hatte sich aber der König zurückgezogen, dann begann jene Ausgelassenheit, wie sie nur am Hofe einer jungen, lebenslustigen Königin möglich ist. Jede Etikette, jeder Rangunterschied war wie durch ein Zauberwort gebannt, und nur die tolle, lebenssprühende Freude herrschte. Eine Zeit lang fand Marie Antoinette Gefallen am Hazardspiel. Im Spätherbst 1776, zur Zeit einer Reise nach Fontainebleau, wollte man sogar Bankiers aus Paris kommen lassen, um sie als Bankhalter beim Pharao zu interessieren. Aber der Plan zerschlug sich, und die Herren der Gesellschaft waren hinfort gezwungen, selbst das häufig wenig rentable Geschäft des Bankhaltens zu übernehmen. Auf der ersten Soiree spielte die Königin bis vier Uhr morgens und verlor nahezu 90 Louisdor. Den zweiten Abend aber spielte sie bereits vorsichtiger und büßte nur einige Louisdor ein. Mercy, der alles beobachtende, fügte diesen Details hinzu: „Der König, der nie des Abends seine Privaträume verläßt, und der auch nicht liebt, daß man Hazard spielt, wagte doch bei dieser Gelegenheit nicht sein Veto einzulegen, da von vornherein alles, was die Königin erfreuen könnte, seine Billigung findet."

Indes konnte sich die Spielleidenschaft Marie Antoinettes ungestört austoben. Mit Recht ließ Maria Theresias Gesandter in einem Schreiben an die Kaiserin durchblicken, daß es traurig wäre, die

andern Orts polizeilich verbotenen Hazardspiele sich ungehindert am Hofe ausbreiten zu sehen, der doch im Gegenteil dazu bestimmt sei, mit gutem Beispiele voranzugehen. Er berichtet, wie Graf Artois in Versailles eine Art Kollekte veranstaltet und jedermann belästigt um 5- bis 600 000 Louisdor zu sammeln, mit denen man eine Bank gründen wolle, gegen die man hoch pointieren könne. „Die Königin," so schließt er endlich seine Epistel, „hat fast täglich beträchtliche Verluste." Je mehr aber die Spielleidenschaft wuchs, desto regelloser wurde auch das Spiel. Es kam so weit, daß man einige Damen aus Marie Antoinettes nächster Umgebung des Falschspieles bezichtigte. Wieder ist es Mercy, der über diese trüben Vorkommnisse nach Wien berichtet. In seinem Schreiben vom 12. September 1777 sagt er offen: „Manchmal werden die Partien recht stürmisch und veranlassen namentlich die Bankhalter zu Vorwürfen gegen die Hofdamen wegen der Ungenauigkeit ihres Spiels." Doch die Königin hatte zu großen Gefallen an den Aufregungen eines Spiels gefunden, in dem der blinde Zufall bald gibt, bald nimmt, als daß sie sich von diesen skandalösen Ereignissen hätte abschrecken lassen. Gegen Ende des Jahres 1777 hat ihre Spielleidenschaft den Höhepunkt erreicht. „Dreimal in der Woche spielt die Königin," schreibt Mercy, „Sonntags, Mittwochs und Sonnabends. Ehemals waren dies Empfangs- und Vorstellungstage, Gelegenheiten, bei denen die höfische Etikette brillierte; dann spielte man ‚Cavagnol' oder ‚Lansquenet'. Aber in diesem Jahre hatte man jene



I.-R. Smitt fec.

Die jugendliche Marie Antoinette

Sehr seltenes Bild in der Sammlung Lord Ronald Gowers

Spiele in einen sehr teuren Pharao umgewandelt, bei dem jeder, sitzend oder stehend, ohne Ansehen der Person noch des Standes spielen durfte."

Ein Aufsehen erregendes Ereignis im Herbst 1778 sollte Marie Antoinettes Spiellust endgültig eindämmen. Der Hof war in Marly und die Königin hatte befohlen, die Spielsäle für jedermann offen zu halten. Natürlich schlichen sich allerlei Abenteurer ein, und man ertappte einen von ihnen dabei, als er dem Bankhalter eine Papierrolle mit Spielmarken übergab, deren Äußeres den echten Louisdors sorgfältig nachgeahmt war. Marie Antoinette mußte nur allzubald den schlechten Eindruck bemerken, den derartige Vorkommnisse bei Volk und Gesellschaft notwendig hervorbrachten. Jener Vorfall hatte ihre Leidenschaft für das Spiel fast vollständig verschwinden lassen.

Die Geschichtschreiber aller Epochen haben über das Spiel am Hofe Ludwigs XVI. geschrieben; der großen Mehrzahl von ihnen ist eine gewisse Übertreibungslust zu eigen. Die Königin hat eigentlich nie hoch gespielt. „Hinsichtlich der Vorwürfe über ihr Spiel," sagt der Prinz von Ligne, „kann ich nur versichern, daß ich sie nie mehr als 2000 Louisdor habe verlieren sehen, und dies war dazu bei einem sogenannten Etikettenspiel, wo sie Furcht hatte von denen zu gewinnen, die von vornherein gezwungen waren, ihre Partner zu sein." Noch zu Ludwigs XIV. Zeit war das Spiel am Hofe bedeutend zügelloser gewesen. Mme. de Montespan machte im Bassetspiel Einsätze von nahezu einer Million Francs. Die Favoritin und der Sonnen-

könig grollten, wenn sich keiner aus der Schar der Höflinge fand, der sie zu halten wagte. An einem Weihnachtstage verlor sie allein an 700 000 Taler. Und trotzdem murrte das Volk nicht — murrte nicht, weil es Mode war unter Ludwig XIV. alles zu bewundern, wie es unter Ludwig XVI. Mode war, alles zu kritisieren.

## VIERTES KAPITEL

Karneval. — Ein Ball in der königlichen Oper. — Tribaden und Dirnen tanzen vor den Augen Marie Antoinettes. — Einer schönen Demimondaine gleich schreitet die Königin durch die Säle. — Ludwig XVI. verwehrt Marie Antoinette den Eintritt in Versailles. — Die Königin will ihre Jugend genießen. — Der König duldet alles. — Toilettenluxus. — Marie Antoinette verschuldet. — Joseph II. nennt den französischen Hof ein Haus des Lasters. — Pferderennen, und wie Graf Mercy sie beurteilte. — L'Autrichienne. — Die Königin greift, beeinflußt von ihren Günstlingen, in die Politik ein. — Maria Theresia sendet ihren Sohn, Joseph II., nach Frankreich. — Joseph II. ist entzückt von den Liebreizen seiner Schwester. — Ein Spielskandal in Gegenwart des Kaisers. — Was Joseph an seinen Bruder Leopold schreibt. — Die Tugend der Schwester ist unangetastet. — Die königliche Familie mißfällt dem Kaiser. — Auf eindringliche Vorstellungen Josephs wird Ludwig XVI. nach 7 Jahren des Zögerns aus einem platonischen, zu einem stürmischen Liebhaber seiner Gemahlin. — Der Hof besucht die Oper. — „Chantons, célébrons notre reine." — Abschied des Kaisers. — Er übergibt Marie Antoinette ein Schriftstück „Betrachtungen für die Königin von Frankreich". — Heilsame Lehren. — Die Königin im Trennungsschmerz. — Ein zärtlicher Brief an die Mutter. — Die alte Verschwendungssucht überwältigt wieder die Königin. — Ein Hoffest in Klein-Trianon. — Wie hoch die „correspondence secrète" die Kosten des Festes berechnet

Doch kaum von der Leidenschaft des Spiels geheilt, verfällt die Königin in andere Extrava-

ganzen. Der Karneval hat begonnen, und mit ihm die Maskenbälle in der Pariser Oper. Marie Antoinette ist die erste, die sich mit ihren Intimen auf jenen Veranstaltungen der Pariser Lebewelt zeigt. Unter der lebenslustigen jungen Hofgesellschaft findet ihr Beispiel Anklang, und in jenen tollen Nächten, da der Mob in frenetischem Wonnegeheul über die Boulevards durch Schenken und Freudenhäuser zieht, da das Wäschermädel als Pierrette, der Handwerksbursch als Pierrot sich nach den Mißklängen obszöner Gassenhauer in ausgelassenen Tänzen auf den Straßen dreht, vergnügt sich Frankreichs Königin in den lichtdurchfluteten Räumen der königlichen Oper, zwischen wohlbeleibten, schwitzenden Bürgersfrauen, deren Männer in den fetten Zeiten der Monarchie als Bäcker und Schlächter ihr Geld verdient haben, zwischen leichtlebigen, schönen und unbefriedigten Aristokratinnen, zwischen Kokotten und ausgehaltenen Geliebten der Grand Seigneurs, die in freimütiger Weise mit ihren Reizen prunken. Dann kreischen die Fiedeln, dann tönen die Klarinetten, dann locken die Flöten und leidenschaftsschwanger liegt die Stimmung tollster Ausgelassenheit über dem glatten Parkett. Fester packt der Tänzer sein Mädel, stürmischer wallen die Busen in sinnlicher Lust, herausfordernder blitzen die Augen, ein Bacchanal löst das andere in wilder, ekstatischer Begierde. Die Hauptstadt hat ihre Freudenhäuser geöffnet, Tribaden und Dirnen tanzen in geilen Kostümen vor den Augen der lüsternen Zuschauer. Da ist die Sourques, die Raucourt, weltbekannte Tribaden. Der

ganze Hof kennt sie selbst unter ihrer Verkleidung und manch heißer Blick aus schönen, erregten Frauenaugen folgt dem Ebenmaß ihrer Gestalten. Neben Amor schwingt Sappho ihr Liebeszepter. Restloses Genießen, ein tolles Haschen nach immer neuen Genüssen, scheinen die rhythmischen Klänge einzuleiten. Es schwingen die Saiten und es schwingen die Nerven in wohligem, wollüstigem Gleichklang. Da steht Marie Antoinette neben einem ihrer Schwäger, und Worte, unwürdig einer Königin, kommen über ihre Lippen. Sie sieht alles, sie fühlt alles, ihre Weiblichkeit wird verletzt durch das schamlose Gebaren einer bis zur Äußerlichkeit sinnlichen Gesellschaft, aber ein „Etwas" bäumt sich in ihr auf. Auch sie will genießen, genießen wie die andern, wie die Glücklichen, die nicht die Last der Krone drückt, die sich willenlos den Frivolitäten hingeben dürfen, den Ausschweifungen ihrer Zeit, der galanten, der sittlich dekadenten Zeit, die in Schönheit, Liebe und brünstiger Lust zugrunde gehen dürfen, wie die letzten Römerinnen des entarteten Weltreichs. Da gleiten schlangengleich die Frauenkörper in wohligem Wiegen unter dem Meer der Kerzen über den glatten Boden, und Marie Antoinette fühlt das Zittern und Beben ihrer gepeitschten Pulse.

Fürwahr, der Ort ist schlecht gewählt, wenn das Volk dort Zutritt hat, wo eine Königin in menschlicher Begier ihrer Vergnügungssucht frönt. Aber je größer das „Drüber und Drunter", je weitergehend die sinnenlustige Verbrüderung des Karnevals, je mehr Rang und Stand verschwinden und von

der allgemeinen Ausgelassenheit vollends vernichtet werden, desto besser amüsiert sich die große Welt, desto mehr beglückwünscht man sich am folgenden Tage, auch dabei gewesen zu sein. Marie Antoinette spricht mit jedermann, ein Kreis von jungen Männern ist ihre ständige Begleitung, wie eine schöne Demimondäne schreitet sie durch die Säle, Triumphe erhaschend und Triumphe suchend. Allzumenschliches liegt in der Freiheit ihrer Bewegungen, die Fürstin ist zum Weibe geworden, zum schwachen, girrenden und taumelnden Weibe; das Volk versteht sie nicht mehr, versteht nicht, daß ein Wesen von Gottes Gnaden Gefühle gleich ihm, Regungen haben kann, die den seinen gleichen. Was es sich selbst verzeiht, das kann es nicht der gottbegnadeten Herrscherin verzeihen, was es sich selbst zur Lebenslust, zum Übermut anrechnet, das hält es jener als Verbrechen, als Pflichtvergessenheit vor.

Meist besuchte Marie Antoinette diese Bälle in Begleitung ihrer Schwäger. Eine Palastdame hielt sich an ihrer Seite und ihre Diener verbargen die Livreen unter graufarbenen Tuchüberwürfen. Stets glaubte sie sich von niemandem erkannt, und war es doch, wie Madame Campan, ihre getreue Kammerfrau, uns versichert, sofort nach ihrem Eintritt. Der schwache Ludwig XVI. wagte jenen Neigungen der Königin nicht entgegenzutreten. Zwar wurden die Ehegatten, die sich schon vordem kalt gegenüberstanden, einander dadurch immer mehr entfremdet, aber der Herrscher duldete die Vergnügungen Marie Antoinettes, wie er es duldete,

daß sie morgens um sechs Uhr in angeheiterter Gesellschaft nach Versailles zurückkehrte, und Duldung ist bekanntlich eine versteckte Erlaubnis. Nur einmal schien der König, wie der Herzog von Lauzun in seinen Memoiren berichtet, ernstlich ungehalten zu sein. Eines Nachts ließ er sämtliche Tore des Versailler Schlosses verschließen, und als am Morgen die Königin mit dem Grafen Artois aus Paris zurückkam, fand sie keinen Eingang. Eine der heftigsten Szenen zwischen den Ehegatten war die Folge, und Ludwig XVI. wich wie gewöhnlich zurück. So endete der Karneval des Jahres 1778. „Es war die höchste Zeit," schrieb Mercy an die Kaiserin, „in die Ruhe des Fastens einzutreten, denn auf die Dauer hätte die Gesundheit der Königin unter einem so anstrengenden Leben leiden müssen. Ihre Majestät ist infolge der Strapazen abgemagert; eine geringe Erkältung ist noch zurückgeblieben, aber ihr erster Arzt zeigt darüber keine weitere Beunruhigung, und in der Tat hat auch jene kleine Unpäßlichkeit die Königin nicht verhindert, letzten Freitag in die Oper zu kommen." Sehr vorsichtig drückt sich der Gesandte in diesem Schreiben aus, aber er kann doch nicht umhin, vier Tage darauf nach Wien zu melden: „Ich kann aber doch nicht verheimlichen, daß diese erhabene Fürstin, aus reiner Unaufmerksamkeit und Lebhaftigkeit, ohne daß man im übrigen ihr etwas Gewichtigeres vorzuwerfen hätte, während des Karnevals eine Anzahl kleiner Fehler begangen hat, die unangenehmen Eindruck gemacht haben." Indes, so fährt er fort, „da die Königin keinen der geringsten

Vorfälle vor mir verbirgt, ja sogar Neigung zeigt, mit mir darüber zuerst zu sprechen, so habe ich mir die Freiheit genommen, bei diesen Gelegenheiten ihr energische Vorstellungen zu machen. Die Königin nimmt alles mit unendlicher Gnade und Güte auf. Sie gesteht, daß meine Gründe durchaus unwiderleglich sind, daß sie mir dankbar ist; sie will, daß ich sie ihr häufig wiederhole, aber sie fügt auch hinzu (und wahrheitsgemäß), daß der König alles billigt, was sie tut, daß er sie selbst dazu anreizt; daß man im übrigen die kurze Jugendzeit ein wenig genießen müsse, daß der Augenblick des Überlegens kommen wird, und daß dann die Leichtfertigkeiten verschwinden werden." Wohl aus keinem Schreiben spricht so deutlich der Charakter und die Lebensanschauungen der jungen Marie Antoinette wie aus diesem. Ludwig XVI. vergaß nur allzuoft, daß der Gemahl einer jungen und schönen Frau gut tut, sie ins Theater und auf den Ball zu begleiten. Marie Antoinette hätte wahrscheinlich das Opfer jener wenig königlichen Vergnügen gebracht, wenn der König für sie andere arrangiert hätte, aber gerade Ludwig XVI., der so ganz anders geartete Sproß seiner lebenslustigen Vorfahren, war zu bequem, um sich eine Nachtwache zuzumuten, und trieb gewiß nicht letzten Endes die Königin dazu, sich ihre Vergnügungen selbst zu suchen.

Und gleichzeitig wie die Leidenschaft für extravagante Vergnügungen, durch Frankreichs Königin genährt, sich in den obersten Schichten der Gesellschaft ausbreitet, nimmt auch der Toi-

lettenluxus immer bizarrere Formen an. Man ruiniert sich für seine Kleidung, seine Roben, seine Hüte. Wie immer gibt Marie Antoinette das Vorbild, und diesmal das Beispiel tollster Verschwendungssucht. Jene Mode, Hüte mit allegorischem Aufputz zu tragen, die schon unter der Dauphine Triumphe feierte, macht abermals Fortschritte. Auf weißgepuderten, hochfriesierten Frauenköpfen erheben sich kunstvoll stilisierte Miniaturgebirge, sieht man grünende Wiesen und klappernde Mühlen. Ein gewaltiger Federbusch hält von hinten das ganze künstliche Gebäude. Der alte Hof der jungen Königin kritisiert diese Mode und will sich nicht fügen. Alsbald erfindet man reizende Hütchen „a la bonne maman", die mittels verborgener Federn ihren Umfang erweitern, bald sich geschmeidig verkleinern lassen. Ist man in Gegenwart der Eltern oder älterer Verwandten, so trägt man ein scheinbar bescheidenes Hütchen von mäßigem Umfange, weiß man sich aber fern von jenen Plagegeistern, die den wilden Übermut der Jugend nicht verstehen, dann löst man die unsichtbaren Fesseln, läßt die Federn springen, und jetzt erfüllt der Hut alle Bedingungen, die Mode und guter Ton vorschreiben. Die vornehmsten Damen der Hofgesellschaft tragen Federn von zwei bis drei Fuß Höhe. Die Türen sind zu niedrig, um eine „grande Dame" hindurchschreiten zu lassen, die Logen im Theater zeigen zu geringe Wölbung, um jenen Hutgebäuden den nötigen Spielraum zu geben. Jn den Wagen läßt man sich auf die Knie nieder, anstatt auf den Sitzen Platz zu nehmen.



Levachez sc.

Ludwig XVI.

Die Modistinnen wissen immer neue Formen, immer ausschweifendere Fassons zu schaffen. Fast jede Woche geht aus ihren Händen ein anderes Kunstwerk hervor, um alsbald als neueste Mode auf den Schild gehoben zu werden. Die Ausgaben einer vornehmen Dame für ihre Toiletten übertreffen bei weitem jene für ihren Tisch, ihre Wagen und Dienerschaft. Die Vorliebe der Königin für kostspielige Kleidung treibt sie zu Ausgaben, die bei weitem die Mittel überschreiten, die für sie ausgeworfen sind. Und dann verfällt Marie Antoinette in eine neue Passion. Die Sucht nach kostbaren Schmucksachen, nach seltenen Pretiosen reißt sie fort. Fortwährend ersteht sie neue Diamanten, neue Perlen — fehlt ihr das Geld, so entnimmt sie sie auf Kredit. Der Wunsch des Besitzens ist bei ihr zur Manie geworden. Bald ist sie derart in Schulden verwickelt, daß Mercy verzweifelt in Wien zur Intervention rät.

Die Versailler Berichte des Gesandten erregten den Unwillen Maria Theresias und ihres Sohnes Joseph II. Dieser ließ sich sogar eines Tages zu den Worten hinreißen, der französische Hof sei ein Haus des Lasters geworden, und im Mai 1777 schrieb er, „wenn man nicht innezuhalten und ein anderes Leben anzufangen wüßte, würde die Revolution grausam sein“. Die Kaiserin selbst aber ließ ihrer Tochter sagen, daß sie ihrem Verderben entgegen ginge.

Indessen taumelte die junge Herrscherin, von ihrem Gemahl völlig vernachlässigt, durchs Leben, wie ein glitzernder Schmetterling von Blume zu

Blume flatternd, bald kosend, bald naschend. Willig ließ sie sich in ihrem jugendlichen Wankelmut in die Vergnügen der mondänen Lebewelt ziehen, bis sie selbst ganz gefangen genommen von dem Neuen und Eigenartigen tonangebend in jenen Sphären ward, und mit dem Purpur des Königtums Verunstaltungen und Auswüchse deckte, deren Urheberschuld andere trugen.

Der Herzog von Lauzun hatte die Vorliebe für Pferderennen aus England mitgebracht. Nun suchte er sie auch in Frankreich zu akklimatisieren und fand bald in der lebenslustigen Versailler Gesellschaft und deren glänzendstem Stern, der schönheitstrahlenden Herrscherin, begeisterte Anhänger. Sie waren eigentlich nicht nach französischem Geschmack jene Rennen, Volk und Bürger sahen weit lieber die Paraden steifer französischer Garden und malerischer Schweizerregimenter, wie sie es unter dem fünfzehnten Ludwig gewohnt worden waren, denn den Vorbeigalopp schmächtiger, knabenhaft erscheinender Männer im engen, englischen Reitdreß, deren die großen Herren sich als Jockeis bedienten. Für die Damen des Hofes gaben jene Rennen nur die erwünschte Gelegenheit, um mit neuen Toiletten zu prunken, den Spielern und Verschwendern aber boten sie von neuem Anlaß zu wetten und mit vollen Händen das Geld auszustreuen. Die Zeiten waren vorüber, in denen der vierzehnte Ludwig, der Sonnenkönig, in reichem, mythologischem Gewande, in der vorgestellten Pracht eines Halbgottes, unter hochgewölbtem Baldachin, jenen prunkhaften Ringreiten beiwohnte,

die an heidnischen Pomp nicht weniger als an die Sitten ritterlicher Kampfesspiele erinnerten. Ja, ein solches Schauspiel hätte dem Volke auch heute noch gefallen. Statt dessen bot man ihm jene Neuerung, jene Farce. Pomphaft gekleidete, majestätisch auf prächtig gezäumtem Roß dahertänzelnde Sieger zu sehen, hatte sich die Eigenliebe des französischen Volkes gewöhnt, und ein salopp gekleideter Knabe steuerte den schmucklosen, abgetriebenen Renner als Sieger durchs Ziel. Mercy, der mit scheelem Auge auf den neuen Sport sah, berichtet am 13. April 1776 ausführlich nach Wien. „Die Rennen," so schreibt er, „die gewiß weiter nichts sind als eine knabenhafte Nachahmung derer, die in England abgehalten werden, verdienen sicherlich nicht durch die Gegenwart der Königin beehrt zu werden. Für ihre Majestät hat man eine Art Tribüne erbaut, von der aus sie dem Schauspiel beiwohnt — und die ständig von einer Menge wenig distinguierter Menschen umlagert ist, was nur allzuleicht zur Verwirrung und zu Skandalen beiträgt, und durchaus nicht jene Umgebung bildet, wie sie sich für die Würde einer großen Fürstin ziemt!" Graf Mercy, der Diplomat und Würdenträger alter Schule, war untröstlich. Sein Brief vom 13. April klingt aus in langen Klagerufen und gibt uns ein erwünschtes Bild von jenen populär gehaltenen Vergnügungen, wie Marie Antoinette sie liebte, und die ihr das Herz des Volkes entfremdeten. L'Autrichienne, der Schmähruf, der von dem Kerker der Conciergerie bis an die Stufen des Schafotts die unglückliche Königin begleitete,

fand in den fremdartigen Sitten, in Vergnügungen und Schaustellungen, denen der französische Geist fehlte, seinen Ursprung. Marie Antoinette wollte volkstümlich sein und war es nicht — war es nicht, weil das Volk unter dem ancien régime nicht verstehen konnte, daß die Fürstin sich mit dem Volke gemein machte. Als Fremde war sie in das Land gekommen, die Fremde blieb sie, weil sie nicht acht hatte auf den Argwohn, mit dem das Volk jeden ihrer Schritte verfolgte. Ludwig XVI. wußte sich diesmal sehr gut Rechenschaft zu geben von der Gefahr, die in der sich immer mehr ausbreitenden Anglomanie lag. Mehr denn einmal beklagte er öffentlich die Einführung der neuen Sitten. Aber die Vorliebe des jungen Hofes für alles was „englisch" hieß war bereits zu sehr herangewachsen, als daß ein Machtwort königlicher Autorität sie hätte eindämmen können. Das feingestimmte Gefühl eines großen ruhm- und prachtliebenden Volkes, das jahrhundertelange Überlieferungen sorgsam gehütet und bewahrt hatte, spürte nur allzubald den frischen Lufthauch, der durch seine altersgrauen Heiligtümer strich, hörte nur allzufrüh das Heranklatschen aufgeworfener, schaumgekrönter Wellenberge, die das Staatsschiff vom ruhigen Kurse trieben, sah nur allzuschnell die Schwäche des führenden Piloten.

Die Königin selbst begnügte sich hinfort nicht mehr, ihr Leben ganz den Vergnügungen zu widmen. Mehr und mehr begann sie in das Staatsleben einzugreifen und mit Ansprüchen an die königliche Gewalt heranzutreten, die von Partei-

lichkeit und Günstlingswirtschaft diktiert waren. Nach und nach wußte sie die Vergebung aller hervorragenden Ämter und Würden in ihrer Hand zu vereinigen. Nichtswürdig wurde sie hierin von ihren Günstlingen und Favoritinnen ausgebeutet, die immer neue Mittel und Wege erfanden, um stets noch einflußreichere Würden und fettere Pfründen zu erlangen. Aber jene ungerecht einer ganzen Sippschaft gewährten Gnadenbeweise, die Vorliebe der Herrscherin für Rennen und Wetten, ihre überall bekannt gewordene Spielleidenschaft und schließlich gewiß nicht als letztes, ihre absolute Verachtung höfischer Etikette, hatten im Volke den traurigsten Eindruck gemacht. Das Echo jener skandalösen Szenen, wie sie sich in Versailles und den andern Lustschlössern der königlichen Familie zugetragen haben, ist aufgebauscht und übertrieben bis unter die breiten Massen des Pöbels gedrungen. Die Mißstimmung gegen Marie Antoinette hat eine ungeahnte Höhe erreicht. Erscheint sie in der Öffentlichkeit, so umgibt sie, anstatt jubelnder Zurufe, die man ihr ehemals spendete, eine tödliche Stille. Noch tönt freilich das Murren des Volkes nicht herauf bis zu ihr, nur sein Schweigen zeigt an, daß die Liebe von ihr gewichen, aber tief drunten in der Seele der „Entrechteten", da, wo der Zündstoff der Umwälzung ständig gehäuft liegt, wo nur noch der Wille zur Tat mit der Schlaffheit der selbst gefühlten Erbärmlichkeit ringt, wo alles wartet, alles hofft auf den Anstoß von außen, um dem entfesselten Element gleich, mit wild losbrechender

Gewalt an die Oberfläche zu steigen, dort, wo die Knechtschaft, von starker Hand des Herrschers gehalten, ewig ruht, wo der entmenschte Herrenwille hervorbricht, wenn die Zügel des Regiments sich lösen — dort drunten da gärt es, da grollt es, und ein unheilschwangeres Gewitter zieht aus den Tiefen hinauf über Frankreichs sonnendurchstrahlte Fluren.

Die Kaiserin in Wien sieht das Unglück herannahen, sieht alle ihre gutgemeinten Ratschläge fruchtlos bleiben und beschließt ihren Sohn Joseph nach Frankreich zu senden. Vielleicht findet er das Mittel, eine Situation zu retten, die von Tag zu Tag beunruhigender wird. Am 18. April des Jahres 1777 trifft Joseph II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein und halb inkognito in Paris ein.

Der Hof und besonders die Königin waren recht unangenehm von dem Kommen des Kaisers überrascht, denn Marie Antoinette sah voraus, daß der Gesandte ihrer Mutter nicht mit Vorwürfen über ihr Verhalten sparen würde. Sein erstes Quartier schlug der Kaiser bei dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Mercy, auf. Der folgende Tag aber führte ihn bereits nach Versailles! Dort war alles für seine Ankunft vorbereitet. Der Abbé von Vermond empfängt ihn am Wagenschlage und führt ihn über eine Geheimtreppe, an den Vorzimmern, in denen sich die Neugierigen drängen, vorbei, in die Gemächer der Königin.

Sieben Jahre hatten sich die Geschwister nicht gesehen. Aus der mädchenhaft schönen Prin-

zessin Schönbrunns und der Burg war die blendende Herrscherin Versailles geworden, die junge, einundzwanzigjährige Königin in all dem Glanz und der Herrlichkeit voll erblühter Schönheit. Joseph II. war von Anfang an von den ungeahnten Reizen der Schwester gefangen genommen. Marie Antoinette hatte den Ort des ersten Wiedersehens gut gewählt. Wie ein stammelnder Knabe stand der Bruder vor ihr. Seine Worte glichen Liebeserklärungen. Graf Mercy berichtet, der Kaiser habe Marie Antoinette gegenüber durchblicken lassen, daß, wenn sie nicht seine Schwester wäre, er keinen Augenblick zögern würde, sie zu seiner Frau zu machen. Die freundlichen Worte des Bruders hatten in Marie Antoinette das bereits schwankende Vertrauen von neuem gefestigt. Freimütig begann sie ihr sorgenvolles Herz zu erleichtern. Sie sprach von den ehelichen Zwistigkeiten, von der Kälte ihres Gemahls, und daß Aussicht vorhanden diese zu beheben, sie 'erzählte von ihren Gewohnheiten, ihren Zerstreuungen, ihren Vergnügungen. Nur über die Favoritinnen hüllte sie sich in um so mehr auffallendes Schweigen. Sie sollte der Kaiser zuerst kennen lernen. Und er tat es. Die Prinzessin von Lamballe mißfiel ihm vom ersten Augenblicke, Mme. de Polignac schien ihm zu jung, und umgeben von leichtsinniger Gesellschaft, als daß sie der Herrscherin als Freundin und Beraterin dienen könnte. Eines Abends begleitet der Kaiser Marie Antoinette in den Salon Mme. de Guéménées. Man spielt Pharao und bietet dem Kaiser an, daran teilzunehmen. „Nein," antwortet dieser trocken, „ich

bin nicht reich genug, und überdies lockt das Spiel Menschen in unsere Salons, die besser in dem Vorzimmer blieben." Die Partie wird fortgesetzt, eine Meinungsverschiedenheit erhebt sich und man bezichtigt Mme. de Guéménée unverholen des Falschspiels. Der Kaiser, aufs höchste empört, zieht sich ostentativ zurück, erklärt seiner Schwester, daß dies Haus eine wahre Lasterhöhle sei, daß der Ton der Gesellschaft, die an Dreistigkeit grenzende Freiheit, ihn aufs tiefste verletzt hätten und verläßt gegen Mitternacht die Königin. Marie Antoinette aber kehrt alsbald zurück, um ihre Partie bei Mme. de Guéménée zu Ende zu führen. Am folgenden Tage finden zwischen den Geschwistern erregte Aussprachen statt. Joseph II. hat die im ersten Augenblicke verlorene Autorität wiedergefunden und hält mit seinen Vorwürfen der Schwester gegenüber nicht mehr zurück. Endlich beugt sich die Königin den brüderlichen Ermahnungen und verspricht sich zu bessern. Trotz seiner herben Kritiken aber beurteilte der Kaiser Marie Antoinette durchaus nicht ungünstig. Ihren guten Eigenschaften und den Schwierigkeiten ihrer Lage ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. „Sie ist liebenswürdig und bezaubernd," schrieb er an seinen Bruder Leopold, „Stunden und abermals Stunden habe ich mit ihr verbracht, ohne zu wissen, wie sie dahinschwanden. Ihre Tugend ist unangetastet, sie ist selbst hart und streng, mehr jedoch aus Charaktereigenschaft, als aus Überlegung. Sie ist eine liebenswürdige und ehrbare Frau, etwas jung freilich und nicht gereift, die

aber dennoch einen Reichtum an Tugend und Rechtschaffenheit besitzt, der in ihrer Lage wahrhaft zu achten ist. Außerdem aber hat sie Geist und einen Scharfblick, der mich zuweilen in Erstaunen gesetzt hat.“ Wie ganz anders dies Urteil Josephs, als man es nach den alarmierenden Berichten Mercys erwarten durfte. Mehr denn je war der Kaiser von den Reizen seiner Schwester gefangen genommen und schob ihrer Umgebung die Schuld an Vorgängen zu, für die er nur Worte des Tadels und der schwersten Vorwürfe hätte finden können. Und in demselben Maße wie Joseph II. die Umgebung der jungen Königin beunruhigte, mißfiel ihm die königliche Familie. „Monsieur,“ sagte er, „ist ein undefinierbares Wesen, in noch höherem Grade als der König selbst, von tödlicher Kälte. Madame ist häßlich und plump, gleicht keineswegs einer Piemonteserin und sitzt voller Intrigen.“ Vom Grafen Artois, dessen enge Freundschaft mit der Königin ihn unaufhörlich beschäftigte, schrieb er: „Er ist ein kleiner Herr in jeder Hinsicht. Seine Frau, die nur dazu taugt, Kinder zu gebären, muß direkt einfältig genannt werden.“ Der Königin aber wiederholte er unausgesetzt, daß jener Prinz durch seine Ausschweifungen, seinen Leichtsinn und seine Ungeschliffenheit den guten Ruf verloren habe, und daß sie den größten Fehler beginge, noch länger in so enger Freundschaft mit ihm verbunden zu sein. Allein, wo Joseph heilen wollte, da erreichte er das gerade Gegenteil. Marie Antoinette konnte und wollte nicht glauben, daß Graf Artois, ihr Liebling, der

mit allen Vorzügen körperlicher und geistiger Schönheit geziert schien, als verachteter Verschwender und Wüstling gelten sollte. Der Kaiser hatte hier die Farben entschieden zu stark aufgetragen. Vielleicht sagte ihr auch das echt weibliche Gefühl, das wir in Marie Antoinette so besonders ausgeprägt finden, ihr Bruder ahne in dem Grafen den gefährlichen Nebenbuhler seiner Liebe, seiner Liebe, die gewiß mehr war als eine rein brüderliche.

Von der ganzen königlichen Familie ist es allein Ludwig XVI. selbst, der dem Kaiser sympathisch ist. „Er ist unbedeutend, aber durchaus nicht töricht," schrieb er von ihm. „Er hat Kenntnisse und Urteil, aber eine gewisse geistige und körperliche Apathie hält ihn gefangen. Er spricht recht vernünftig, aber er hat weder das Bestreben sich fortzubilden, noch irgend eine Liebhaberei, kurz, das ‚fiat lux' ist mit ihm nicht gekommen."

Doch der Kaiser hatte nicht nur die Mission übernommen, seine Schwester an ihre Pflichten zu gemahnen, ein viel heiklerer Auftrag war ihm geworden. Er sollte den König veranlassen, endlich jene sonderbar anmutende Reserve gegenüber seiner jungen Gemahlin fallen zu lassen, die er nun schon seit dem Anfang seiner Ehe beobachtete. Vergebens hatte die große Kaiserin aus Wien immer wieder ihre Tochter ermahnt, dem Könige mehr Hingebung zu bezeigen — sie hatte stets nur die eine Antwort erhalten: „Die Gleichgültigkeit geht sicher nicht von mir aus." Was aber Maria Theresia schon 1774 von der Kunst der Ärzte er-

hofft hatte, das sollte sich erst 1777 anläßlich der Reise ihres Sohnes in die Tat umsetzen. In dieser Hinsicht wenigstens hatte der Kaiser einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Auf seine energischen Vorstellungen entschloß sich endlich Ludwig XVI., nach sieben Jahren des Nachdenkens und Zögerns, für seine Gemahlin mehr als ein platonischer Liebhaber zu werden. Die Nachricht von diesem Ereignis, an dem man bereits mit Recht zu zweifeln begann, erregte die ungeteilte Freude Maria Theresias und ließ sie für die Zukunft der Monarchie wohlbegründete Hoffnungen hegen, aber sie konnte sich doch nicht eine recht auffallende Bemerkung versagen, die sie an den Grafen Mercy richtete. „Sollte jemals meine Tochter schwanger werden," schrieb sie, „so werde ich vor und nach der Geburt in ständiger Furcht für Mutter und Kind sein." „Die schrecklichsten Verbrechen gelten kaum etwas in einem Lande, in dem die Gottvergessenheit bis zum Überfluß gediehen ist." Vergebens suchte Graf Mercy die schon damals kritische Lage der Kaiserin in beschönigendem Lichte zu zeigen. Seine Gründe, die er wohl selbst für recht halten mochte, „nur wirklichen Fanatikern gelingt die Umwälzung, aber nicht kleinen Intriganten, wie sie an jedem Hofe zu Dutzenden herumlaufen", verfingen nicht mehr bei der staatskundigen Herrscherin. Wenn einer das Schicksal vorausgeahnt hat, dem die französische Monarchie unaufhaltsam entgegenging, so war es Maria Theresia.

Aber noch einmal sollten glückliche Tage für

die junge Königin kommen, Tage, an denen sie sich mit ihrem Volke eins wähnte, in denen eine ganze Nation, gefangen von dem Liebreiz ihrer Erscheinung, ihr zujubelte. Am 25. April besuchte Marie Antoinette zusammen mit ihrem Bruder die Oper. Man spielte Iphigenie in Aulis, jenes Meisterwerk Glucks. Schon beim Eintritt der Majestäten machten sich jubelnde Zurufe geltend, aber als man an die Szene kam, in der Iphigenie im Triumph in das Lager der Griechen geführt wird, und als die Thessalier im Chor begannen:

Que d'attraits! que de majesté;
Que de grâces! que de beauté;
Chantons, célébrons notre reine!

kannte der Enthusiasmus keine Grenzen mehr. Das schönheitsstrahlende, anmutsvolle Bild ihrer eigenen Königin vor Augen, bemächtigte sich aller Zuschauer ein spontaner Beifallsturm. Der Chorführer wandte sich der königlichen Loge zu und wiederholte: chantez, célébrez votre reine! Aller Blicke richteten sich auf Marie Antoinette und stehend wiederholt die Menge mit dem Chor die Huldigung ihrer Herrscherin. Die junge Königin aber sah man vor Freude weinen. Und als der Vorhang fiel, als in den Foyers, auf den Treppen, am Eingang selbst ein vornehmes Publikum sich drängte, da mischten sich in den leisen Huldigungsgesang einer illustren Versammlung die groben Stimmen des Volkes und roh und heiser tönte es von der Straße herauf:

„chantons, célébrons notre reine."

Vielleicht waren jene Freudenakkorde schon

die Einleitung eines Schwanengesanges, dessen schrill abbrechende Dissonanz einem Jahrhunderte das Signum aufdrücken sollte.

Als die Stunde des Abschieds kam, umarmte Joseph II. noch einmal seine Schwester mit einer Innigkeit, die weit über brüderliche Liebe hinauszugehen schien. Dem Könige aber sagte er: „Ihnen empfehle ich aufs innigste eine Schwester, die ich über alles liebe. Niemals könnte ich ruhig sein, wenn ich sie nicht glücklich wüßte." Es waren Worte, die der Kaiser sprach, es blieben Worte, die Tat ist ihnen nicht gefolgt. Später als Maria Theresia dahingegangen war, als Joseph II. über die Habsburger Lande herrschte, und als Marie Antoinette sich in ihrem Unglück an den Kaiser wandte, da zögerte er, zögerte mit der Tat und schöne Worte ähnlich denen, die er Ludwig XVI. beim Abschied sagte, kamen aus seinem Munde anstatt der erbetenen Hilfe, weil es Österreichs Staatsraison gebot.

Noch aber stand er ganz unter dem Eindruck des Wiedersehens. Am 30. Mai 1777, um Mitternacht, reiste der Kaiser ab. Nicht an Paris und seine Vergnügungen, nicht an Versailles und seinen Pomp dachte er zurück, es war jene zärtlich geliebte Schwester, von der er Abschied nahm, die mit den Erinnerungen an die Kindheit sein Bruderherz gleichsam erfrischt und verjüngt hatte, jene Schwester, die ihm so viel Hingebung, so viel Zuneigung, so viel Güte gezeigt hatte. Im Grunde genommen war Joseph II. kein Schmeichler. Als Freund, als Ratgeber hatte er die Königin ver-

lassen. Bei der Abreise übergab er ihr ein Schriftstück, dessen Titel er gefaßt hatte: „Betrachtungen für die Königin von Frankreich.“ Als aufgeklärter, aber auch strenger Richter ließ er sich in ihnen aus: „Machst Du Dich dem Könige unentbehrlich?“ so begann er, „zügelst Du Deine Sucht auf seine Kosten zu glänzen? Bewahrst Du undurchdringliches Schweigen über seine kleinen Fehler und seine Schwächen? Bist Du zärtlich und liebenswürdig, wenn Du bei ihm bist? Dein einziges Ziel, der Zweck Deiner Handlungen muß die Liebe und das Vertrauen des Königs sein. Hast Du auch an den Eindruck gedacht, den Deine Freundschaften hervorbringen können, wenn sie nicht mit Personen geschlossen sind, die in jeder Weise untadelhaft sind? Hast Du an die entsetzlichen Folgen des Glücksspiels gedacht? Denke nur einen Augenblick über die Unannehmlichkeiten nach, die Du auf den Opernbällen schon gehabt hast, und über die Abenteuer, von denen Du mir selbst erzählt hast.“ Mit Worten voller Zärtlichkeit aber schloß der Kaiser jene Denkschrift: „Du bist geschaffen, um glücklich, tugendhaft und ohne Fehler zu leben; aber es wird Zeit und höchste Zeit, einen festen Lebensplan anzunehmen. Das Alter kommt heran. Du hast nicht mehr die Entschuldigung der Kindheit. Was soll aus Dir werden, wenn Du noch länger zögerst? Eine unglückliche Frau und eine noch weit unglücklichere Fürstin, die dem, der Dich am meisten auf der ganzen Welt liebt, das Herz brechen wird. Niemals werde ich mich an den Ge-

danken gewöhnen können, Dich nicht glücklich zu wissen . . . . . . Erwirb jenen Ruf, meine Schwester, dessen Deine Tugenden, Dein Liebreiz, Dein Charakter allein würdig sind."

Wie die Ankunft des Kaisers Marie Antoinette in Sorge gesetzt hatte, so schmerzte sie jetzt seine Abreise. Ein hitziges Nervenfieber war die Folge allzulang bewahrter Haltung. Zwei Wochen später aber schrieb sie an die Kaiserin nach Wien: „Meine einzig geliebte Mutter! Wahrhaftig, die Abreise des Kaisers hat eine Lücke in meinem Leben hinterlassen, über die ich nicht hinwegkommen kann; ich war so glücklich während dieser kurzen Zeit, daß mir alles heute ein Traum scheint, ein Traum, dem die Wirklichkeit aller jener guten Ratschläge gegenüber steht, die er mir gegeben hat, und die für ewig in meinem Herzen eingegraben sind. Ich muß meiner teuren Mutter noch gestehen, daß er mir etwas gegeben hat, um das ich ihn inständig gebeten habe, es sind jene Ratschläge, die er mir schriftlich hinterlassen hat. Sie sind gegenwärtig meine Hauptlektüre, und wenn ich jemals vergessen könnte, was er mir gesagt hat, hätte ich dieses Schriftstück vor mir, das mich recht bald an meine Pflicht erinnern würde . . . Im Augenblicke seiner Abreise, als meine Betrübnis ihren Höhepunkt erreicht hatte, war der Kaiser von einer Güte und Liebenswürdigkeit zu mir, die ich nie vergessen werde, und die mich, wäre ich es nicht schon, auf ewig fesseln würde."

Dieser Brief ist einer der schönsten, die wir

aus der großen Sammlung von Schreiben der Königin an ihre kaiserliche Mutter besitzen.

Wie nie kommt in ihm jenes hochentwickelte Gefühlsleben so recht zum Ausdruck, wie wir es in der jungen Herrscherin verkörpert finden, jenes Gefühlsleben, das Marie Antoinette ebensooft Fehler begehen ließ, wie es ihr unbewußt und ungewollt einen Liebreiz lieh, dem die Menge zujubelte. In diesem Briefe spricht Marie Antoinette auch von dem französischen Volke mit einem Optimismus, der im Hinblick auf die Zukunft geradezu tragisch wirkt. „Auch an unserem Volke," so sagte sie, „muß mein Bruder Gefallen gefunden haben, denn er, der die Menschen zu beurteilen weiß, wird auch gesehen haben, daß es trotz der großen Leichtfertigkeit, die überall eingerissen ist, noch Männer und Geister gibt, und überall ein vortreffliches Herz und das Bestreben Gutes zu tun." Jenes Schreiben aber endigt in einer wahrhaft kindlichen Unterwürfigkeit, in einer Unterwürfigkeit, wie sie nur die alte Schule so recht zur Geltung zu bringen, und zu schätzen wußte. „Diesen Augenblick erhalte ich durch die Post einen Brief meiner teuren Mama. Welche Güte, in dem Augenblicke, da so viele Geschäfte auf sie eindringen, noch an meinen Namenstag zu denken. Mein Glück will sie in ihren Wünschen vom Himmel erbitten. Ach! mein Hauptwunsch ist, sie mit mir zufrieden zu wissen, ewig ihre Güte zu verdienen und sie überzeugen zu können, daß niemand in der Welt sie zärtlicher liebt als ich."

Allein — kaum vier Monate später hatte die




Der Herzog von Lauzun

Jugend- und Lebenslust Marie Antoinettes alle guten Ermahnungen und Ratschläge in den Wind geschlagen. Der englische Garten ging seiner Vollendung entgegen, und die Königin hatte beschlossen, ihn durch ein glänzendes Fest einzuweihen. Am 3. September sollte die feierliche Eröffnung stattfinden. Lange vorher schon waren die Vorbereitungen im Gange. Bereits im August wußten die Zeitungen von den Wundern und Überraschungen zu berichten, die man auf diesem Feste sehen würde. Am 26. August brachten die „Memoires secrets“ sogar die Neuigkeit, der König habe aus Sparsamkeitsrücksichten, man sprach von Kosten über 80 000 Livres, das Fest untersagt. Indes schon Anfang September mußten sie diese Nachricht dementieren. Das Fest war nur verschoben worden und nicht aufgehoben, die kurze Verzögerung hatte dazu gedient, „die Vergnügungen noch etwas teurer zu gestalten, man schätzte sie jetzt noch höher ein als ehedem“.

In der Tat muß dieses Fest recht kostspielig gewesen sein. Es währte den ganzen Tag über. Der Park war in einen Markt verwandelt. Die Damen der Hofgesellschaft waren als Verkäuferinnen tätig, die Königin selbst stand hinter der Schenke eines Kaffeehauses, hier und da waren Theater und Schaubuden aufgeschlagen. Mit Dielen und Gestellen hatte man inmitten des Rasens einen Zuschauerraum geschaffen, in dessen Nischen Brunnen und Fontänen plätscherten und um den herum die koketten Lädchen der Bäcker, Fleischwarenhändler, der Garköche und der Kuchen-

verkäufer lagen. Anderwärts waren um ein schmuckes Landwirtshaus einundzwanzig Gitterlauben aufgeführt, von denen jede den Namen eines königlichen Hauses trug. Weiter davon, auf freiem Felde, sah man die Perspektiven eines Theaters, dessen Fassade mit kunstvollen Architekturarbeiten geschmückt war. Blumengewinde verbanden alle diese Gebäude untereinander. In der Mitte des Gartens aber erhob sich auf rotmarmornem Sockel ein Pavillon, von dem aus sich dem entzückten Auge des Beobachters ein Überblick über den ganzen Festmarkt bot. Am Abend wurde der Park von 2600 bunten Lichtern erleuchtet. Die breiten Avenuen, die von außerhalb die Zugänge zum Schloß bildeten, waren mit Buden umsäumt, deren Krämer man aus Paris hatte kommen lassen und von denen man jedem für seine Unkosten vier Louisdor bezahlte. Carlin, der berühmte Harlekin der italienischen Kömödie, und Dugazon von der französischen Komödie, in Weidenkörben von der Form eines Truthahns und einer Elster versteckt, ließen sich in der Bude eines Vogelstellers anstaunen. Auf dem improvisierten Theater spielte man Volksstücke, sang Gassenhauer und führte ein groteskes Ballett auf, in dem man als Frauen verkleidete Männer, Müller, Savoyarden und deutsche Bauern in ihrer Tanzkunst genoß. Ein chinesisches Fest, an dem die Kapellen der französischen Garderegimenter, als Chinesen verkleidet mitwirkten, bildete endlich den Clou der Veranstaltung. „Necker zum Trotze," sagte die correspondance secrète, „hat dieses Fest

an 400000 Francs gekostet, und man wird noch viel mehr in Choisy ausgeben, wohin der Hof am 9. für kurze Zeit geht, und wo die Königin verschiedene Vergnügungen veranstalten will. Wenn, wie es ganz den Anschein hat, die Reise nach Fontainebleau unterbleiben sollte, so vermute ich, daß der Hof mehrere kleine Reisen unternehmen wird, deren Aufwand noch bei weitem jenen schon übermäßig hohen, für die Reise nach Fontainebleau überbieten wird. Wahrhaftig man muß gestehen, daß wir wunderbar sparen.“ Hört man die Unzufriedenheit, die durch die Zeilen läuft, hört man das Hetzen, das aus ihnen spricht! Und wer waren ihre Urheber? Herzöge, Grafen, Seigneurs; Menschen aus Marie Antoinettes nächster Umgebung. Schon hatte die Revolution eingesetzt, noch freilich nannte man sie Hofkabale, Hofintrigen, deren Veranstalter mit krächzendem Schreien, schwarzfedrigen Unheilsverkündern gleich, das schlafende Volk auf die Beine brachten und den entmattenden Windhauch der Umwälzung ihm ins Gesicht trieben.

## FÜNFTES KAPITEL

Die Königin steht vor ihrer Entbindung. — Eine Tochter, die spätere Herzogin von Angoulème, erblickt das Licht der Welt. — Marie Antoinette in Lebensgefahr. — Dankgottesdienst in „Nôtre-Dame“. — Maria Theresia hatte einen Sohn erwartet, sie ist unbefriedigt. — Was sie an ihre Tochter schreibt. — Marie Antoinette in Trianon. — Die vier Hofkavaliere der unbedachten Königin. — Baron Besenval. — Graf Esterhazy. — Der Herzog von Guines. — Der Herzog von Coigny. — Graf

Fersen, der Liebling Marie Antoinettes. — Um die Königin nicht zu kompromittieren verläßt Fersen das Land. — Sittenlosigkeit am Hofe Marie Antoinettes. — Verspätet trifft in Versailles die Nachricht vom Tode Maria Theresias ein. — Wie die große Kaiserin starb. — Ein Blutsturz offenbart Marie Antoinettes tiefe Erschütterung bei der Nachricht vom Tode ihrer geliebten Mutter. — Versailles ist gerührt vom Schmerze der Königin. — Zum zweiten Male kommt Joseph II. nach Frankreich. — Rauschende Feste. — Die Königin ist schwanger.

Indessen ist in Marie Antoinettes junger Ehe endlich der Honigmond angebrochen. Am 10. September 1778 schreibt sie an die Kaiserin in Wien: „Meine liebe Mutter! Die Geburt eines Sohnes bei der Königin von Neapel hat mir unaussprechliche Freude bereitet. Ich nehme den regsten Anteil, und ich gestehe, daß mir dieser Neugeborene um so größere Freude bereitet, als ich in der Hoffnung bin, bald dasselbe Glück zu genießen." Am 5. Oktober endlich wird die Schwangerschaft der Königin dem Hofe offiziell mitgeteilt. Noch einmal geht es wie ein Freudenzucken durch die brandenden Wogen aufruhrgärender Volksmassen. Noch betete man in Kathedralen, Kirchen und Kapellen für die glückliche Entbindung der Königin. Noch einmal schien das Glück der königlichen Familie mit dem Glück ihres Landes zu harmonieren. Am 20. Dezember 1778 sollte endlich das solange mit Geduld erwartete Ereignis zur Wirklichkeit werden. Kurz nach Mitternacht spürte Marie Antoinette die ersten Schmerzen. Alsbald ließ die Prinzessin von Lamballe die königliche Familie, die Prinzen von Geblüt und die Großwürdenträger der Krone entbieten. Eine alte und barbarische Sitte gab dem Volke das Recht

in das Schloß und selbst in das Zimmer einzudringen, in dem seine Königin gebar. Seit der siebenten Morgenstunde hielt bereits eine lärmende und neugierige Menge die ganze Umgebung, das Schloß und seine Zugänge, seine Galerien, seine Salons besetzt. Selbst im Zimmer der königlichen Wöchnerin staute sich eine indiskrete Menge. Vorsichtigerweise hatte der König die Vorhänge, welche das Bett Marie Antoinettes umgaben, sorgfältig befestigen lassen, sonst wären sie selbst über die Königin gestürzt, so drängte sich das Volk.

Im Zimmer fehlte es an frischer Luft. Marie Antoinette erstickte fast. Die Gewalt, welche sie sich antat, um ihre Schmerzen nicht laut werden zu lassen, um nicht zu schreien, vermehrte nur ihre Leiden.

Um 11,30 Uhr morgens brachte die Königin eine Tochter zur Welt, die spätere Herzogin von Angoulème, jene Fürstin, die wie durch ein Wunder den Henkern ihrer Familie entschlüpfte. Ihre Geburt hätte der Mutter fast das Leben gekostet. Einen Augenblick nach der Entbindung schwebte Marie Antoinette in großer Lebensgefahr. Sie hatte das Bewußtsein verloren und die Menge glaubte schon, das Ende sei nahe. „Wasser, Luft!“ schrie der bestürzte Geburtshelfer, „wir müssen die Königin zur Ader lassen.“ Aber die Menge der Neugierigen hinderte die Ankunft der Hilfe. Endlich nahmen die Kammerdiener die allzu Widerspenstigen am Kragen und führten sie hinaus. Und nochmals tönten die Stimmen der Ärzte „Luft!

Luft!“ Doch die Fenster waren von oben bis unten mit Papierstreifen beklebt. Schließlich gelang es dem Könige, alle hindernden Fesseln zu durchbrechen und die Fenster zu öffnen. Ein erfrischender Zug reiner Winterluft durchflutet das Zimmer. Aber noch immer kam das mit Ungeduld erwartete Wasser nicht! Da gab der Geburtshelfer dem ersten Arzt den Auftrag, auf gut Glück trocken zu stechen. Alsbald strömte das Blut reichlich heraus. Die Königin öffnete die Augen — sie war gerettet. Es war ein Augenblick der höchsten Freude. Man umarmte sich, man weinte vor Rührung, man dankte Gott voller Inbrunst. Ludwig XVI. reichte der Königin das Neugeborene. Sie preßte es an die Brust und bedeckte es mit Küssen. „Arme Kleine,“ kam es dann von den Lippen der jungen Mutter, „nicht nach dir richteten sich alle unsere Wünsche, aber du wirst uns deshalb nicht weniger teuer sein.“ „Ein Sohn wäre besser für den Staat gewesen; du sollst alle meine Sorgfalt genießen, du sollst mein Glück teilen und meine Schmerzen lindern.“ Graf Mercy, der ebenfalls bei der Entbindung zugegen gewesen war, schrieb an Maria Theresia einen langen Brief über die Ursachen, denen man den plötzlichen Schwächeanfall der Königin zuschrieb. „Erstens,“ so meinte er, „die Unruhe, welche durch eine übergroße Zahl von Anwesenden hervorgebracht wird. Sodann die Anstrengungen, welche die Königin machte, um nicht ihre Schmerzen zu äußern. Drittens, weil im ersten Augenblicke ihr Kind nicht schrie und sie es deshalb für tot hielt.

Als aber das Kind endlich laut wurde, verursachte dies einen Widerstreit des eben gehabten Gefühls der Trauer und jetzt der Freude in ihr, der in solchen Augenblicken der Aufregung die schädlichsten Folgen haben kann.“ Der König und fast alle Anwesenden waren dem Kinde gefolgt, das man in ein anderes Zimmer trug. Deshalb wurde der Monarch auch nicht Zeuge des gefährlichen Zwischenfalles, den die Geistesgegenwart des Geburtshelfers durch einen Aderlaß in vier Minuten beseitigte. Am 8. Februar 1779 begab sich Marie Antoinette zum ersten Male wieder ins Gotteshaus, um dem Herrn für die glückliche Entbindung zu danken. Man hatte die alte ehrwürdige Notre-Dame-Kirche in Paris gewählt. Eine gewaltige Volksmenge umsäumte die breiten Avenuen und Boulevards, die auf ihrem Wege lagen. Eine merkliche Rührung lag auf allen Gesichtern. Drängte sie den Ausdruck der Freude zurück, den man sonst bei dem Erscheinen der Königin gewohnt war, oder waren es unheilvolle Anzeichen? An hundert Ehen waren am Morgen in Notre-Dame eingesegnet worden; und als die Königin die Schwelle der Kathedrale überschritt, bildeten die jungen Paare Spalier, ihr so eine Ehrengasse zum Altar bahnend.

Maria Theresia war zwar erfreut, aber zufriedengestellt keineswegs. „Ich wäre jedoch durchaus nicht froh,“ schrieb sie an ihren Gesandten, „wenn diese erste Gastrolle des Königs in seiner Eigenschaft als Ehemann uns abermals einen Zeitraum von acht Jahren bis zu einer neuen

Schwangerschaft meiner Tochter anzeigen sollte." Ein Dauphin, das war hinfort ihr Traum, auf ihn setzte sie alle Hoffnungen ihrer Staatskunst. Er sollte Österreichs und Frankreichs Herrscherhäuser noch fester denn bisher verbinden, unter seinem Zepter sollte dereinst eine mächtige franco-österreichische Union entstehen, eine Zentralmacht im Herzen Europas, eine Macht, deren Hegemonie für dauernde Zeiten gesichert wäre. In fast allen ihren Briefen an die Tochter kommt sie wieder auf dieses Thema zurück. So schrieb sie am 1. April 1779 an Marie Antoinette: „Was Du mir da von Deiner lieben Tochter sagst, macht mir großes Vergnügen, aber ich muß doch gestehen, ich bin unersättlich; sie muß einen Spielgenossen haben, und man darf nicht zu lange zögern. Meine liebe Tochter, versäume nicht, was von Dir abhängt, namentlich jetzt nicht, in der schönen Jahreszeit — reite nicht zu viel, denn das ist nicht nur gegen unsere, sondern auch gegen die Wünsche jedes guten Franzosen und Österreichers — und glaube, daß ich stets Deine gute Mama und Freundin bin." Und je weiter die große Kaiserin ihrem Ende entgegenschreitet, desto mehr ist ihr Lebensabend ganz mit dem Gedanken an einen Dauphin ausgefüllt. Immer dringender werden ihre Ermahnungen, immer häufiger ihre Briefe an die Tochter. Fast mit Gewalt möchte sie ihren Wünschen Geltung verschaffen. Am 30. Juni 1780 schrieb sie an Marie Antoinette: „Du sagtest, ich wäre unerschöpflich in Aufmerksamkeiten, ich bin es in zärtlicher Liebe und kenne keine liebere

Beschäftigung, als an meine teuren Kinder zu denken. Das sind die einzig glücklichen Augenblicke meines mühseligen Lebens. Die bezaubernde Königin von Frankreich trägt nicht wenig zu ihnen bei — aber wir müssen einen Dauphin haben. Bis jetzt war ich zurückhaltend, aber auf die Dauer würde ich zudringlich werden."

Maria Theresia war ungeduldig, weil sie ihr Ende herannahen fühlte, und doch sollte es ihr nicht mehr vergönnt sein, das Kind aller ihrer Wünsche zu sehen. Hätte sie Frankreichs Geschick vorausgesehen, würde sie dann mit demselben Ungestüm einen Erben für Frankreichs Thron gefordert haben? Marie Antoinette sollte zwei Söhne haben, von denen der eine dazu bestimmt war, in der Jugend, am Anfang der Revolution, aus dem Leben zu scheiden, der andere als Märtyrer, als Opfer eines Scheusals, des Schusters Simon, zu verschellen.

Im Frühling 1779 schlug die Königin zum ersten Male ihr Quartier in Trianon auf. Im März war sie von den Masern befallen worden, und um jede Ansteckungsgefahr zu vermeiden, hatte man sie vom Könige getrennt. Nun wollte sie die Tage der Genesung in ihrem selbstgeschaffenen Dorado verbringen. Ihr ganzer Hofstaat machte die Reise mit, und da das kleine Schloß und seine Dependenzen nicht für einen so großen Besuch eingerichtet war, so hatte man einige Mühe, die Begleitung unterzubringen. Mercy war in heftiger Sorge über den Ausgang, den diese Reise nehmen würde, hatte Marie Antoinette doch noch

kurz zuvor wiederum eine jener scheinbar kleinen und doch so schwerwiegenden Torheiten begangen.

Während ihrer Krankheit war die Königin, einer plötzlichen Laune Folge gebend, auf den sonderbaren Gedanken gekommen, sich von vier Höflingen pflegen zu lassen, anstatt von der Gräfin von Polignac, die ebenfalls erkrankt war.

Der König in seiner gewohnten Schwäche, und von vornherein stets bereit, alles gutzuheißen, was seiner jungen Gemahlin gefallen könnte, hatte ohne Einschränkung seine Billigung gegeben. So hatten denn der Herzog von Coigny, der Herzog von Guines, Graf Esterhazy und Baron von Besenval ihr Amt als Pfleger Marie Antoinettes angetreten. Die Königin hatte alle Damen ihrer Umgebung beurlaubt, nur die Hofstaatsdame und die Ehrendame hatten für einige Augenblicke am Tage Zutritt in das Krankenzimmer. Die übrige Zeit verbrachte Marie Antoinette ganz mit ihren Hofkavalieren, die nur zur Einnahme der Mahlzeiten das Zimmer verließen; ja Mercy hatte sogar nicht unbedeutende Mühe zu erreichen, daß sie sich wenigstens von 11 Uhr abends bis 7 Uhr morgens aus den Gemächern der Königin zurückzogen. Man kann sich denken, welchen Eindruck derartige Vorkommnisse in den breiten Volksschichten notgedrungen hervorrufen mußten. Man fragte sich, sagt Mercy, wer wohl die vier Damen sein möchten, die den König im Krankheitsfall pflegen würden. Ganz Paris war von diesem neuen Skandal erfüllt, die gewagtesten Gerüchte über Person und Leben jener vier Höflinge gingen von Mund zu

Mund. In Wahrheit konnte man nur von ihnen sagen, daß sie bekannt schöne Männer waren und schon lange als bevorzugte Günstlinge der Königin galten. Baron Besenval war Oberstleutnant bei den Schweizer Garden. Eine schöne Figur, ein angenehmes Gesicht, Geist und Kühnheit zeichneten ihn aus. Früh gebleichte Haare liehen dem Fünfzigjährigen jenen Ausdruck des Vertrauens, den das reife Alter den Frauen einflößt. Indessen waren seine Manieren zu frei; seine Galanterie hatte stets einen üblen Unterton, seine Fröhlichkeit glich eher beißendem Spott denn harmloser Heiterkeit. Alle Zeitgenossen sind sich darin einig, in ihm einen Intriganten zu sehen, der um so gefährlicher ist, als er seine Verschlagenheit sehr wohl unter dem freimütigen, etwas groben Ton eines guten braven Schweizers zu verbergen wußte. Er war es, der einst in einer heimlichen Stunde, seine grauen Haare vergessend, der Königin zu Füßen fiel und seine Liebe gestand, aber höhnisch von ihr in die Schranken zurückgewiesen wurde. Graf Valentin Esterhazy stammte aus Ungarn und war Kommandeur eines Husarenregiments. Auf ihn übertrug Marie Antoinette später jene Freundschaft, die sie ehemals für Besenval empfunden hatte, und die dieser so leichtfertig verscherzt hatte. Der Herzog von Guines stand damals auf dem Gipfel der Gunst. Herzog durch die Gnade der Königin, galt er für einen der liebenswürdigsten Gesellschafter am Versailler Hofe. Während seiner Londoner Botschafterzeit hatte man ihm den Namen „der Prächtige" beigelegt, und der Prächtige blieb er

auch an Frankreichs Höfen. Marie Antoinette hatte ihn zu ihrem erklärten Günstling erhoben. Sie hatte ihn in jenem skandalösen Prozeß, den er gegen seinen eignen Sekretär führen mußte, der ihn des Schmuggels, des Spiels in öffentlichen Fonds und der Bereicherung durch Verrat von Staatsgeheimnissen bezichtigte, aufs Geradewohl verteidigt, hatte Minister weggejagt, die öffentliche Meinung provoziert, hatte endlich den König selbst düpiert, um Guines zu retten. Nun war er mit unter jenen Höflingen, die als „messieurs internes" die kranke Königin pflegten. Der vierte endlich, und der am wenigsten hervortrat, war der Herzog von Coigny, der vielleicht mehr als Nebenbuhler Guines, denn als Freund der Königin seinen Platz zu behaupten suchte.

Aber die Königin war genesen, und aus den vier „messieurs internes" waren jetzt „messieurs externes" geworden, die sie in ihr buen retiro nach Klein-Trianon begleiteten. Doch hier war es bald weder der Herzog von Guines, noch der Herzog von Coigny, noch irgendein anderer jener Herren, der sich der besonderen Gunst Marie Antoinettes rühmen durfte. Ganz plötzlich und im Geheimen hatte sich ein kleiner Roman abgespielt, dessen Held ein anderer, ein bisher noch Unbekannter war. Selbst Mercy spricht nicht davon. Mochte der sonst so gut Informierte wirklich keine Kunde davon haben, mochte er der Kaiserin in Wien unnötige Aufregung ersparen wollen? Wir möchten das letztere glauben. Außerdem blieb die ganze Angelegenheit im intimsten Kreise und wurde

nicht durch geschwätzige Zeitungen unter das Volk getragen. Es war ein junger Schwede, Graf Axel Fersen. Die Königin hatte eine tiefe, liebesdurstige Neigung zu dem schönen, noch fast knabenhaften Nordländer gefaßt. Sie lud ihn zum Spiel ein und bat ihn, in seiner Uniform, die sie sehr bewunderte, vor ihr zu erscheinen. Ihre Aufmerksamkeiten dem jungen Edelmanne gegenüber gingen schließlich so weit, daß sie das Maß höfischer Sitte überschritten und geeignet waren, Marie Antoinette zu kompromittieren. Auch der schwedische Gesandte war informiert und schrieb an Gustav III: „Ich muß Eurer Majestät anvertrauen, daß der junge Graf Fersen von der Königin so gerne gesehen ist, daß es bereits Verdacht zu erregen beginnt. Ich kann wirklich nicht anders glauben, als daß sie eine gewisse Neigung für ihn hatte, ich habe zu sichere Beweise dafür gesehen. Der junge Graf Fersen hat in dieser Angelegenheit durch seine Zurückhaltung und Mäßigung, besonders aber dadurch, daß er nach Amerika gegangen ist, eine bewunderungswürdige Haltung gezeigt. Dadurch, daß er den Hof verließ, beseitigte er alle Gefahren — aber es gehörte eine Festigkeit dazu, der Verlockung zu widerstehen, die weit über die Grenzen seines Alters geht. In den letzten Tagen konnte die Königin ihn nicht aus dem Gesicht verlieren, sah sie ihn an, so standen ihr die Tränen in den Augen."

Als man die Neuigkeit von seiner Abreise erfuhr, waren alle Günstlinge erfreut. Die Herzogin von Fitz-James aber sagte ihm: „Wie, mein

Herr, so verlassen Sie ihre Eroberung?" — und er antwortete: „Wenn ich eine gemacht hätte, würde ich sie nicht verlassen — aber frei reise ich ab und leider ohne vermißt zu werden." Graf Axel Fersen war Marie Antoinettes bester und aufrichtigster Freund. Er schied von ihr, weil er sie liebte und nicht die Frau kompromittieren wollte, der seine Seele angehörte. Wir werden ihn später, als das Verhängnis hereinbrach, als Marie Antoinette von allen fast verlassen, den Bruder in Wien vergebens um Hilfe anflehte, als treuen Freund der Königin wiederfinden.

Aber während Graf Fersen, einem Geächteten gleich, fluchtartig das Land verließ, um im jungen freiheitsdurstigen Amerika Lorbeeren zu ernten, während er einer Königin und ihrer Liebe aus dem Wege ging, um den Namen der Herrscherin rein zu halten, befleckten ihn andere, die sich der Freundschaft Marie Antoinettes rühmten, mit ihren Taten. Die Sitten waren locker und lockerer geworden am Hofe von Frankreichs Königin. Wie ein geräuschvolles Lachen auf Moral und Glauben schienen die Abenteuer zu klingen, deren sich die Hofdamen und ihre Galane im intimen Zirkel Marie Antoinettes rühmten. Da ziehen sie an unserem Auge vorbei, alle jene Paare einer kraftlos dahinsiechenden, verwöhnten Gesellschaft, deren raffinierter Lebensgenuß noch nach über einem Jahrhundert großen und kleinen Kokotten eines weniger galanten Zeitalters als Vorbild vor Augen schwebt, da ziehen sie vorbei Mme. Jules und Graf Vaudreuil, Madame de Châlons und der Her-

zog von Coigny, Madame de Polastron und Graf Artois und zuletzt jene Messalina der Neuzeit, die ewig liebesdurstige, berauschende Diana von Polignac. Sie waren die Intimen einer Königin, von Frankreichs Königin, und um eine Herrscherin flutete das zügellose Leben freiesten Genusses, gleich einem Feuerwerk sprühten die Raketen der Freude gegen den nächtlichen Himmel und ein Bacchanal löste das andere.

Brüsk und jäh wurden die Freudenfeste durch die Nachricht vom Tode der Kaiserin unterbrochen. Acht volle Tage waren verstrichen, ehe man in Versailles erfuhr, daß Maria Theresia dahingeschieden sei. Eine kurze Krankheit hatte das tatenreiche Leben der großen Herrscherin beendet. Ihr Ende mochte die Herrscherin lange vorausgesehen haben. Und je mehr sie es herannahen fühlte, desto ängstlicher fast suchte sie Einfluß auf die Gefühls- und Gedankenwelt ihrer Tochter zu erlangen, desto eifriger und mit bewundernswerter Energie suchte sie ihre eignen Gedanken dem Geiste ihres Kindes zu oktroyieren. Mit gleicher Verve, mit gleicher Glut sprechen Mutter und Politikerin. Immer wieder bringt sie ihren Plan eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Frankreich und Österreich zur Geltung. In ihm würden endlich jene alten Vorurteile zugrunde gehen, die nun seit mehr denn einem Jahrhundert beide Staaten trennten. „Meine liebe Tochter,“ so schrieb sie in einem Briefe vom 23. August 1778, „nicht um Neid handelt es sich mehr zwischen unseren Monarchien, es handelt sich

darum, uns so fest zu verbinden, daß niemand uns zu trennen vermag. Einer nach dem andern würden wir zugrunde gerichtet werden, wenn wir nicht durch unsere Festigkeit der Vernichtung zuvorkämen." So schrieb die Herrscherin, und so dachte sie im Grunde ihres Herzens. Schon sah sie den großen Friedrich als Diktator ganz Europas, schon wähnte sie die Habsburger Lande in seinen Händen. Die Zukunft schien ihr düster, und je schwärzer die Wolken sich am fernen Horizont ballten, desto dunkler wurde es in ihrer Seele. Die Melancholie hatte sich ihrer bemächtigt, hatte jenes einst so glühende Herz, jenen einst so tätigen Geist, jenen einst so starken Willen gefangen genommen. Inmitten ihrer Erfolge, inmitten ihres Ruhmes klagte sie, die große Fürstin, die bis zuletzt die Bewunderung ganz Europas erregte, wand sie sich in Schmerzenstränen über die unerbittliche Bestimmung. „Es ist gut, daß Du weinen kannst," schrieb sie einmal an Marie Antoinette, „Tränen haben mir immer mein unglückliches Leben erleichtert." Wie alle Fürsten am Ende einer langen Regierung, nachdem sie während ihres Lebens auf dem Gipfel der Macht gestanden, meist in Trübsal verfallen, so auch Maria Theresia. Ihr Lebensabend war eine Entmutigung, eine Entkräftung, eine Ermattung. Am 3. November 1780, einen Tag nach dem Namensfest Marie Antoinettes, richtete die Kaiserin ihr letztes Schreiben an die Tochter, und trostlos wie es begonnen so klang es aus. „Eins nach dem andern verliere ich alles, was ich liebe, auch ich bin überwältigt." Ein heftiger



Chr. de Lespinasse del.

Ein Nachtfest um 1782

Asthmaanfall hatte die Greisin darnieder gedrückt. Und dennoch fand die Frau, die in ihrem Leben so vielen Gefahren getrotzt, die in unzähligen Malen ihre Kräfte dem Wohle des Staates geopfert, fast schon in der Agonie, die Macht unbenutzter neuer Hilfsquellen. Keuchend kam kaum der armselige Atem aus der schwer arbeitenden Brust und doch regierte sie noch. Am 28. November empfing die Kaiserin die letzte Ölung, dann ließ sie ihre Kinder und ihren Schwiegersohn, den Herzog von Sachsen-Teschen, an ihren Liegestuhl rufen und sprach wohl zwanzig Minuten mit ihnen. „Alles, was ich auf dieser Welt besitze, gehört Dir von Rechts wegen," wandte sie sich an Joseph II., „ich habe nicht darüber zu verfügen. Nur meine Kinder gehören mir. Dir vertraue ich sie an, sei ihnen ein Vater. Ich werde ruhig sterben, wenn Du mir versprichst stets für sie zu sorgen." Die Sterbende weinte. Joseph II. wollte antworten, aber nur ein Schluchzen kam über seine Lippen. Er warf sich seiner Mutter zu Füßen, empfing ihren Segen und küßte ihre welken Hände. „Und nun hinfort," so nahm Maria Theresia das Gespräch wieder auf und wandte sich an ihre anderen Kinder, „betrachtet den Kaiser als Euren Herrn; gehorcht ihm, liebt ihn, damit er Euch seine Fürsorge, seine Freundschaft, seine Liebe angedeihen läßt." Dann segnete sie voller Inbrunst ihre in der Ferne weilenden Kinder, den Großherzog Leopold von Toskana, den Erzherzog Ferdinand, die Herzogin von Parma, die Königin von Neapel und endlich unter Schluchzen und mit

zitternder Stimme — die Königin von Frankreich — Marie Antoinette.

Und jetzt bat sie um Tinte und Feder und warf mit schwankender Hand einen Dankesbrief an ihren treuen Minister, den Fürsten Kaunitz, aufs Papier. Auch an den Kanzler Ungarns, den Fürsten Esterhazy, schrieb sie. „Sie, die Kaiserin und Königin beauftrage ihn, dem Ungarnvolke ihre Dankbarkeit auszusprechen für die Beweise der Ergebenheit, die sie in ihrer Jugend empfangen habe. Sie appellierte an jene ritterliche Nation, mit ihrem Sohne und Nachfolger ebenso zusammen zu gehen, wie sie es mit ihr getan habe." Dann machte die Kaiserin sich zum Sterben bereit. Sie ordnete ihr Begräbnis und die letzten Gebete, die man über ihrem Grabe sprechen sollte.

Am Nachmittage verschlimmerte sich das Leiden. „Es ist der Brand," rief sie aus, „in vierundzwanzig Stunden werde ich hinüber sein." Und als sie furchtbar litt, fragte sie ihren Arzt: „Ist dies der Todeskampf," und als jener antwortete, „nein, noch nicht," da stöhnte sie gequält auf: „mein Gott, wird es bald enden?" Die Nacht vom 28. zum 29. war entsetzlich. Manchmal schien der Schlaf über sie kommen zu wollen, aber mit letzter Kraft widerstand sie, und als ihre Kinder sie baten, sich doch nicht unnötig zu quälen, rief sie aus: „Wie wollt Ihr, daß ich einschlafe, wenn ich jede Minute vor meinen Richter gerufen werden kann. Ich fürchte mich vor dem Schlaf, ich will nicht überrascht werden, Auge in Auge will ich dem Tode gegenüberstehen." Als das

Morgenrot des 29. Novembers heraufleuchtete, sagte die Kaiserin voll innerer Gelassenheit: „Es ist mein letzter Tag.“ Gegen acht Uhr abends, kaum fünf Minuten vor ihrem Tode, erhob sich Maria Theresia noch einmal von ihrem Ruhestuhl und versuchte zu gehen.

Joseph II. hielt sie sanft am Arme zurück und fragte, wohin sie getragen werden wollte. Eine Geste deutete auf das offene Fenster. Der klare Spätherbsthimmel war mit Sternen übersät — die Kaiserin blickte empor — und wie als Antwort auf eine überirdische Stimme, rief sie, „ich komme, ich komme“. Dann sank sie in die Kissen zurück — ein Seitenblick rief ihren Arzt: „zündet die Sterbekerzen an und schließt mir die Augen, denn es wäre zu viel, dies vom Kaiser zu verlangen“, waren ihre letzten Worte. Einen Augenblick später hatte sie ihre große Seele ausgehaucht.

Bei der Ankunft des Kuriers, der die traurige Nachricht nach Versailles brachte, fand Ludwig XVI. nicht den Mut, sie der Königin persönlich mitzuteilen. Er schickte den Abbé von Vermond. Marie Antoinette war bis ins Innerste getroffen. Ein Blutsturz offenbarte ihre tiefe Erschütterung. Am 10. Dezember schrieb sie an Joseph II.: „Mein Bruder, o! mein Freund, nur Du bleibst mir noch in einem Lande, das mir immer teuer sein wird. Schone Dich und erhalte Dich, Du schuldest es uns allen. Mir bleibt nichts anderes übrig, als Dir meine Schwestern zu empfehlen. Sie sind noch verlorener als ich, sie sind tief unglücklich! Adieu, ich sehe nicht mehr, was

ich schreibe. Erinnere Dich, daß wir Deine Bundesgenossen sind, und behalte mich lieb. Ich umumarme Dich."

Der Schmerz der Königin rührte ganz Versailles. Ihre Haltung, ihr Edelsinn und ihre Schönheit, sagt Weber, „haben sich tief im Gedächtnis aller jener eingeprägt, die zugegen waren, als Frankreichs Herrscherin, in tiefer Trauer das Beileid des Hofes entgegenahm".

Aber nicht der Schmerz des Kindes um den Verlust der geliebten Mutter allein mußte Marie Antoinettes Tränen fließen lassen. Maria Theresia war ihrem Kinde mehr gewesen als ein Wesen, in das nur die natürliche Bestimmung Liebe gelegt, sie war ihm ein Führer, ein Ratgeber, ein Wegweiser auf dem wild bewegten Ozean des Lebens gewesen. Und in dem Augenblicke, da schwarze Wolkengebilde sich zusammen ballten, wo am Gesichtskreis ein magisch dunkler Punkt erscheint, der sich ausbreitet, vergrößert und zischend und pfeifend die erste Windsbraut über das schlafende Frankreich schickt, wo der Wind zum Sturm auffrischt und dieser dem Orkan zu weichen droht, mußte sie davongehen. Ein neuer Abschnitt im Leben Marie Antoinettes sollte beginnen. Die Stunde der Prüfungen nahte. Und wenn die Verzweiflungsschreie der unglücklichen Königin durch die Nacht gellen werden, wird die Mutter nicht mehr antworten, wird sie nicht mehr ihrem Kinde helfen, ihr Kind retten können — und ein Blutgerüst wird die letzte Zuflucht von Frankreichs Königin bleiben.

Acht Monate nach dem Tode Maria Theresias kam der Kaiser unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein zum zweiten Male nach Frankreich. Alsbald führte ihn die Schwester von Versailles nach Trianon, wo rauschende Feste seiner warteten. In den warmen Julinächten erstrahlte der englische Garten in Tageshelle. Weite Feuerbecken hinter künstlerisch bemalten grünen Gestellen ließen die Konturen vielfarbener Blumenbeete und dicht umrankter Strauchgruppen hervorleuchten, während hoch auflodernde Reisigbündel den Tempel der Liebe in einer Helle bestrahlten, die ihn weit erkennbar einer mächtigen Feuersäule gleichend, als glänzendsten Punkt mitten aus dunklem Hochwalde hervortreten ließen. Madame Campan sagt über jenes Gartenfest, daß es eigentlich nichts Besonderes bot; aber trotzdem viel von ihm gesprochen wurde. Der immerhin beschränkte Raum hatte verhindert, daß ein größerer Teil des Hofes zugegen war. So zeigten die Nichteingeladenen schlecht verborgene Unzufriedenheit, während das Volk, das nur die Feste verzeiht, an denen es selbst teilnimmt, in böswilligen Übertreibungen über die Kosten solcher kleinen und intimen Festlichkeiten spektakelte. Nach und nach setzte sich das Gerücht fest und fand willig Glauben, daß die Masse der in den Gräben verbrannten Reisigbündel der Zerstörung eines ganzen Waldes gleichkäme. Die Königin, durch das Murren des aufgehetzten Volkes in Unruhe versetzt, wollte wissen, wieviel Holz verbrannt worden sei: man sagte ihr 1500 Bund, in Wirklichkeit aber

waren es 3600, also mehr als das doppelte. Ein paar Tage später reiste der Kaiser ab. Marie Antoinettes Schmerz war nicht geringer als das erstemal. Sie verbarg das Gesicht unter ihrem Hut, um nicht die reichlich fließenden Tränen sehen zu lassen. Joseph II. aber nahm das trügerische Bewußtsein mit sich, die Dinge zum Guten verändert gefunden zu haben.

Marie Antoinette war im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft, als der Kaiser Abschied nahm. Ein unbestimmtes Ahnen sagte ihr, daß sie diesmal den lang ersehnten Dauphin dem Lande schenken sollte.

## SECHSTES KAPITEL

**In Versailles wird der lang ersehnte Dauphin geboren. — Paris und ganz Frankreich jauchzt. — Und doch, wie nichtig jene Freude! — Höfisches Komödienspiel. — Die Königin und Graf Artois sind in recht delikaten Situationen Partner. — Großfürst Paul kommt nach Versailles. — Toilettenluxus der Königin und ihrer Damen. — Kardinal Rohan in Ungnade, als gehässiger Zuschauer beim Feste der Königin. — Der Bankrott eines „Rohan". — Madame de Polignac als Erzieherin der königlichen Kinder. — Gustav III. in Paris. — Ein liberaler Herrscher. — Die Lehren J. J. Rosseaus. — Eine goldene Zeit vor der Umwälzung. — Marie Antoinette von neuem Mutter. — Eine Dreißigjährige. — Eine Bürgerin anstatt der Königin. — Eine Kokotte auf dem Sonnenthrone des vierzehnten Ludwig. — Der König erwirbt St. Cloud. — Versailles im Glanze des Sonnenkönigtums. — Verleumdungen gegen die Herrscherin. — Kardinal Rohan. — Cagliostro. — Gräfin de la Motte. — Die d'Oliva, eine Pariser Straßendirne, als Vertraute der Gräfin la Motte. — In ihrer Verkleidung gleicht sie der Königin. — Der Betrug. — Das Diamantenhalsband. — Kardinal Rohan, der Düpierte. — Rohan vor Ludwig XVI. — Ein Verhör. — Der Kardinal verhaftet. — Marie**

Antoinettes Unklugheit. — Ein Rohan fleht nicht um Gnade. — Der Prozeß. — Spottlieder. — Stimmung des Volkes gegen Marie Antoinette. — Rohan gewinnt den Prozeß. — Wie ein Triumphator kehrt er unter dem Jubel des Volkes in sein Palais zurück. — Das Urteil trifft die Königin. — Rohan verbannt. — Königlicher Despotismus. — Marie Antoinette vom Volk und Hofe gerichtet. — Sie hat kein reines Gewissen in der Halsbandaffäre. — Einzelheiten schaffen ein Ganzes.

Es ist der 22. Oktober 1781, eine Stunde nach Mittag. Eine gewaltige Unruhe geht durch das sonst so stille Schloß in Versailles. Ludwig XVI. ist eben der Stammhalter geboren. Noch wagt man der Königin nicht zu sagen, daß sie einem Sohne das Leben geschenkt, man fürchtet das Übermaß der Freude könnte ihr schaden. Da tritt der König an ihr Bett und erbittet für den Dauphin die Erlaubnis eintreten zu dürfen. Ein unbeschreiblicher Jubel schlägt alle Anwesenden in seinen Bann. Der herzensgute Ludwig XVI. vergießt Tränen der Freude und umarmt in rührender Zärtlichkeit seine junge Gemahlin. Die Prinzessin von Rohan-Guéménée bringt das Kind. „Es gehört dem Staat," spricht überglücklich die Königin, „aber ich verlange meine Tochter zurück." Um 3 Uhr wird der Dauphin in der Schloßkapelle vom Kardinal von Rohan getauft. Der Graf von Provence und Madame Elisabeth als Stellvertreter der Paten, des Kaisers Joseph II. und der Fürstin von Piemont Mme. Clotilde, halten ihn über den Taufstein. Ludwig XVI. scheint auf dem Gipfel des Glücks. Er drückt jedermann die Hand und wiederholt unaufhörlich die Worte „mein Sohn" und „der Dauphin". Von außen dringen die Hochrufe des Volkes in die Kapelle. Sein südländisches

Temperament, das der Freude in gleichem Maße zu huldigen weiß wie dem Haß, hat abermals die Massen fortgerissen. Eine Menge bewunderungsdurstiger Menschen bildet dem Kinde eine Ehrengasse. Der frenetische Jubel scheint fast der Anbetung zu gleichen. Die Freude der Pariser kommt in einem Volksfest zum Durchbruch. Geigen, Gesang und Tanz haben ihr Reich inmitten der Straßen aufgeschlagen. Abordnungen der Künste und des Handwerks nahen im langen Zuge, um dem Könige und der Königin ihre Huldigungen darzubringen. Unter den Klängen patriotischer Lieder schwenken sie in den Schloßhof ein. Die Schornsteinfeger tragen einen Kamin, auf dessen Höhe einer ihrer kleinsten Zunftgenossen hockt. Die Sänftenträger führten eine über und über mit Gold verzierte Sänfte mit sich, in der eine Amme mit ihrem Kinde Platz genommen hat. Die Schuhmacher tragen ein Paar kleine Stiefel für den Dauphin zur Schau — die Schneider eine winzige Uniform seines Regiments. „Und doch," meint Imbert de Saint-Amand, „geht die Sage, daß selbst jenen Stunden im Leben Marie Antoinettes, die vom Himmel gesegnet zu sein scheinen, die dunklen Ahnungen nicht fehlen. Nie fehlt das unheilkündende, fast von Shakespearescher Tragik getragene Moment. Und auch bei diesem Festzuge sollte es wieder hervortreten. Mitten im vollen Leben, glaubt man wie in Hamlet, trübselig und düster die Totengräberszene zu sehen. Die Vertreter jenes traurigen Gewerbes sind gekommen, um mit den Attributen ihres Berufes dem Herr-



Marie Antoinette

nach einem von Kucharsky 1791 produziertem Pastell. Die Königin ließ dies Bild für die Marquise de Tourzel, die Erzieherin der königlichen Kinder, anfertigen. Es wurde jedoch erst nach der Rückkehr von der mißglückten Flucht nach Varennes fertig. Der Marquis de Tourzel fand es später nach den Geschehnissen der großen Revolution wieder

scherpaar zu huldigen. Sie scheinen vergessen zu haben, welche Gefühle der Trauer ihr Erscheinen im Herzen der Menschen auslöst — vielleicht auch ist das Verständnis für solche Regungen bei ihnen längst abgestumpft. Sie haben an der allgemeinen Freude Anteil haben wollen — und so ziehen auch sie vorbei. Mme. Sophie, die Tante Ludwigs XVI. erzittert, als sie ihrer ansichtig wird. Einige Wochen später wird sie hinausgetragen, dorthin, woher es kein Wiederkommen gibt.

Und doch wie vergänglich jene Freuden, wie blind jene Hoffnungen. Der Dauphin, dessen Wiege heute Freudenrufe umhallen, zu dessen Verherrlichung die Vertreter eines großen Volkes zusammengekommen sind, geht einer traurigen Bestimmung entgegen. Wie die französische Monarchie im Todeskampf erzittert, so wird auch sein kleiner Körper bald in trostloser Agonie zugrunde gehen. Kraftlos und vorherbestimmt für ein frühes Ende, ist er das getreue Abbild des dahinscheidenden Königtums. Seine Leiden werden noch die Verzweiflung der Mutter vermehren und mit schwarzem Schleier zudecken, was noch licht ist im Herzen Marie Antoinettes. Schon liegt die Axt an der Wurzel der Monarchie, und in dem Augenblicke, da die Reichsstände zusammentreten, um über das Schicksal Ludwig Capets und seiner Deszendenz zu beraten, wird dieses Kind hinweggenommen werden. Es soll kein Sohn des sechzehnten Ludwig auf Frankreichs Thron steigen. Und während das zischende Pfeifen der herannahenden Umwälzung durch den Staatskörper geht, wird ruhig, fast un-

bemerkt jenes Kind hinausgetragen, dessen Geburt so großen Jubel ausgelöst hatte. Frankreichs erster Dauphin ist nicht mehr.

Noch klingen die Hammerschläge des Zimmerers an den kleinen Sarg, und schon stehen breitspurig und machtbewußt die Deputierten des dritten Standes, des rechtlosen Standes, vor Ludwig XVI. und verlangen von ihm Konzessionen. Der tiefgebeugte Vater empfindet die Gefühlslosigkeit, in einem solchen Augenblicke mit ihm von Geschäften zu sprechen — aber er überwindet sich und nur die Worte: „Diese Herren haben also keine Kinder!“ kommen über seine Lippen.

Trauer und Schwangerschaft hatten Marie Antoinette eine Zeitlang von den Genüssen der Gesellschaft ferngehalten. Bis gegen Ende des Winters 1782 blieb ihr vor allem die höfische Komödie, an der sie sich so gern aktiv beteiligte, verschlossen. Erst um diese Zeit sehen wir sie wieder auf der Bühne. Die Trianon-Gesellschaft machte sich daran, ein Singstück von Piis und Barré einzustudieren, das den Titel führte, „der verlorene Schuh“. Die Handlung war die denkbar einfachste, jedoch ganz in das Milieu jener galanten Zeit passend. Mutter Thomas, eine mißtrauische alte Bäuerin, versteckt alle Abende die Schuhe ihrer Tochter, um das Mädchen am Umhertreiben zu hindern. Bei Tagesanbruch schleicht sich Colin vor das Haus seiner Geliebten. Ein in der Nähe ihres Fensters stehender Baum bietet die einzige Möglichkeit, daß sich die Liebenden umarmen. Colin erklettert ihn und macht von hier

aus die komischsten Anstrengungen, sein Schätzchen zu umfassen. Endlich kommt Babet auf den schlauen Gedanken, die Schuhe ihrer Mutter anzuziehen, und nun kann sie dem Geliebten entgegeneilen. Der Dorfschulmeister, ein Rivale Colins, den so früh der Weg am Hause vorbeiführt, treibt die Liebenden in die Flucht und Babet verliert einen ihrer Schuhe. Der Schulmeister aber findet ihn im tiefen Schnee. Der Tag vergeht und der Abend bricht herein. Das ganze Dorf ist beim Vater Thomas versammelt. Man zecht und spielt Blindekuh. Plötzlich erscheint der Magister mit dem anklägerischen Schuh. Alle anwesenden Mädchen müssen ihn anprobieren — er paßt keiner. Vater Thomas schlägt vor, auch die Mütter der Anprobe zu unterwerfen und beginnt mit seiner Frau. Diese verrät sich alsbald durch ihre unerklärliche Aufregung. Da aber tritt die Tochter vor und entschuldigt die Mutter, indem sie ihre Unbesonnenheit eingesteht. Vor den Augen des entsetzten Schulmeisters muß man wohl oder übel die beiden Liebenden verheiraten.

„Was hilft's, Babet hat im Dörfchen nicht mehr
ihr Renommee,
Colin hat's ihr genommen, er heirat sie aus Pflichtgefühl."

Marie Antoinette spielte in dem Stücke die Rolle der Babet, während Graf Artois Colin kreierte. Die Kußszene am Anfang, von der Königin und dem Grafen Artois gespielt, ließ es nicht an recht delikaten Situationen mangeln, und mehr als einer der Zuschauer mochte sich fragen, ob der Stellung

des Königs als Ehemann in jener heiklen Rolle, die seine Gemahlin spielte, genügend Rechnung getragen würde. Hatten giftige Pamphlete nicht umsonst den Grafen Artois als Geliebten der Königin hingestellt?

Im Frühling richtete sich die Königin wieder für längeren Aufenthalt in Trianon ein. Man erwartete den Zarewitsch, Großfürsten Paul, der mit seiner Gemahlin, einer württembergischen Prinzessin, unter dem Namen eines Comte du Nord am 19. Mai 1782 in Versailles eintraf. Der Besuch des russischen Thronfolgers sollte denkwürdig bleiben durch die Pracht der Feste, die in Versailles kaum noch übertroffen wurden. Zum erstenmal in die Lage versetzt, einen fremden Thronerben zu empfangen, überfiel die Königin ein Gefühl der Bangigkeit. Sie mußte sich in ihre Gemächer zurückziehen, um diese zu überwinden. Doch bald erschien sie wieder voller Zauber und Anmut. Unter ihren Blicken schien alles aufzuleben, alles zu neuen Freuden geboren. Baronin Oberkirch, die Begleiterin der Großfürstin, hinterläßt in ihren Memoiren ein Bild der Königin in ihrem Glanz. Sie sorgte bis ins kleinste für die Annehmlichkeit der Gäste, begleitete sie nach Paris, nach Marly, nach Raincy zum Herzog von Orléans, nach Bagatelle zum Grafen von Artois, nach Chantilly zum Herzog von Condé, jenem glänzendsten Herrensitz, den Frankreichs Aristokratie aufzubieten hatte. Als die illustre Gesellschaft Chantilly verließ, überreichte ein schöner Knabe der Großfürstin einen prächtigen Rosen-

strauß. Es war der junge Herzog von Enghien, das spätere Opfer von Vincennes. In Versailles folgten sich Bälle, Theatervorstellungen, Ballette, Jagden und Soupers.

Die Damen verbargen in ihren hohen gepuderten Frisuren kleine Wasserfläschchen für die frischen Blumen ihres Kopfputzes. „Das Kunststück gelang freilich nicht immer," meint die Baronin Oberkirch treuherzig, „hatte man aber Glück, so war es reizend. Die Frühlingsblumen inmitten des hochgetürmten Puderschnees verursachten in der Tat einen unbeschreiblich schönen Anblick." Über den Rosen des Kopfputzes schwebten winzige Vögel aus glitzernden Edelsteinen; die Reifröcke der Hofkleider hatten sechs Ellen im Umfang; die Brokate waren mit Perlen gestickt, die Korsagen der Damen funkelten von Steinen. Der König hatte verlangt, jedermann solle sich aufs reichste schmücken oder nicht erscheinen. Die Königin übertraf alle. Sie war schön wie der Tag und belebte alles durch ihre Gegenwart. Und Ludwig XVI.? Auch er war da, ohne Zweifel, aber niemand nahm Notiz von seiner Person. Steif und trübselig hielt er sich wie immer an der Seite seiner Gemahlin — wie Alter und Jugend, so erschien das Herrscherpaar im Kreise der Gäste.

Madame Campan weiß von einem Vorfall zu erzählen, der sich bei diesem Feste ereignete. Der Kardinal von Rohan, seit seiner Gesandtschaft in Wien in Ungnade gefallen, schlich sich ohne Vorwissen der Königin in den Park, um als stiller

und gehässiger Zuschauer die Hofgesellschaft zu beobachten. Der Wächter hatte ihm zwar das Versprechen abgenommen, nicht eher den Park zu betreten, bis die Königin nach Versailles abgefahren sei und so lange in der Portierloge zu bleiben, aber der Kardinal entschlüpfte in einem günstigen Augenblick und stellte sich in dichtem Gebüsch so auf, daß Marie Antoinette mit ihrer ganzen Suite notwendig an ihm vorbeidefilieren mußte. Er hatte es nicht einmal für nötig befunden, die Verrat übenden roten Strümpfe zu wechseln, nur ein weiter Überwurf verdeckte sein Priestergewand. So stand er da, ein zynisches Lächeln auf den Lippen, Trotz in der ganzen Haltung. So sah ihn Marie Antoinette und ihr Hof. Die Königin hatte einen Feind mehr, einen Menschen, der sich nicht königlicher Ungnade zu beugen verstand, der den Peitschenhieb weltlicher Demütigung mit dem Schlangenstich priesterlichen Ränkespiels beantwortete.

Noch ein zweiter Schlag sollte in dieser Zeit die großmächtige Familie der Rohans treffen. Der Gemahl der Prinzessin von Guéménée hatte sich allmählich durch sein ausschweifendes Leben in unübersehbare Schulden gestürzt. Nun galt es die Gläubiger zu befriedigen und er tat es, indem er ihnen anstatt baren Geldes, den Genuß von Leibrenten zusagte. Seine Gemahlin aber wußte dies Verfahren recht genial dadurch zu unterstützen, daß sie die Gelder für den Haushalt der königlichen Kinder für sich behielt und die Lieferanten gleichfalls mit Leibrentenpapieren abfand.

Doch der Zusammenbruch war nicht aufzuhalten und beide Ehegatten mußten sich für bankrott erklären. Ihre Schulden beliefen sich auf 33 Millionen Francs. Der Skandal, den dieses Ereignis in der Gesellschaft und im Volke hervorrief, war unbeschreiblich. Der Kardinal aber sprach brüsk und stolz: „Nur ein König oder ein Rohan können einen solchen Bankrott machen."

Die Prinzessin von Guéménée mußte alsbald von ihrem Amte als Erzieherin zurücktreten. Die Gräfin von Marsan, auch eine Rohan, hatte der Tradition nach Anspruch auf den erledigten Posten. Doch Marie Antoinette wollte keiner Rohan wieder ihre Kinder anvertrauen, und so fiel ihre Wahl auf eine ganz andere, freilich weder durch Rang noch Stand dazu prädestinierte, auf die Gräfin Polignac. Ganz Paris hatte es vorhergesehen, deshalb gingen die Wogen der Überraschung nicht allzu hoch. Die Rohans jedoch waren die einzigen, die nicht geglaubt hatten, daß man ihnen zu trotzen wage, und so war ihre Enttäuschung eine doppelt große. Eine geheime Zusammenkunft versammelte die Mitglieder ihrer Familie im Hotel Soubise, und dort war es, wo man den Entschluß faßte, sich an der Königin zu rächen, den Entschluß, der später in der tödlichen Beleidigung der Halsbandaffäre zur Ausführung gelangen sollte.

Bis jetzt hatten die königlichen Kinder mit ihrer Erzieherin nicht im Schlosse selbst gewohnt. Marie Antoinette aber mochte sich nicht von ihrer Favoritin trennen und so siedelten denn Madame

Royale und der Dauphin ins Versailler Schloß über. Die Einzelheiten über diese neue Einrichtung durchliefen die Korrespondenzen jener Zeit. „Wird Madame de Polignac mit dem Dauphin zusammen schlafen?" schrieb der Chevalier von l'Isle an den Prinzen von Ligne, und dieser antwortete: „Nein! Es ist ausdrücklich zur Bedingung gemacht, daß sie schlafen kann, mit wem sie will." So sprach man über die Favoritin, so dachte man über Marie Antoinette.

Am 7. Juni 1784 kam der Schwedenkönig, Gustav III., unter dem Namen eines Grafen von Haga in Paris an. Er war kein Neuling mehr in Frankreich, schon unter Ludwig XV. hatte man ihn in der Seinestadt gesehen. Von da an waren die Beziehungen zwischen dem Versailler- und dem Stockholmer Hof stets die herzlichsten geblieben. Das ganze Volk bereitete ihm einen enthusiastischen Empfang. Es war die Zeit, da unter J. J. Rousseaus Einfluß die Naturphilosophie ihre ersten und üppigsten Blüten trieb, da die Lehren von der Freiheit des Individuums, von der Gleichheit und Brüderlichkeit alle Geister erregten, da der Liberalismus seine frühesten, tastenden Schritte tat. Gustav III. war volkstümlich geworden in Frankreich. Liberale und Philosophen hielten ihn für einen der ihrigen. Dazu schien ein glücklicher Stern über Frankreich zu stehen. Ludwig XVI. hatte vor kurzem einen ruhmreichen Frieden mit England geschlossen, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten sicherte, Calonnes Finanzkünste ließen an Reichtum und unerschöpfliche

Geldquellen glauben, die Aussicht auf eine ergebnisreiche Ernte vermehrte den Optimismus, dem Hof und Volk in gleicher Weise sich hingaben. Ein Glückstaumel schien ganz Frankreich in seinen Bann zu schlagen. Es war eine eigenartige Zeit, die der Revolution vorherging, eine Zeit künstlerischen Genusses, der Eleganz, des Geistes, der Sentimentalität. Nicht mehr an Unrecht und Schlechtigkeit mochte man glauben. Mit Geist, Wissenschaft und Philosophie wollte man das Unglück auf dieser Welt ausrotten. Über alles glaubte man triumphieren zu können, über Unwissenheit und Elend, über Schmerz und Kummer. Gedankenfreiheit und der Glaube an sie, aus jenen beiden Quellen emanierte das Chaos der neuen Ideen, die ein goldenes Zeitalter heraufzubringen sich rühmten und ein eisernes schufen. Die absolute Vollkommenheit der Menschen erhob man zum Modedogma. Keine Kriege mehr, keine Tyrannei, keine Ungerechtigkeiten, keine Vorurteile, keine Hindernisse, keine Zölle, so schallte es von allen Seiten. Eine freie Gesellschaft, ein gesittetes, gebessertes und reines Menschengeschlecht. Und dann auf dem Gebiet der Wissenschaften. Was konnte man nicht alles von einem Lande erwarten, das Männer wie Lavoisier, Montgolfier und Buffon hervorgebracht hatte. Die Natur selbst schien dem Menschenwitze keinen Widerstand mehr bieten zu wollen. Fouquets Devise: Quo non ascendam? war keine Chimäre mehr. Der Mensch, der Herr der Schöpfung, konnte alle Elemente zähmen. War es die Ernüchterung, war es die notwendig einsetzende

Reaktion, die dem Taumel folgte, aus der jene Umwälzung mit Schwert und Blut geboren wurde, die der Freiheitsdrang über Frankreich brachte? Primär war die Revolution der Geister.

Am 27. März, dem Ostertag 1785, wurde Marie Antoinette der zweite Sohn, Louis Charles, Herzog von der Normandie, geboren, dem 1786 noch ein letztes Kind, die bald verstorbene Prinzessin Sophie, folgte. Die Königin war jetzt dreißigjährig. Sie war ruhiger geworden; auch ihren Aufwand für Toiletten hatte sie eingeschränkt. Mutterliebe und Muttersorge hatten eine Wandlung vollzogen, die alle Rügen und Vorwürfe der Kaiserin vergebens erstrebt hatten. Ein einfaches, weißes Gewand, ohne jeden Schmuck, umschließt hinfort ihren Körper. Aber wie Marie Antoinette die Eigentümlichkeit zu eigen war, alles zu übertreiben, so auch hierin. Der Kleiderwechsel kam einem vollständigen Umschwung in ihrer Toilette gleich, die vom äußersten Luxus in die extremste Einfachheit verfiel. Natürlich konnte ein so auffälliges Gebaren nicht unbeobachtet bleiben. Das Volk, welches einst über die Diamanten, über die Federn, über die Spitzen und den kostspieligen Schmuck geeifert hatte, murrte nun nicht weniger über den schlichten Batist und Musselin. Man fand es unpassend, daß die Königin sich wie eine Kammerfrau kleidete. Das Abkommen der Seidenroben ruinierte den Handel Lyons, und bald lief das Gerücht um und fand Glauben, daß jene Modenänderung nur das Resultat einer feinen Berechnung Josephs II. und seiner Schwester sei,

um die Leinenfabriken Brüssels zu beschäftigen. Madame Lebrun hatte ein Bild der Königin in dem neuen Kostüm gemalt, das im Salon ausgestellt war. Doch die Entrüstung des Volkes war so groß, daß die Künstlerin es zurückziehen mußte.

Dieses Kleid einer „einfachen Bürgerin“, wie Graf Vaublanc sagt, mag im Gefühlsleben Marie Antoinettes den Augenblick bezeichnen, in dem sie sich vollständig frei fühlt, in dem sie nicht mehr die weisen Vorstellungen der Mutter treffen, in dem sie von allen Banden gelöst, endlich nach ihrem Geschmack leben zu können glaubt. Und so fällt mit den pomphaften Gewändern auch die Etikette vergangener Zeiten. Marie Antoinette fühlt sich als schlichte Bürgerin, sie vergißt die Pflichten, die ihr der Rang einer Königin von Frankreich auferlegen. Und wie urteilte das Volk? Ein während der Revolution in London publiziertes Buch gibt uns den erwünschten Aufschluß: Ein Provinziale, der in Ehrfurcht vor der glänzenden Majestät nach Versailles gekommen war, sah im Saal der Hundert Schweizer die Königin vorbeigehen, in weißem Hauskleid, mit wirrem Haar, über dem Arm einen Taffetmantel, dessen Ende am Boden schleifte, und auf den Arm Herrn von Vaudreuils gestützt, der sich in scharlachrotem Frack, eine Reitgerte in der Hand, mit lose hochgekämmten Haar, salopp an ihrer Seite hielt. Niemals hätte man jenen guten Mann später überzeugen können, daß die Königin nicht die Geliebte dieses Herrn, der so vertraut mit ihr war, gewesen wäre. Wie dieser einfache Mann die Königin sah,

so sah sie ein Volk, so sah sie ganz Frankreich. Der Schein, selbst wenn nur er, war gegen sie. Der Gedanke allein, der wollüstige, die Königin in den Armen eines anderen zu wissen, peitschte das Blut durch die Adern leicht erregbarer Massen, aus der Sensation wurde der Neid, und dieser gebar den Haß. Und wahrhaftig, er wurde genährt jener Haß, wurde genährt von Menschen, die der Krone am nächsten standen, die um die Gunst der Königin buhlten und aus zurückgesetzten Rivalen zu Feinden wurden. Immer bissiger, immer heftiger wurden die Ausfälle, immer giftiger der Geifer sinnestoller Buhlen. Es erschienen Libelle, „Die Liebschaften unserer Königin", die Kokette und der . . . . . usw. Die Hofluft zeugte eine Intrige nach der andern und das Volk wähnte — eine Kokotte auf dem Sonnenthrone des vierzehnten Ludwig.

Eine Unklugheit jagte die andere. 1784 erwarb Ludwig XVI. auf den Wunsch seiner Gemahlin Saint-Cloud vom Herzog von Orléans. Alsbald trachtete Marie Antoinette darnach, es ganz in der Art Klein-Trianons auszubauen und umzugestalten. Ihre Vorliebe für die ungeschminkte Natur englischer Gärten sollte hier vollste Befriedigung finden. In der Tat fand sie diese. Unter großen Kosten entstand auch in Saint-Cloud ein Dorado der Gartenkunst. Das Volk aber schleuderte seiner Königin als Dank den Spottnamen „Madame Defizit" entgegen.

Marie Antoinette wandte sich jetzt wieder mehr der Gesellschaft zu. Sich aus dem selbst

gewählten Exil befreiend, in dem sie sich so lange vom Hofe abgeschlossen hatte, öffnete die Königin dem Adel wieder die Pforten Versailles. Als ob das prächtige Königsschloß, die Residenz Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. noch einmal in aller seiner Pracht erstrahlen sollte, ehe das Königtum dahinsinkt. 1785 werden nicht weniger als 350 Edelleute und fast 300 Edeldamen in die Versailler Gesellschaft aufgenommen. Wieder strömte das Leben durch das alte Königsschloß. Bälle und Schauspiele lösten einander ab. Der ganze Hof war zu Gaste bei seinem Könige. Noch einmal schien der Pomp des Sonnenkönigs Auferstehung feiern zu sollen, um dann nach kurzer Pracht in Staub zu verfallen. Doch, die friedlichen Tage sind vorüber, die Herrscherin weiß es. Eine Ahnung des kommenden, ein unbestimmtes und doch nicht fortzuleugnendes Furchtgefühl beschleicht hin und wieder das Herz Marie Antoinettes. Selbst helle Verzweiflung hält ihren Einzug in Klein-Trianon. Auf ihr Lager hingestreckt, wünscht sich Frankreichs Königin den Tod. Aber jene Aufwallung höchsten Schmerzes war erst der Auftakt zu einer jener größten Tragödien, die die moderne Geschichte kennt.

Offen und immer offener wagte sich die Verleumdung gegen Marie Antoinette hervor. Die weiter um sich greifende Mißachtung des Volkes für seine Herrscherin erschöpfte sich in stets neuen Ausfällen. Noch widerstand Marie Antoinette, aber es war der Widerstand einer Willenlosen, einer Taumelnden. Da traf sie eine neue Intrige und

lieferte sie auf Gnade und Ungnade dem sensationslüsternen Volke aus. Es war der berühmte Halsbandprozeß. Ein ränkeschmiedender Prälat, der Kardinal von Rohan, ein abenteuerlicher Adept, Cagliostro, eine Straßendirne aus Paris und eine hinausgestoßene natürliche Tochter aus dem königlichen Hause der Valois, die Gräfin von La Motte-Valois, bildeten die Hauptakteure und Intriganten jenes, wie ein aus Haß und Arglist zusammengeschweißten Romans, anmutenden Prozesses. Um die Kabale des Versailler Hofes zur Zeit Marie Antoinettes würdigen zu können, dürfen wir an jenen Menschen nicht mit einem Ellenbogenstreifen vorübergehen. In ihrem Handeln und Leben liegt ein gutes Stück Sittengeschichte des französischen Hofes im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert.

Einen Typ wie jenen des Kardinal Rohan finden wir nur in einer Gesellschaft, die bereits vom Schwindel erfaßt, bereit ist, sich in den Abgrund zu stürzen. „Dieser Prälat," sagt Imbert de Saint-Amand, „ein vollkommener Weltmann, der ein Einkommen von 1 200 000 Francs Rente als ungenügend für den Lebensunterhalt findet, dieser Bischof, Fürst und Gesandter, der seine Soutane mit dem Jagdrock wechselt, der die Salons der großen Welt, die Boudoirs, den Kirchen und Sakristeien vorzieht, dieser Don Juan, dessen Kirchengewänder von Golde strotzen, dessen Hirtenring ein Stein von unschätzbarem Werte schmückt, dessen Spitzenbesätze mondäne und demimondäne Schönheiten neidisch machen, dieser Kardinal, der zwischen einem Scharlatan und einem gefallenen

Weibe, zwischen einem Cagliostro und einer La Motte erscheint, dieser Mann, klug und unsinnig zugleich, scheinbar naiv und doch sittlich verdorben, bald freimütig sich gebend, bald von machiavellschem Geiste, zweifelnd und ungläubig; ist sicherlich einer der bezeichnendsten Figuren unter allen." Welche Pläne, welcher Wahn mögen das Hirn jenes Kirchenfürsten durchzuckt haben, der den Ruhm Richelieus, der das Glück Mazarins zu ertrotzen sich anschickte. Und doch wie schwach — ein Rohan der galanten Zeit. Da kritzelt er, dessen ehrgeizige Pläne sich vermessen nach Frankreichs Krone streben zu dürfen, mit zarten, geschraubten Worten Briefe der Liebe, da stolziert er, dem weltlichen Kavalier gleich, an der Seite schöner Frauen; und den weißen Busen eines Mädchens voller Inbrunst zu küssen, dünkt ihm zeitweilig eine größere Eroberung als die Erlangung weltlicher Macht. Und dieser Mann steht wie zum Hohn zu einer Zeit, da die Kirche in ihren Grundfesten erzittert, da sie alle Kräfte anspannen muß, um der Gewalt jener neuen Lehren der Philosophie, die das ganze Land überschwemmen, zu trotzen, als Großalmosenier an ihrer Spitze.

Ludwig — René — Eduard von Rohan war im Jahre 1734 geboren. Sein hoher Adel hatte ihn schnell in die höchsten kirchlichen Würden getragen. Als Marie Antoinette 1770 nach Frankreich kam, um den Dauphin zu heiraten, war er Koadjutor seines Onkels, des Kardinals Constantin von Rohan, Fürstbischofs von Straßburg,

und empfing in dessen Abwesenheit die jugendliche Dauphine unter den Toren der Kathedrale. Im folgenden Jahre ging er bereits als Gesandter nach Wien. Von Anfang an war Maria Theresia unzufrieden mit dieser Wahl. Allzu sicher auftretende Gerüchte über seine Sittenlosigkeit schreckten die große Kaiserin ab. So schrieb sie bereits am 8. Juli 1771 an den Grafen Mercy: „Ich habe allen Grund mit der Wahl unzufrieden zu sein, die Frankreich mit einem so übel beleumundeten Menschen für die hiesige Gesandtschaft getan hat. Ich hätte ihn vielleicht abgewiesen, wenn ich nicht durch den Gedanken, meiner Tochter könnten dadurch Unannehmlichkeiten erwachsen, davon zurückgehalten wäre; aber ich bitte Sie doch bei Hofe wissen zu lassen, daß man gut täte, diesen Gesandten ein seinem Stande und seiner Stellung angemessenes Betragen zu empfehlen, und daß ich im übrigen nicht gelaunt wäre, Ausschweifungen und Skandalen, denen er sich vielleicht hingeben wird, nachzusehen.“ So schrieb die große Kaiserin. Es war der Ton einer Frau, die gewohnt ist, selbst zu herrschen und die nicht das Ränkespiel ehrgeiziger Höflinge um sich duldet. Die Gesandtschaft Rohans dauerte nur zwei Jahre. Die Gerüchte über sein Betragen hatten recht behalten. „Je mehr die Abberufung Rohans beschleunigt wird, desto lieber ist es mir. Er ist ein unerträglicher Mensch“, schrieb Maria Theresia am 5. Mai 1773 an Mercy; und zwei Monate später: „Er ist ein durchaus unverbesserlicher Mensch und seine Dienerschaft, ganz schlechte



Marie Antoinette

Seltenes Bild in der Sammlung Lord Ronald Gowers. Das ganze Profil zeigt versteckte Sinnlichkeit und entspricht der Auffassung einer Zeit, die sie als Kokotte auf dem Sonnenthrone Ludwigs XVI. bezeichnete. Der Künstler ist unbekannt

Subjekte, gleichen vollkommen ihrem abscheulichen Herren; sie verderben mein Volk genau wie ihr Herr den Adel. Ihre Unverschämtheit geht bis zum äußersten und bringt meine Untertanen in Empörung."

Prinz Louis galt bei seiner Rückkunft aus Wien für einen gefallenen Mann. Jedermann glaubte ihn in tiefster Ungnade. Und dennoch war er es nicht. Auf Fürbitte seiner Verwandten, der Gräfin von Marsan, der einstigen Erzieherin des Königs, wurde er im Jahr 1777, nach dem Tode La Roche-Aymons, Großalmosenier von Frankreich. Das Jahr 1779 sah ihn als Fürstbischof von Straßburg und bald darauf, dank der Gnade des Königs von Polen, Stanislaus Poniatowski, als Kardinal.

Aber alle Ehren, alle Würden genügten dem Ehrgeizigen nicht, solange ihm die Gunst der Königin, die Gunst Marie Antoinettes fehlte. Und diese fehlte ihm in der Tat. Mag sein, daß auf die Tochter etwas von der Mißachtung überkommen war, die Maria Theresia in so reichem Maße über den stolzen Prälaten ausgeschüttet hatte, mag sein, daß eine unvorsichtige Kritik, die der Gesandte sich einst in einem Briefe an den Herzog von Aiguillon über die Kaiserin erlaubt hatte, und die Marie Antoinette zu Ohren gekommen war, den Anstoß gegeben hatte; jedenfalls beharrte die Königin in ihrer eisigen Haltung und richtete nie das Wort an Frankreichs Großalmosenier. Die Verachtung Marie Antoinettes aber bildete die Verzweiflung des Prinzen Louis. Günstling der Königin zu werden, war sein glühendster Wunsch,

war das Ziel, nach dem sich alle seine Gedanken sehnten. Und in dem Augenblicke, da er „va banque“ spielen will, da er auf die Gunst seiner Königin in „rouge“ pointiert und „noir“ ihm Verderben bringt, begegnet er zwei Menschen, die er für fähig hält, ihm ohne Wagnis die Erfüllung seiner hochfliegenden Pläne zu sichern, einem Abenteurer und einer Intrigantin, Cagliostro und Mme. de la Motte.

Cagliostro war schon vor Jahren nach Frankreich gekommen. Der Boden des ancien régime war nicht ungünstig für seine magischen Künste. Der Hof wollte unterhalten sein, und dies tat der Wundermann in der ausgiebigsten Weise. Alles an ihm war mystisch. Mit erregt vibrierenden Nerven stand man ihm gegenüber, hörte den Ton seiner übernatürlich scheinenden Stimme, und wonneschauernd fragte man sich hernach: Woher kam er, wohin ging er? Und dann blinkten und glitzerten die Diamanten, mit denen sein Gewand übersät war, dann rollte das Gold, dem er mit vollen Händen freien Lauf ließ. Nie forderte er, und alles schien ihm im Überfluß zuzuströmen. Eines Tages sagte er zum Kardinal: „Monseigneur! Ihre Seele ist der meinen würdig, Sie verdienen der Vertraute aller meiner Geheimnisse zu sein.“ Von Stund an war Prinz Louis im Bann des Zauberers gefangen. Sein Blick, der bald in Feuersglut aufzulodern, bald in Eiseskälte zu erstarren verstand, hatte selbst einen Rohan zu fesseln vermocht. Schon träumte der Ehrgeizige von Macht, Ehre und Liebe — und einen Scharlatan hatte er

ausersehen, ihm diese Güter zu verschaffen. Es traf sich scheinbar recht glücklich, daß der Prälat um eben dieselbe Zeit mit einer Dame bekannt wurde, die nach ihrer Angabe die besten Beziehungen zu Marie Antoinette unterhielt. Diese Dame war Jeanne de Saint-Remy de Valois, comtesse de la Motte. Am 22. Juli 1756 geboren, war sie das zweite Kind Jacques de Saint-Remy de Valois' und deszendierte in siebentem Grade von Henri de Saint-Remy, einem Sohne König Heinrichs II. Trotz ihrer königlichen Ahnen war die Familie Jeannes in Armut verfallen. Ihr Vater hatte die Tochter seines eignen Pförtners geheiratet, hatte mit ihr einen Sohn und drei Töchter gezeugt und war schließlich bedürftig und verlassen im Spital gestorben. Jeanne selbst war bei mildtätigen Menschen aufgezogen, hatte vom Könige eine Pension von 800 Francs erhalten und war endlich, nachdem sie einen hohen aber bettelarmen Offizier geheiratet hatte, zur gefälligen Frau geworden. In dieser Lage traf sie mit dem Kardinal von Rohan zusammen, den sie um Übermittlung einer Bittschrift an den König gebeten hatte. Der Kardinal fand Gefallen an der jungen und schönen Bittstellerin und begann sich für ihr Los zu interessieren. So wurde Jeanne de la Motte die Geliebte des Prinzen Louis. Mit der ihr angeborenen Verschlagenheit wußte sie ihre neue Stellung auszunützen. Es gelang ihr vermittels eines gefügigen Freundes fingierte Schreiben der Königin an den Kardinal gelangen zu lassen. Und während dieser, im Gefühl des Triumphes, Epistel

der Verehrung und Liebe für Marie Antoinette in zierlichen Zügen aufs Papier warf, fand eine Abenteuerin Muße, seine Kasse für ihre Extravaganzen auszubeuten. Aber Mme. de la Motte mußte mehr wagen, wollte sie sich für die Dauer das Vertrauen des Großalmoseniers, der immer dringender nach einer Audienz bei der Königin verlangte, sichern. Wie durch Zufall hatte sie ein Mädchen, namens d'Oliva, eine notorische Pariser Kokotte kennen gelernt, deren Äußeres ein wenig dem der Königin glich. Auf dieses baute sie ihren Plan auf. Sie ließ die d'Oliva zu sich kommen, zeigte ihr nachgeahmte Briefe der Königin, um ihre Beziehungen zu Marie Antoinette in um so auffälligerem Lichte erscheinen zu lassen und weihte sie endlich, unter Versprechung einer Belohnung von 15000 Francs und sicherer Anerkennung der Königin, in den Plan ein. Wie nichts natürlicher, war die d'Oliva bereit das Wagnis zu unternehmen. Ein langes weißes Kleid, wie Marie Antoinette es um diese Zeit trug, und eine sogenannte Theresenfrisur ließen sie der Königin recht gut ähneln. Mme. de la Motte gibt ihr die nötigen Instruktionen. Abends um 10 Uhr wird sie im Versailler Park hinter dem Venusboskett sein. Ein großer Herr wird sich ihr nähern. Sie wird ihm einen Brief und eine Rose überreichen und einige unverständliche Worte murmeln. Das ist alles. Die Rolle scheint nicht schwer. Unterdessen hat Jeanne de la Motte den Kardinal benachrichtigt, daß Marie Antoinette nun bereit wäre, ihm um die zehnte Abendstunde im Park von Ver-

sailles die so ungeduldig ersehnte Unterredung zu gewähren. Es war am 11. August 1784. Ein dunkler Abend begünstigte das Unternehmen. Der Kardinal, ebenfalls verkleidet, erwartete am Venusboskett die Königin. Das Rascheln eines Kleides läßt ihn zusammenfahren. Sie steht vor ihm. Tief beugt Prinz Louis das Haupt vor der vermeintlichen Herrscherin. Ein paar hastige Worte, die fast klingen, als: „Sie verstehen, was das bedeutet" — und der Kardinal ist allein — eine Rose und ein Brief bleiben in seiner Hand. Schritte nähern sich, Mme. de la Motte gibt das Warnungszeichen, und der Kardinal verschwindet ebenso geheimnisvoll wie er gekommen. Die Liebe einer Königin zu erringen, das war ein Ziel, dem nachzustreben sich ein Rohan für nicht zu gering deuchte. Der erste Schritt schien ihm getan. Komtesse Jeanne wußte das über Erwarten glücklich gelungene Spiel geschickt auszunutzen. Gefälschte Briefe Marie Antoinettes, die sie dem Kardinal vorlegte, forderten 150000 Francs für Leute, an denen die Königin Interesse nahm. Prinz Louis beeilte sich die Summe zu geben. Sie floß in die Kasse der Intrigantin, die damit ein ausschweifendes Leben zu führen begann. Nicht besser konnte der Boden für einen Betrug im großen geeignet sein. Jeanne de la Motte glaubte den Augenblick gekommen, wo es galt, einen entscheidenden Schlag zu führen. Vor kurzem hatten die Hofjuweliere Boehmer und Bassenge der Königin ein Diamantenhalsband im Werte von 1600000 Francs zum Kaufe angeboten. Obwohl

der König geneigt war, das Kleinod seiner Gemahlin zu schenken, hatte Marie Antoinette doch den Erwerb mit der Begründung unterlassen, daß ein Schiff dem Staate nötiger sei, als diese Pretiosen am Halse seiner Herrscherin. Boehmer war in Verzweiflung über die Zurückweisung des bereits als sicher angenommenen Geschäftes. Er erhielt eine Audienz bei Marie Antoinette. Er bettelte, er flehte, er wäre ruiniert und würde sich ins Wasser stürzen, wenn die Königin nicht den Schmuck kaufte. Doch Marie Antoinette bleibt kalt, und all seinen Vorstellungen weiß sie nur die Antwort, daß es besser wäre die Steine einzeln zu verkaufen, als sich ins Wasser zu stürzen. Von da an hielt sie den Mann für geistesgestört und ließ ihn nicht mehr vor. Vergebens suchte nun Boehmer das kostbare Objekt in aller Herren Länder zu verkaufen. Der außerordentliche Preis zerschlug jede Unterhandlung. Da hörte im Jahre 1785 Mme. de la Motte von dem Handel und alsbald war ihr Plan gefaßt. Ihrer Überredungskunst gelang es ohne Schwierigkeiten den Kardinal für den Ankauf zu gewinnen. Durch fingierte Briefe der Königin wußte sie den leichtgläubigen Prälaten zu überzeugen, daß Marie Antoinette nichts sehnlicher als die Halskette wünschte. Sie wolle diese ohne Vorwissen des Königs kaufen und nach und nach mit ihren Ersparnissen bezahlen. Dem Kardinal aber möchte sie ein besonderes Zeichen ihres Wohlwollens dadurch geben, daß sie ihn mit der Ausführung des Geschäftes beauftrage. Prinz Louis geht in die geschickt gestellte Falle. Am 1. Februar

erwirbt er die Halskette, nachdem er ein angeblich von der Königin unterzeichnetes, aber von ihm selbst aufgesetztes Schriftstück zurückerhalten hat, das Fristenzahlungen festsetzt. In Versailles übergibt er das Schmuckstück der La Motte und beobachtet von einem Versteck aus, wie diese es einem angeblichen Boten Marie Antoinettes, in Wirklichkeit einem ihrer Galane aushändigt. Von den Verschworenen wird das Halsband zerstückelt und die Steine einzeln in London und Holland veräußert. Vergebens zwar harrt der Kardinal, den Schmuck am Halse der Königin zu sehen, doch eine allzugroße Sicherheit hilft ihm auch über diese Enttäuschung hinweg und er kehrt zu kurzem Aufenthalt nach seinem Stammschloß im Elsaß zurück.

Unterdes verstrich die erste Zahlungsfrist und Boehmer drängte. Jeanne de la Motte, in der Meinung, der Kardinal würde lieber alles bezahlen, als sich öffentlich bloßstellen, versichert dem bestürzten Juwelier, daß die Unterschrift der Königin gefälscht und der Kardinal von Rohan allein haftbar sei. Der betrogene Juwelier stürzt zu Madame Campan, der Kammerfrau Marie Antoinettes. Diese bestätigt ihm, die Königin wisse von nichts und habe auch niemals den Schmuck gewünscht, noch erhalten. Einige Tage später wird Boehmer zu einer neuerlichen Audienz bei Marie Antoinette befohlen. Er enthüllt den ganzen Vorgang, immer aber in Gedanken, die Königin wisse von allem und könne oder wolle nur nicht ihren Verpflichtungen nachkommen. Endlich versteigt er sich zu den Worten: „Madame, es ist jetzt nicht

mehr Zeit zu heucheln, gestehen Eure Majestät, daß mein Kollier in Ihren Händen ist, helfen Sie mir oder mein Bankrott wird bald alles enthüllt haben."

Marie Antoinette war außer sich über die dreiste Sprache des Juweliers. „Ich fand die Königin in höchster Bestürzung," schreibt Madame Campan, „der Gedanke allein, daß man hatte glauben können, ein Mann wie der Kardinal besitze ihr volles Vertrauen; sie habe sich seiner einem Händler gegenüber bedient, um sich hinter dem Rücken des Königs etwas zu verschaffen, dessen Annahme sie vom Könige selbst verweigert habe, brachte sie zur Verzweiflung." Nacheinander befahl sie den Abbé von Vermond und den Baron Breteuil zur Audienz. Beide waren geschworene Feinde des Kardinals. Als Breteuil die Gemächer der Königin verließ, war Marie Antoinettes Entschluß gefaßt: „Jetzt müssen die Schandtaten einmal aufgedeckt werden; wenn römischer Purpur und Fürstentitel nur einen Lumpen, einen Gauner decken, der die Gemahlin seines Herrschers zu kompromittieren wagt; sollen ganz Frankreich und Europa es wissen", äußerte sie sich voller Ekstase der entsetzten Madame Campan gegenüber.

Vergebens riet Vergennes den Skandal niederzuschlagen, Rohan zur Zahlung zu zwingen und die schon ohnedies erregte öffentliche Meinung zu beruhigen. Die Herrscherin war zu aufgebracht über das neue Unrecht, das man ihr so heimtückisch angetan hatte, als daß sie der ruhigen Überlegung fähig gewesen wäre. Öffentlich wollte



Wertmüller

Marie Antoinette, der Dauphin und Mme. Royale
im Jahre 1785

sie ihre Unschuld anerkannt wissen. Sollte es ihr gelingen?

Es ist der 15. August 1785, Maria Himmelfahrt. Der ganze Hof ist versammelt, um in der Versailler Schloßkapelle die heilige Messe zu hören. Der Kardinal, in vollem Ornat, schickt sich an die heilige Handlung zu beginnen. Die zwölfte Stunde hat soeben geschlagen. Plötzlich wird er in das Kabinett des Königs gerufen. Ludwig XVI., Marie Antoinette, Baron Breteuil, der Siegelbewahrer und der Minister des Äußeren sind dort versammelt. Der König richtet das Wort an ihn, es klingt wie ein Verhör. Louis Rohan bekennt alles, aber die Wahrheit erscheint so unwahrscheinlich, daß niemand sie glaubt. Der Kardinal sieht sich verloren, da spielt er seinen letzten, und wie er meint, stärksten Trumpf aus. Er übergibt dem Könige einen „Marie Antoinette de France" unterzeichneten Brief, in dem angeblich die Königin Madame de la Motte bittet, den Kardinal zum Ankauf des Halsbandes zu bewegen. Ludwig XVI. wirft nur einen Blick hinein, um alsbald die Fälschung zu erkennen, dann aber bricht er in heftigen Worten los: „Und so etwas, mein Herr, konnten Sie glauben?" Die Unterschrift ist nicht nur von fremder Hand; sie ist auch ganz unrichtig — so unterzeichnet Frankreichs Königin ihren Namen nie. Oder wußte der Großalmosenier noch nicht, daß die Königinnen stets nur ihren Taufnamen unterzeichnen? Prinz Louis erbleicht. Es wäre Wahnwitz gegen dies Argument zu sprechen. Nur seiner Verblendung hat er alle Unbedachtsam-

keiten zuzuschreiben. Ludwig XVI. will dem Fassungslosen Zeit zur Rechtfertigung geben — ein Blick weist ihn in das anstoßende Kabinett, es ist das Arbeitszimmer des Königs. Dort wird er alles nötige vorfinden, um seine Aussagen schriftlich festzulegen. Noch will Ludwig XVI. den Kardinal retten, noch kann alles in Schweigen erstickt werden. Da durchbricht Marie Antoinette voller Willkür den noch einzig offenen Ausweg. Jetzt hat sie das Heft in der Hand, jetzt will und kann sie ihren Feind verderben. Vielleicht spielte mehr persönlicher Haß in jener Angelegenheit mit, als die Verfehlungen Louis Rohans. Die Geschichtschreiber aller Zeiten haben Marie Antoinette großer Unbedachtsamkeiten geziehen, deren Vorwurf wir auch hier nicht von ihr nehmen können.

Als der Kardinal wieder erschien und dem Könige seine Erklärungen überreichte, die um nichts deutlicher schienen als seine mündlichen Aussagen, gab ihm Ludwig XVI. stolz und kalt den Befehl sich zurückzuziehen. Äußerlich ruhig, ein glättendes Lächeln auf den erregten Gesichtszügen, trat der Kardinal aus den Gemächern des Königs in die Spiegelgalerie, wo der ganze Hof seiner harrte. Hier ignorierte man noch vollständig, was sich soeben im Zimmer des Königs zugetragen hatte. Die Erregung war deshalb um so größer, als man plötzlich den ebenfalls wiedererschienenen Baron Breteuil auf einen Unterleutnant der Leibgarde zuschreiten und diesem den gemessenen Befehl erteilen sah, den Kardinal von Rohan zu verhaften. Aber inmitten jener

unbeschreiblichen Aufregung, die das ganze Höflingsheer erfaßt hatte, in dem Augenblicke, da jeder seine Geistesgegenwart verliert, findet Rohan die seine wieder. Durch einige flüchtig mit Bleistift hingeworfene Zeilen, gibt er dem Abbé Georgel den Wink, alle kompromittierenden Schriftstücke zu vernichten. Wenige Augenblicke später sprengt ein Heiduck in rasendem Jagen nach dem Palais des Großalmoseniers um den Auftrag auszuführen. Als der königliche Polizeileutnant ankommt, findet er nichts Belastendes mehr vor.

Am Abend wird der Kardinal auf die Bastille geführt, wo alles für seine Aufnahme vorbereitet ist. Ludwig XVI. will den illustren Gefangenen nicht als gemeinen Verbrecher behandelt wissen, so findet er keine allzu harten Kerkermeister. Ihm folgen bald Cagliostro, dessen Seherblick zu dem gefahrvollen Unternehmen geraten, und Mme. de la Motte, die Intrigantin. Die Anklage lautet auf Majestätsverbrechen. Der König stellt Rohan anheim, sich seiner Gnade zu empfehlen oder vom Parlament richten zu lassen. Der Kardinal wählt den Weg des Gerichts. Seit er weiß, daß seine Korrespondenz mit der La Motte vernichtet ist, daß nichts mehr existiert, was ihn in den Augen der Menschen mit Lächerlichkeit und Schmach bedecken kann; seit er weiß, daß draußen, vor den hohen Mauern der Bastille der Kampf gegen seine Königin tobt, kennt er kein „zurück", kennt er keine Furcht mehr. An Ludwig XVI. schreibt er: „Sire, alleruntertänigst danke ich Eurer Majestät für die Gnade, mir die Wahl meiner Verantwortung frei

zu stellen. Keinen Augenblick zögere ich, das Parlament zu wählen, als sichersten Weg, die Intrige aufzudecken, deren Opfer ich bin, und um meinen guten Glauben und meine Unschuld ans Tageslicht zu bringen."

Die Sympathien für den gefangenen Kardinal kommen im Volke immer deutlicher zum Ausdruck. Die Rohan, die Guéménée, die Soubise vereinigen sich, um gegen Marie Antoinette Stimmung zu machen. Auf den Straßen singt man:

Notre Saint-Père l'a rougi;
Le Roi, la Reine l'ont noirci;
Le Parlament le blanchira
Alleluia.

In Longchamps trägt man Strohhüte mit scharlachrotem Kopf und gleichfarbigem Band; in den Läden verkauft man Tabaksdosen „au cardinal blanchi"; sie sind aus Elfenbein mit einem kleinen schwarzen Punkt in der Mitte. Noch schwebt die Frage, soll man den Kardinal vor ein geistliches Richterkollegium, soll man ihn vors Parlament bringen. Der Papst verlangt ein geistliches Gericht. Endlich aber entschließt man sich doch für das Parlament, in dem eine große Anzahl von Freunden und Verwandten des Kardinals sitzen. Das ganze Haus der Rohan nimmt den Kampf gegen die Königsgewalt auf. Die Zeiten der Feudalkämpfe scheinen wiedergekommen zu sein, nur daß man nicht mit Lanze und Speer, daß man mit weit wirkungsvolleren Waffen, mit Geld und allen Bestechungskünsten kämpft. Die Rohan schrecken vor keinen Schwierigkeiten zurück. Mit vollen

Händen werfen sie das Geld unter die Richter, „besonders die Frauen", sagt Mme. Campan, „spielten eine betrübend, sittenlose Rolle; ihnen gelang es auch, die erfahrensten und ehrbarsten unter den Richtern vom Pfade der Pflicht zu locken". Der Kardinal erschien vor dem Tribunal in langem, violettfarbenem Trauergewande, Hut und Strümpfe allein zeigten die gewohnte rote Farbe. Eine Anzahl von Orden schmückten seine Brust. Die ganze Verwandtschaft war am Eingang zum Sitzungssaale versammelt. Als die Richter nahten, flüsterte ihnen Madame de Marsan zu: „Meine Herren, Sie werden über uns alle zu Gerichte sitzen."

Die Ausführungen des Generalstaatsanwalts Joly de Fleury wurden mit Zischen und Pfeifen begleitet, denn die Familie des Kardinals hatte dafür gesorgt, daß nur ihre Anhänger im Hause anwesend waren. Endlich, am 31. Mai, um neun Uhr abends, wurde das Verdikt abgegeben. Mit 26 gegen 23 Stimmen wurden der Kardinal, Cagliostro und die Oliva jeder Schuld losgesprochen. Nur Mme. de la Motte wurde zur Rutenstrafe und Haft in der Salpetrière verurteilt.

Das Justizgebäude war von Neugierigen überfüllt. Sobald der Urteilsspruch bekannt wurde, brach die bis dahin herrschende Ungewißheit in spotanen Freudenrufen los. Die Richter wurden voller Enthusiasmus begrüßt und hatten kaum Raum, sich einen Gang durch die erregte Menge zu bahnen. Der Kardinal selbst, selbstbewußt und wieder ganz in jener leutselig zufriedenen Haltung,

die den Kirchenfürsten auszeichnete, bestieg den Wagen des Gouverneurs der Bastille und fuhr unter dem Jauchzen des Volkes ins Gefängnis zurück. Die gleichen Szenen wiederholten sich, als er am folgenden Tage die Bastille verließ. Sein Hotel war illuminiert, wie ein Triumphator durfte er auf dem Balkon erscheinen und sich dem Volke zeigen. In langem Zuge kamen die Damen der Halle, um ihn zu beglückwünschen.

„Und trotzdem," sagt Maugras, „war der Kardinal im Volke nicht beliebt, aber größer noch als seine Unbeliebtheit war der Haß gegen Marie Antoinette." Was hier zu seiner Ehre geschah, das klatschte wie beleidigende Peitschenschläge in das Gesicht der Königin. Nur allzudeutlich fühlte Marie Antoinette die tödliche Injurie, die die Stimmung ihres Volkes so unverhohlen zum Ausdruck brachte. An Mme. de Polignac schrieb sie voller Pein diese Worte: „Kommen Sie, um mit mir zu weinen, kommen Sie, um ihre Freundin zu trösten, meine teure Polignac. Das Urteil, welches soeben gesprochen wurde, ist eine schreckliche Beschimpfung. Vor Schmerz und Verzweiflung bin ich in Tränen gebadet. Man hat keine Hoffnung mehr, wenn die Verderbtheit mit allen Mitteln mein Herz zu zerreißen weiß. Wieviel Undank! Aber ich werde über die Elenden triumphieren, verdreifachen will ich das Gute, was ich stets zu tun bestrebt war. Es soll ihnen leichter sein mich zu kränken, als mich zur Rache zu zwingen. Kommen Sie, liebes Herz." So trifft in Wahrheit das am 31. Mai 1786 gefällte Urteil die Königin.

Nur der König steht voll und ganz zu seiner Gemahlin. Ihm ist es zu verdanken, daß der Kardinal nicht lange seinen unverdienten Ruhm genießen sollte. Ludwig XVI. schickt ihn einen Tag nach seiner Rückkehr ins bischöfliche Palais in die Verbannung in eine seiner Abteien, wo er bald der Vergessenheit anheimfällt, bis die Revolution ihm Gelegenheit gibt, durch ein würdiges Verhalten die begangene Schuld zu sühnen. Ein einziger Schrei ob der Tyrannei hallt durch die ganze Gesellschaft — man kritisiert den königlichen Despotismus, man sucht an ihm zu rütteln. Nicht mehr „Marie Antoinette" allein, schon klingt auch des Königs Name durch die Spottlieder des Pöbels.

Vergebens tut Mme. de Marsan einen Kniefall vor der Königin, vergebens fleht sie den König an, dem kranken Kardinal die Erlaubnis zu geben ins Bad zu reisen — sie kann nichts erreichen. Voller Verzweiflung zieht sie sich zurück und schwört, niemals wieder vor dem Herrscherpaare zu erscheinen. Und mit Mme. de Marsan wenden sich alle Rohans und ihre ganze Sippschaft von der Königin ab. Von jetzt an sind sie die geschworenen Feinde Marie Antoinettes. „Die Königin hat kein reines Gewissen in der Halsbandaffäre", sagt Mme. de Coigny, und alsbald schwirrt das Wort wie ein giftiger Pfeil durch die Salons des Palais Royal und über die Straßen des sensationslüsternen Paris. Ihr ganzes schrankenloses Leben sprach gegen Marie Antoinette. Das Volk fragte sich, konnte sie, die Madame de Polignac, einer Laune nachgebend, auf ihren Posten erhoben

hatte, nicht ebensogut die La Motte, die jung, schön, geistreich, aus dem Stamme der Valois war, mit ihrer königlichen Gnade beschenkt haben? Hatte Marie Antoinette sich nicht tausend Freiheiten erlaubt, die andern Königinnen verboten waren, hatte sie nicht die höfische, sogar die gesellschaftliche Etikette vielmals durchbrochen? War das vermeintliche nächtliche Renkontre im Versailler Park etwas anderes als die „descampativos“, von denen sich ganz Europa lüsterne Einzelheiten in die Ohren zischelte, bei denen der Comte de Vaudreuil als König auf einem Thron aus Farnkraut sitzend, die vor ihm erscheinenden Paare zusammentat und in den nächtlichen Hain schickte — wo auf das Wort „descampativos“ die Pärchen in den Park flohen, getreu der Mahnung ihres Königs begegnende Paare weder anzureden, ihnen zu schaden, sie zu betrachten, noch vor zwei Stunden nach dem Sammelplatz zurückzukehren. Hatte Marie Antoinette mit ihren Lieblingen, Artois, Guines, Besenval, Fersen und wie sie alle hießen, nicht oft genug an diesem Spiel teilgenommen? Und weiter — hatte die Königin nicht bereits früher hinter dem Rücken des Königs, durch Vermittlung einer Kammerfrau, Pretiosen von Boehmer im Werte von über 100 000 Francs gekauft? Es fehlte nicht an Leuten, die alle diese Einzelheiten geschickt für den Kardinal auszubeuten wußten. Marie Antoinette war gerichtet — schon ehe Prinz Louis freigesprochen wurde —, sie allein ging als die Schuldige aus dem Halsbandprozeß hervor, und das Volk verzieh ihn ihr nicht.

## SIEBENTES KAPITEL

Zerrüttete Finanzen. — Necker Finanzminister. — Der Kredit Frankreichs scheint auf Neckers gutem Namen allein zu beruhen. — Er fällt als Opfer einer Hofkabale. — Calonne wird sein Nachfolger. — Intrigen, an denen die Königin nicht unbeteiligt ist, fegen auch ihn hinweg und Loménie de Brienne übernimmt das schwierige Amt des Finanzministers in einem halbbankrotten Staate. — Wieder mischt sich Marie Antoinette in die Politik. — Fluch der Österreicherin. — Wie ihre französischen Verwandten gegen sie agitieren. — Eine geheime Sitzung des Parlaments. — Der König fordert eine neue Anleihe. — Der Herzog von Orléans lehnt sie mit Worten offenen Widerspruchs ab. — Der Staatsbankrott steht vor der Tür. — Brienne fällt, ein Opfer seiner Unfähigkeit. — Necker zum zweitenmal Finanzminister. — Der dritte Stand. — Berufung der Generalstände. — Marie Antoinette fühlt die Schwere der Umwälzungen. — Necker legt vor den Generalständen die Lage des Staates dar. — Einen Monat später stirbt der Dauphin. — Schmerz und Sorgen haben das Haar Marie Antoinettes mit Silberfäden durchzogen. — Mirabeau, der Führer des dritten Standes. — Schwankende Politik Ludwigs XVI. — „Die Zugeständnisse des Despotismus flößen kein Vertrauen mehr ein.“ — Necker herrscht.

Frankreichs Finanzlage hat sich inzwischen vom Schlechten zum Bösen gewendet. Seit Turgots Sturz hatte die Monarchie in ewigen Geldkalamitäten mehr denn einmal dem vollständigen Fiasko gegenüber gestanden. Die Not des Staatshaushaltes hatte bereits 1776 den alten Maurepas nach vielen vergeblichen Versuchen, zur Wahl des Genfer Protestanten und Bankiers Necker getrieben. Die Wahl war eine sehr glückliche gewesen. Necker durfte in der Tat als der Mann gelten, der noch die Befähigung besaß, das festgefahrene Staatsschiff wieder flott zu machen. Der Fehler aber war, daß von Anfang an der Hof zu großes Vertrauen in das Genie des neuen

Ministers setzte und diesen Mann auch ohne seine tatkräftige Unterstützung, sei es selbst nur durch Einschränkung des ständig wachsenden Ausgabebudgets, am Ziele wähnte. So stand Necker von Anfang an einem despotischen Hofe und einer irregeführten öffentlichen Meinung gegenüber. Anstatt ihm Ruhe und Frieden zur Ordnung des zerrütteten Steuer- und Finanzwesens zu geben, setzte das Volk im Widerspruch zu des Königs Ratgebern im Jahre 1778 die Kriegserklärung gegen England durch. Und während der Hof sich vergnügt, während er Schulden auf Schulden häufte, sucht Necker, der auf jedes Gehalt verzichtet, dem nahenden Sturm zu trotzen. Seinen Finanzreformen muß jedoch die durchgreifende Wirkung fehlen. Der Krieg mit England macht jede Hoffnung auf die Möglichkeit der Balancierung des Budgets zu Schanden. Eine neue Riesenanleihe im Betrage von 1200 Millionen, die er zur Bestreitung der Kriegskosten auftreiben muß, bringt die Finanzen Frankreichs in größeres Chaos denn je. Mit allen Mitteln sucht Necker die Erhebung neuer Steuern zu vermeiden. Instinktiv fast scheint er die revolutionäre Stimmung im Volke zu fühlen. Sein ausgeprägtes Verantwortlichkeitsgefühl verbietet ihm diese durch Aufbürdung weiterer Lasten zu mehren. So verfällt er in den Fehler volkswirtschaftlicher Experimente, die er wohl in einer Zeit vollster Homogenität des Staates hätte anstellen dürfen, die er aber in einer Epoche des Umsturzes zu Unrecht wagt. Immerhin ist das Vertrauen in die Ehrlichkeit

Neckers so groß, daß er von Frankreichs Gläubigern immer wieder neue Opfer fordern darf und auch erhält. Der Kredit Frankreichs scheint auf dem guten Namen des Generaldirektcrs seiner Finanzen zu beruhen. So bleibt ihm der Vorwurf nicht erspart, er sei ein Börsenkünstler gewesen, „der die Möglichkeit Schulden zu machen, für Reichtum ausgab". Trotzdem findet Necker im Volke die große Schar seiner Anhänger. Sein Stützpunkt darf nicht mehr der aufgeklärte Despotismus sein, wie ihn noch einst Turgot auf sein Programm geschrieben hatte, die öffentliche Meinung, der vollste politische Freiheit nach amerikanischem Muster als erstrebenswertestes Ziel vorschwebt, muß seinen Rückhalt bilden. Trotz dieser Stütze aber vermag er seine Stellung nicht zu behaupten. Eine Hofkabale fegt den schon auf seinem Posten Schwankenden hinweg. Den Polignacs gelingt es 1783, gegen den Willen Marie Antoinettes, Calonne in jene wichtige Position zu drängen. In der Hofluft Versailles aufgewachsen, steht dieser den öffentlichen Angelegenheiten fast als Ignorant gegenüber. Er weiß kaum von den Ideen der Neuerung, die in allen Köpfen spuken, er weiß nicht von der Not des Volkes, er ahnt nicht, daß der Staat dem Ruin entgegeneilt. Völlig unvorbereitet schickt er sich an, einen Posten einzunehmen, den vor ihm andere weit befähigtere vergebens zu behaupten versucht hatten. Ohne einheitliches Programm baut er seine Finanzpolitik auf, deren Wirkung er zunächst ganz von der Stärkung der königlichen Autorität und Macht

erhofft. Er sucht und findet immer neue Steuern, bis auch ihm ihr Druck auf die großen Massen zu gefährlich zu werden dünkt. Nun strebt er darnach, vor allem den Kredit zu festigen. Er wirft Unsummen hinaus, um Reichtümer zu fingieren, wo in Wirklichkeit klaffende Lücken sind. So gelingt es ihm, die sicher gemachten Gläubiger zu neuen Opfern zu veranlassen. In drei Jahren hat er 487 Millionen für den Staatshaushalt geborgt. Doch auch dieses System muß zusammenbrechen. 1786 verweigern die Parlamente die geforderten Kredite. Nun heißt es an die große Masse des Volkes appellieren. 1787 beruft Calonne die Notabeln, bekennt die ganze Schwere der finanziellen Lage der Monarchie und legt ein umfassendes Reformprogramm vor, das die Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit vorsieht und den dritten Stand von den schlimmsten Abgaben befreien will. Freudig fast stimmte Ludwig XVI. einem Plane zu, der ihn einesteils seiner Verantwortungen enthob. Allein Marie Antoinette, durch den Adel und seine Sippschaften, die wie eine Kamarilla den Thron von Frankreichs Königin umgaben, zum Widerspruch gereizt, war mehr denn je gegen Calonne aufgebracht und propagierte eifrig für die Absetzung des ihr von Anfang an unsympathischen Ministers, und die Besetzung des freigewordenen Postens mit ihrem Günstling, dem Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne. Sie fand begeisterte Anhänger bei den Notabeln, die wenn auch nicht direkt die Berufung Briennes, so doch den Sturz Calonnes ersehnten. Der offen-

bare Widerstand von Klerus und Adel, dem Calonne sich plötzlich gegenüber sah, und den die Haltung der Königin noch verstärkte, mußte die Position des Finanzministers notwendig erschüttern. Vergebens vollzog Calonne als „ultima ratio" einen Frontwechsel und wandte sich durch die Veröffentlichung seiner anfänglich nur den Notabeln vorgelegten Denkschriften, jetzt direkt an das Volk, dem er die Gleichheit aller, in bezug auf die Steuerpflicht verkündete. Die Zeit war noch nicht reif. Anstatt in der Nation eine Stütze zu finden, wurde er hinweggefegt von ein paar Intriganten des Hofes. Mercy und der Abbé de Vermond rieten ebenfalls zu Entlassung Calonnes, und so erhielt dieser denn am 9. April 1787 den Befehl, sein Amt niederzulegen. Am 1. Mai erfolgte die Ernennung Briennes zum Präsidenten des Finanzrats. Von Anfang an erwies sich die Wahl als ein ungeheurer Fehler. Jener sittenlose Kirchenfürst kannte kein anderes Streben, als die höchste Würdenstelle im Staate zu erlangen, mochte selbst die Lauterkeit der eignen Handlung darunter leiden. Er suchte sich daher vor allem die Gunst des Hofes zu sichern, in der richtigen Voraussetzung, daß diese zuzeiten wichtiger sei, als die größte Befähigung. So gelang es ihm bald die höchste Staffel zu erreichen und vom Könige zum ersten Minister ernannt zu werden. Ludwig XVI. hatte den Rat seines alten und erfahrenen Freundes Maurepas, niemals einen Priester an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen, wie schon so oft, in den Wind geschlagen. Von jetzt an wohnte das Königs-

paar gemeinsam den Beratungen des Konseils bei. Marie Antoinette zeigte mehr denn je die Absicht, die Neuregelung der Staatsfinanzen durch Ersparnisse des Hofhaltes zu unterstützen. Allein die Herabsetzung des eigenen Budgets war zu wenig ins Gewicht fallend und der bloße Versuch, auch die Einkommen der meist stark verschuldeten Würdenträger von Versailles herabzumindern, erlitt ein klägliches Fiasko und rief unter dem Adel Unzufriedenheiten hervor, als deren Ursache naturgemäß die Königin galt. Marie Antoinette wurde jetzt offen als Feindin des Adels betrachtet. Selbst die königliche Familie wandte sich schärfer denn je gegen die Gemahlin des Herrschers. Und wie immer bei solchen Gelegenheiten, fiel ihre ausländische Geburt doppelt schwer gegen sie ins Gewicht. „Wir sind verschiedener Meinung; sie ist Österreicherin, ich bin Bourbon", sagte die sonst als sanft und nachgiebig bekannte Madame Elisabeth, Ludwigs XVI. Schwester, und verlieh damit jener Meinung Ausdruck, die die ganze königliche Familie gegen Marie Antoinette hegte. Wenn so Madame Elisabeth, die wahrste Freundin des Königs sprechen konnte, wie mußten da erst die andern Verwandten des Königs denken und handeln. Wir möchten hier nicht näher eingehen auf die Machenschaften des Herzogs von Orléans, er war mehr als ein Feind Marie Antoinettes, er war einer ihrer Henker. Zeugenaussagen haben uns bestätigt, daß er in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1789 mitten unter der Schar der Mörder war, die in das königliche Schloß eindrangen und mit

ihren Piken das Bett der Königin durchwühlten; seine Stimmabgabe vor Ludwigs XVI. verblendeten Richtern hat ihn uns auch als schlimmsten Feind des Königs kennen gelehrt. Und dieser Fürst aus königlichem Blute ließ seinen kaum siebzehnjährigen Sohn in den Klub der Jakobiner aufnehmen. Er war Marie Antoinettes offener Gegner. Waren ihre geheimen Widersacher deshalb weniger gefährlich? Wir bezweifeln es mit Recht. Nur die Geschichtsforschung hat sich bis heute nicht der Mühe unterzogen, ihre Machenschaften gegen die Königin von Frankreich lückenlos aufzudecken. Aus der Zahl aller jener Intriganten treten zwei hervor, denen die andern nur ein zwar freiwilliges, aber doch halb in den Umständen bedingtes Gefolge leisteten. Es sind der Graf von Provence und Mme. Adélaide, eine Tante Ludwigs XVI. Hand in Hand gingen sie beide auf ein Ziel zu, das keine Rührung, keine Gewissensqualen der kalten Berechnung entrücken konnte; der Machtwille war ihnen zur Religion geworden und sie opferten ihm, gleich um die Anzahl der Opfer. Der Graf von Provence, der spätere Ludwig XVIII., war aus anderem Holze geschnitzt als sein gutmütiger, gemütvoller Bruder, der König. Vielleicht hätte er in jener Zeit der Umwälzung den Thron besser geschützt, als der unglückliche Ludwig XVI. Kalt, verstellt, ohne Überzeugung, ohne Freundschaft, geschmeidig und fähig sich allen Lebenslagen zu fügen und aus ihnen den größten Nutzen zu ziehen, fähiger gar noch, die Pläne seiner Feinde mit ihren eignen Waffen zu zerstören, Menschen aufs

Spiel setzend, um Dinge zu retten. Als König der Franzosen wäre es ihm vielleicht gelungen, ohne Proskriptionen und ohne Blutgerüste die Umwälzung zu Ende zu führen. Aber Ludwig XVI. und sein Sohn versperrten ihm den Weg zum Throne und nur die Revolution konnte ihm den Zugang ebnen, den ein König und ein Dauphin besetzt hielten.

Madame Adélaide, eine Herrschernatur, hatte unschwer ihre drei Schwestern, Mme. Louise, Victoire und Sophie, ihrem despotischen Willen unterworfen. Ihr Ehrgeiz trieb sie zwar nicht so weit wie den herrschsüchtigen Grafen von Provence, in ihrer Kombination lagen eher kleine Palastrevolutionen, auch fehlte ihr der Blick fürs Große, der Provence in so ausgesprochenem Maße zueignete. Ihre verschiedenartige Veranlagung verwickelte beide zuweilen in Gegensätze, die Provence jedoch stets geschickt zu beseitigen wußte. Nichtsdestoweniger muß man zu Ehren Madame Adélaides anführen, daß sie die wahren Absichten ihres Verbündeten wohl kaum geahnt hat. Madame Adélaide wähnte der Urheber einer Revolution gegen den Einfluß der Königin von Frankreich zu sein, und war doch in Wirklichkeit nichts weiter als ein schwaches Werkzeug in den geschickten Händen Provences. Minister, deren Ernennung sie gegen den Willen Marie Antoinettes durchgesetzt hatte, Höflinge aus der Regierungszeit des fünfzehnten Ludwig, Feinde Herrn von Choiseuls, alle jene, die Frankreich nur in Versailles sahen, was murrte und konspirierte, was grau vor Alter,



Levachez sc.

Necker

der Jugend nicht die Lebensfreude verzieh und über eine Zeit zu Gericht saß, die sich zu wandeln begann, waren ihre Verbündeten. Mesdames de Noailles und de Marsan waren ihre Agenten in den Salons der hohen Gesellschaft, alle großen Herren und Damen, die das Königtum einer du Bary weniger beleidigt hatte als die Würde der Tochter Maria Theresias, liehen ihre Hilfe in dem Kreuzzuge gegen Marie Antoinette. Provence blieb stets hinter den Kulissen. Öffentlich zeigte er sich ohne jede Anhängerschaft, ohne jede Partei, aber heimlich marschierte er allen voran, bald ermutigend, bald neue Pläne schmiedend. Die Tat, seine Tat aber, verbarg er hinter den Taten der andern.

Inzwischen war die Geldnot des Staates aufs höchste gestiegen. Nur mit einer neuen Anleihe konnte man die nötigsten laufenden Ausgaben decken. Man beschloß deshalb diesen einzigen, wenn auch gefährlichsten Ausweg zu wählen. Eine Überrumpelung des Parlaments schien möglich und Erfolg versprechend. So zeigte man denn für den 19. November eine große königliche Jagd an, und während ganz Paris sich auf das bunte Schauspiel vorbereitete und freute, wurde in aller Heimlichkeit das Parlament zu einer geheimen Sitzung zusammenberufen. Der König erscheint selbst in seiner Loge und fordert die Annahme zweier Edikte, von denen das eine die Protestanten zurückruft, das andere eine Anleihe von 420 Millionen Francs vorsieht. Zwei der Abgeordneten, Freteau und der Abbé Sabatier de Cabre ergreifen nacheinander das Wort und wenden sich in scharfen

Ausdrücken gegen die neue Schuldenlast. Da aber erhebt sich Ludwig XVI. zum zweiten Male und fordert kalt und formell, kraft seiner Königsgewalt, die Annahme des Edikts. Schon scheint das Parlament sich dem königlichen Willen beugen zu wollen, als der Herzog von Orléans, mit schneidender Stimme die Verwerfung der königlichen Order beantragt. Den Worten des Herzogs folgen spontane Beifallskundgebungen, die das ganze Haus mit fortreißen. Auf der Straße aber staut sich eine vielköpfige Menge, die den Herzog bei seinem Erscheinen jubelnd als einen der ihren begrüßt.

Am folgenden Tage schickt Ludwig XVI. Sabatier, Freteau und den Herzog von Orléans in die Verbannung. Nicht ohne Murren folgt dieser dem Befehle des Königs, und haßerfüllt kommt es von seinen Lippen: „Der Königsbrut will ich es in Erinnerung bringen, daß man nicht ungestraft einen Orléans demütigt, nicht eher will ich ruhen, bis ich meine Rache gekühlt habe.“ So war auch der letzte Ausweg versperrt, der die Finanzmisere des Reiches, wenigstens für den Augenblick hätte decken können. Kurze Zeit darauf mußte Brienne, der ein Jahreseinkommen von 500000 Livres bezog, in aller Öffentlichkeit bekennen, daß nur noch 400000 Livres in der Staatskasse vorhanden waren. Der Bankrott stand vor der Tür. In dieser Zeit höchster Verzweiflung, da der König fast unfähig einen klaren Gedanken zu fassen, von einer Richtung in die andere gedrängt wurde, da er sprungweise bald hier, bald

da einzugreifen suchte und ihm doch der letzte Entschluß zum Handeln mangelte, in diesen Momenten, da alles auf dem Spiel stand, da ein Staatsstreich Rettung oder Untergang, da ein Ministerwechsel Beschleunigung oder Hinausschiebung der gefahrdrohenden Entscheidung bringen konnte, war es Marie Antoinette, die mit frauenhaft seltener Geistesgegenwart die Zügel der Regierung an sich riß. Briennes Unfähigkeit erschien ihr allzu evident, als daß dieser Minister noch länger am Ruder bleiben konnte. Die Finanzen mußten geordnet werden, die Zeit drängte, sollte nicht alles verloren sein. Der Staatsbankrott, das sah die Königin klar voraus, konnte nur die sich vorbereitende allgemeine Revolution zum plötzlichen Ausbruch bringen. Und gerade diesen, dem man völlig unvorbereitet gegenüberstand, galt es zu vermeiden, wollte man nicht der Königsherrschaft von vornherein das Grab graben. Es war nicht ganz leicht, Brienne von seinem Posten zu entfernen. Er hatte die Einberufung der Generalstaaten für das kommende Jahr (1789) in Aussicht gestellt und dadurch eine nicht unbedeutende Popularität erlangt. Einen Mann, den die öffentliche Meinung stützte zu stürzen, aber wäre geradezu Wahnsinn gewesen. Deshalb konnte man nur auf Umwegen zum Ziel gelangen — und diese fand Marie Antoinette, als sie am 20. August 1788 mit Necker Verhandlungen wegen Übernahme der Finanzen anknüpfte. Necker stellte als erste Bedingung die Entfernung Briennes. Vor der Volkstümlichkeit des früheren Finanzministers aber

mußte die gesuchte Popularität Briennes kapitulieren. Dasselbe Volk, dessen Stimmen eben noch den Minister gestützt und vor der drohenden Entscheidung scheinbar bewahrt hatten, sah jetzt teilnahmslos seinem Fall zu. Ja, die Kunde von seinem Rücktritt wurde sogar weit und breit mit freudiger Zustimmung aufgenommen. Das Volk hoffte immer noch zu gewinnen und jede Veränderung auf den Plätzen der ihm im Grunde verhaßten Machthaber, deuchte ihm ein Schritt vorwärts aus dem höher und höher steigenden Sumpf. In solchen Augenblicken pflegt dann der dem Südländer angeborene Optimismus über den schweigend aber unwillig getragenen Pessimismus den glänzendsten Sieg davonzutragen. Auf dem Dauphineplatz verbrannte man eine als Erzbischof verkleidete Puppe und das losgelassene Volk zog johlend und zertrümmernd durch die engen Gänge und Straßen des alten Paris, bis es sich in schier unzähligen Massen über die neuen Boulevards ergoß. Das Militär mußte einschreiten und hüben und drüben gab es Verwundete. Marschall Biron wurde zum Stadtkommandanten ernannt und war nahe daran das Standrecht zu verfügen, als die Ernennung Neckers publik wurde. Und ebenso schnell wie die johlenden Pfiffe des rauflustigen Mobs verstummten, machte sich der Freudentaumel der zufriedenen Bevölkerung geltend. Wie mit einem Schlage schien die Vergangenheit dahinzuschwinden, man sah nur die Zukunft, das glänzende Talent Neckers, und man glaubte alles gerettet.

Doch die Zeitläufe hatten sich geändert. Necker erkannte alsbald mit klarem Blick, daß seine einstigen Reformpläne heute unwirksam sein müßten. Er hielt zwar dieselben Karten wie zur Zeit seines ersten Ministeriums, aber er spielte ein anderes Spiel, er setzte „va banque". Die Berufung der Generalstaaten schien ihm jetzt unerläßlich geworden und er wiederholte unmittelbar nach seinem Amtsantritt Briennes Versprechen ihrer Berufung vor dem Parlament. Trotz des Widerstandes dieser Körperschaft, trotz des Widerstandes der Notabeln, des Hofes, der Prinzen von Condé und Artois setzte Necker ihre Berufung beim Könige durch. Ludwig XVI. verspricht dem dritten Stande die doppelte Vertretung zu geben. Fast wie ein Staatsstreich, den nicht das Königtum, den das Volk durch die Autorität seines Herrschers beging, mutete dieser Entschluß an. Marie Antoinette, die dem Ministerrate, in dem jene denkwürdige Entscheidung fiel, beiwohnte, war sich der Tragweite des neuen Schrittes voll bewußt. „Ich zittere, daß ich es bin, die Necker zurückberufen hat", schrieb sie an den Grafen Mercy. „Mein Unglück ist es, Unglück zu säen. Sollten teuflische Machenschaften gegen Necker angezettelt werden oder des Königs Autorität durch ihn leiden, so werde ich noch verhaßter sein."

So kam das Jahr 1789 heran und mit ihm der Vorabend der großen Revolution. Aufstände und Unruhen in den Provinzen, Hungersnot über das ganze Land, in der Hauptstadt, der Necker mit

hohen Kosten die nötigste Zufuhr sicherte, unerträgliche Teuerung, so brach das neue Jahr an. Überall Unzufriedenheit, überall Not. Der dritte Stand hat seine Vertreter gewählt, 622 an der Zahl, sie sollen sein Unglück lindern. Ihre Worte, die von Volksrechten reden, dringen ein bis in die Hütten der Bettler und jeder wähnt sich teilhaftig der Macht, der Gewalt einer Masse, der er angehört. Gleich dem Tambour mit wirbelnden Trommelschlägen, zieht der Demagoge durch die Quartiere der Armen, wo hohläugige, fleischlose Gesichter ihn anstarren und heiße, verschmachtende Blicke ihm folgen. Die Zeit der Entrechteten scheint gekommen.

In Versailles hat Ludwig XVI. das Dekret unterzeichnet, das die Generalstände auf den 5. Mai 1789 zusammenruft. Voller Entsetzen hört Marie Antoinette die Kunde — gepeinigt flieht sie in ihr Zimmer. Ist Neckers Werk auch ihr Werk? seine Verantwortung auch ihre Verantwortung? Trübe Ahnungen beschleichen ihre Seele und wollen nicht weichen. Madame Campan ist bei ihr, aber auch die Nähe der treuen Kammerfrau gewährt ihr keine Beruhigung. Die Augen auf den herrlichen Park gerichtet, dessen Bäume entlaubt, trostlos ihrer eignen Seele gleichend, zu ihr im leisen Winde schaukelnd hinüberwinken, vernehmen ihre fliegenden Pulse den Trommelwirbel, den Weckruf der Revolution und tränenüberströmt, ahnend, beugt sie ihr Haupt. Auch sie wird ihr Opfer sein.

In friedlicher Ruhe bergen sich die Stürme,

die bald wirbelnd und zertrümmernd das Land durchbrausen werden. Ein pomphaftes geistliches Fest sollte die Zusammenkunft der Generalstände einleiten. Noch einmal sind die Vertreter von Thron und Altar in all der Pracht jahrhundertealter Macht versammelt, um dem neuen Regime, das sie inauguriert, den Segen des alternden zugrundegehenden zu spenden. Jenes Volk, das ein paar Jahre später Gott und seinem Könige flucht, zieht in heiliger Prozession unter frommen Bittgesängen zum Gotteshaus, um für die Erleuchtung seiner Vertreter zu beten, um die Gnade des Herrn auf das französische Volk und sein angestammtes Königshaus herabzuflehen. Und in der Mitte der Gläubigen trägt Robespierre eine geweihte Kerze. Der König, sein ganzes Haus und alle Großen des Reiches sind versammelt, um einen Tag zu feiern, der den Anfang einer neuen Periode bedeutet, und der sie, die ihn in verblendeter Schwäche geschaffen, hinwegfegte. Nur Marie Antoinette sollte die wahre Bedeutung eines Schrittes ahnen, den die Königsmacht unbedachtsam tat. Als sie die gaffende Menge der Neugierigen durchschritt, tönten ihr die Rufe: „Es lebe der Herzog von Orléans“, entgegen. Einer Ohnmacht nahe, gelang es ihr nur mit Mühe, sich inmitten der Prozession aufrecht zu erhalten. Mit einem Male wußte sie alles, wußte sie, daß sie den Fuß hob, um unter ein Joch zu gehen, das der Volkswille über ihr errichten würde. Der folgende Tag, es ist der 5. Mai 1789, bringt die Eröffnung der Stände. Ganz Versailles ist wie bei einem Volksfest auf

den Beinen. Um ein Uhr nachmittags soll die feierliche erste Sitzung stattfinden, doch schon um neun Uhr morgens sind alle Sitze der weiten Tribünen des großen Saales mit einer ausgewählten und eleganten Gesellschaft besetzt. Die Deputierten erscheinen, Adel und Geistlichkeit in den verschwenderischen Trachten ihres Ranges und ihrer Würden, die Vertreter des dritten Standes in einfachem schwarzem Anzuge, mit kurzem Mantel und schmucklosen Hüten. So wollte es die Etikette, und so wollten sie es, die Vertreter des Volkes, um ihren Anhängern desto deutlicher die Verschwendungssucht der regierenden Kreise zu zeigen. Necker und der Herzog von Orléans, die kurz nacheinander eintreten, empfangen donnernde Beifallssalven. Auch den König und Marie Antoinette akklamiert die Versammlung. Mit zuversichtlicher Miene tritt Ludwig XVI. vor die Stände und verliest mit lauter und würdevoller Stimme die Aufforderung zur Einigung und Mäßigung, die er in der gegenwärtigen Zeit mehr denn je als ein Gebot der Notwendigkeit betrachte. Nach ihm spricht Necker und legt in dreistündiger Rede die Lage des Staates dar. Seinem Exposé folgen alle Anwesenden mit der größten Aufmerksamkeit. Es ist fast, als ob man keines seiner Worte verlieren dürfte, an ihm, so liegt es über der ganzen Versammlung, hängt die Rettung des Staates. Als er geendet, bricht spontaner Jubel los, in den sich Hochrufe für den König mischen. Die Optimisten glauben alles gerettet, die Staatsklugen wissen alles verloren. Da sitzen sie, die Vertreter der



Levachez sc.

Robespierre

Stände, die der Krone die Volksmacht, den Volkswillen, wie sie ihn nennen, entgegenstellen. Und doch ist es nur der Wille einiger weniger, denn noch ist die Nation mit dem Könige. Aber wie lange — schon tönen leise die rhythmischen Wirbel des Tambours, die anschwellend in wildem frenetischem Takt verhetzte Volksbataillone gegen Frankreichs Königtum führen.

Marie Antoinette hatte der Sitzung voller Unruhe beigewohnt. Schwere Wolken waren ab und zu über ihre Stirn gehuscht. Ihr Herz klagte um den Sohn, den man kurz zuvor als unheilbar Kranken nach Meudon gebracht hatte. Monatelang schon lag der Dauphin in schmerzvollem Siechtum. Aus blühend knabenhafter Gesundheit hatte ihn die tückische Rachitis in wenigen Tagen zum hilflosen Greise gemacht. Keine Kunst der Ärzte, keine noch so sorgsame Pflege seiner Diener konnten das Ende aufhalten, dem er allzufrüh entgegen ging. Wenige Tage vor seinem Tode schnitt er sich eine Locke ab und reichte sie seinem Kammerdiener. „Bewahre sie und gib sie nach meinem Tode meinen Eltern.“ „Wenn sie sich meiner erinnern, werden sie auch dich nicht vergessen“, waren seine tröstenden Worte. Es war dieselbe Locke, die Marie Antoinette noch in der Conciergerie in einen Ring gefaßt, am Finger trug, und die sie mit heißen Küssen bedeckte, bevor sie ihren letzten Gang antrat.

Sieben Jahre und sieben Monate alt starb der Dauphin in der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1789, genau einen Monat nach der Eröffnung der

Generalstände. In den Armen der gequälten Mutter hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Der grausame Verlust brach das Herz Marie Antoinettes. — der Schmerz der Mutter um den Verlust ihres Kindes hatte das Haar der kaum vierunddreißigjährigen mit Silberfäden durchzogen.

Am 5. Juni wurde der Körper des Dauphin im Schlosse von Meudon in Parade aufgebahrt, acht Tage später trug man ihn ohne Gepränge nach Saint-Denis, der alten Königsgruft. Dort sollte er ruhen zwischen den Großen der Erde, zwischen Königen und Fürsten, die der unerbittliche Tod aus vollem Leben, aus Macht und Pracht in die feuchtkalte Krypta Saint-Denis geführt hatte. Aber nicht lange war seines Verbleibens. Der 16. Oktober 1793, derselbe Tag, an dem seine unglückliche Mutter das Schafott besteigt, raubt auch dem Kinde die Ruhe. Um dieselbe Stunde, da Marie Antoinette ihr Haupt dem Fallbeil bietet, dringen raubgierige entmenschte Banden in die Stille Saint-Denis ein, um die Gebeine der toten Fürsten und Herrscher aus ihren Särgen zu stehlen, um ihnen ein Grab zu bereiten, das sie Volksgrab nennen, um polternd ihre Überreste in einen gemeinen Graben zu werfen.

Inzwischen droht Neckers Politik, die Ludwig XVI. zu der seinen gemacht hat, ein völliges Fiasko. Nach wochenlangen Zerwürfnissen mit den beiden ersten Ständen, konstituiert sich der dritte Stand am 17. Juni zur Nationalversammlung. Der neue Schritt macht Ludwig XVI. schwankend. Die wankelmütige Haltung der Minister, besonders

Neckers, der nunmehr rät, sich in die neue Lage zu finden und die Abstimmung nach Ständen zu opfern, läßt den König vollends kopflos werden. Er gleicht jetzt nicht mehr dem Herrscher, der befiehlt, wie ein Rechtsuchender irrt er umher, bald hier, bald dort Rat einholend und fragend: Was ist zu tun? Was soll ich tun? Was wird man mir von meiner Gewalt nehmen? und was werde ich behalten? Mit Recht sagt Charles Aubertin in seinem Werke „Über die öffentliche Meinung im 18. Jahrhundert", daß Ludwig XVI., trotz aller Fehler, drei volle Jahre gebraucht habe, um einen Sturz herbeizuführen, an dem er unaufhörlich arbeitete, und daß es jener langen Zeit bedurfte, um den Fall eines Thrones herbeizuführen, der heute nur wenige Stunden in Anspruch nehmen würde. Bei Beginn der Revolution waren alle Franzosen, selbst Marat und Robespierre, Royalisten, und der königstreueste der drei Stände war der dritte Stand. Mirabeau wollte die Beamtendespotie angreifen, um die königliche Autorität von neuem zu stärken. Die Situation war keineswegs verzweifelt. Aber Ludwig XVI. war nicht der Mann, das entscheidende Wort zu sprechen. Er lavierte zwischen dem Adel und dem dritten Stande, zwischen dem ancien régime und der neuen Verfassung, und diese Schwäche stahl ihm vollends das Vertrauen seines Volkes. Den Einflüssen irgendeiner Hofkamarilla folgend, ließ er am 20. Juni den Sitzungssaal des dritten Standes schließen. Dieser aber trat unmittelbar darauf im Ballspielhaus zusammen und leistete den bekannten

Schwur, sich vor der Vollendung der Verfassung nicht mehr zu trennen. Die Nationalversammlung wurde zur Konstituante und fuhr fort zu tagen. Da berief Ludwig XVI. am 23. Juni die drei Stände zu einer „königlichen Sitzung", gebot ihnen gegen Neckers Rat, getrennt zu verhandeln und dekretierte gleichzeitig motu proprio die weitgehendsten Reformen, die in der Abschaffung der Geldprivilegien des Adels und der Geistlichkeit, der vollständigen Handelsfreiheit und der Errichtung von Provinzialständen gipfelten. Eisiges Schweigen folgte den Worten des Königs. Vielleicht hätten sie einige Monate vorher noch den Plan Neckers, die Generalstände zu berufen, zum Scheitern gebracht. Jetzt kamen sie zu spät. „Die Zugeständnisse des Despotismus flößten," wie Mirabeau sagte, „kein Vertrauen mehr ein." Die Abgeordneten des dritten Standes leisteten der Aufforderung, auseinanderzugehen, offenen Widerstand, und Mirabeau konnte stolz dem Großzeremonienmeister, Marquis von Brézé, entgegnen: „Sagt eurem Herrn, daß wir hier sind durch den Willen der Nation, und daß wir nur der Macht der Bajonette weichen werden." Necker, der sich noch immer der Volksgunst rühmen durfte, war der königlichen Sitzung fern geblieben. Auch diesmal hatte er die Stimmung der Menge richtig eingeschätzt, denn in demselben Augenblicke, da noch einmal Adel und Königtum alles gerettet glaubten, da selbst Marie Antoinette sich trügerischem Vertrauen hingab, hörte man vom Schloßhof herauf die Hochrufe der Massen, die Necker

beglückwünschten, nicht an der Sitzung teilgenommen zu haben. Jene unzweifelhaft feindseligen Demonstrationen gegen den König erschütterten Marie Antoinette aufs tiefste. Offen bezeichnete sie Neckers Fernbleiben an jenem Tage als „verbrecherische Feigheit", und sorgenvoll schrieb Mercy nach Wien, der Hof beschuldige Necker sich zum Diktator aufwerfen zu wollen. Doch die Volksgunst, Neckers beste Stütze, war zu ausgesprochen, als daß sich die Königsgewalt in ihrer jetzigen Lage ihr widersetzen konnte. Die Königin selbst mußte sich erniedrigen und Necker bitten, sein Portefeuille zu behalten. Frankreichs wahrer König war nicht Ludwig XVI., der Genfer Bankier hatte ihm zum mindesten die Herrschergewalt aus den Händen gewunden.

## ACHTES KAPITEL

Paris in Aufruhr. — Ludwig XVI. versäumt eine Revolte zu unterdrücken und sieht sich der Revolution gegenüber. — Marie Antoinette ermahnt den König zum Widerstande. — Truppenaufgebote in Versailles. — Necker entlassen. — Das Volk bewaffnet sich. — Die Bastille fällt unter dem Ansturm des Pöbels. — In unverzeihlicher Schwäche fügt sich der König dem Volk und seine Garden lassen, Gewehr bei Fuß, die Zusammenrottung des Pöbels geschehen. — Die ersten Emigranten. — Die Herzogin von Polignac verläßt Frankreich. — Ludwig XVI. in Paris. — „Vive le roi". — Die Herzogin von Tourzel, Erzieherin der königlichen Kinder. — Der 4. August. — Abschaffung aller Privilegien des Adels und der Geistlichkeit. — Das Fest des 1. Oktober. — Verrat! — Trunkene Weiberbanden wälzen sich wie ein ungeheurer Strom gegen Versailles heran. — In des Königs Umgebung herrscht Uneinigkeit über die Verteidigung des Schlosses. — Necker denkt nicht an Widerstand und Ludwig XVI. resigniert.

Unaufhaltsam steigerte sich inzwischen in Paris die Unruhe. Man wußte nicht wer ihr Urheber, man wußte nicht wer die Führer der müßig und schreiend herumziehenden Massen waren. Und dennoch war sie nicht hinwegzuleugnen, jene sonderbar aufrührerische Bewegung, die durch die Massen lief, auf Schritt und Tritt begegnete man ihren Ausschreitungen, man stand einer Revolte gegenüber und kannte doch nicht den tiefsten Grund, der die aufständischen Massen ruhelos herumtrieb. Noch fehlte ihnen die einheitliche Führung, noch sahen sie nicht das Ziel, dem sie nachstrebten. Aber beides mußte ihnen werden. Ludwig XVI. versäumte eine Revolte zu unterdrücken, und als er endlich aus der Tatenlosigkeit dumpfer Lethargie erwachte, da stand er einer Revolution gegenüber. In den Gärten des Palais Royal, jenes dem Herzog von Orléans gehörenden Schlosses, das von jeher als Hochburg revolutionärer Bewegungen gegolten hatte, erwuchsen dem Volke die ersten Führer, die seine rohen Instinkte durch die Aussicht auf Beute bis zur Raserei aufzupeitschen wußten. Da stand Camille Desmoulins auf und rief in die Massen: „Vierzigtausend Schlösser und Paläste, zwei Fünftel der Güter Frankreichs sollen der Lohn der Tapferkeit sein; die Nation muß gesäubert werden." Der Zündstoff, seit langem geschichtet, loderte mit roter Garbe empor. Raubgier und Blutgier waren entfesselt und begannen ihr entsetzliches Regiment.

Am 30. Juni erstürmten meuternde Scharen das Militärgefängnis der „Abtei" und befreiten die

dort wegen Gehorsamsverweigerung inhaftierten Gardesöldlinge. Jetzt endlich schien Ludwig XVI. aus seiner Erstarrung zu erwachen. Den energischen Vorstellungen Marie Antoinettes und der Majorität der Minister gelang es schließlich, den König für ein größeres Truppenaufgebot zu gewinnen. An 20000 Mann, meist Schweizer und Deutsche, wurden in der Nähe von Versailles und Paris zusammengezogen. Marschall de Broglie übernahm den Oberbefehl und errichtete im Versailler Schloß sein Hauptquartier. Die Nationalversammlung, durch das Aufgebot der starken militärischen Macht beunruhigt, schickte eine Deputation an Ludwig XVI. und bat um Zurückziehung der Truppen. Doch diesmal blieb der König fest und antwortete den Abgesandten, „er sei für die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit verantwortlich — er wolle kein Blutvergießen —, aber die jetzige Lage erfordere außerordentliche Maßregeln. Sollten die Deputierten sich bedroht fühlen, so stände es ihnen frei, in einer der Provinzstädte zu tagen. In diesem Falle würde er sich in das Lager seiner Truppen begeben." Die königliche Botschaft macht Eindruck und fast schien es, als ob die Nationalversammlung tatsächlich schwankend würde. Noch einmal lag das Schwergewicht der züngelnden Wage des Geschicks in der Hand des Monarchen — da gab er, der schon halb und halb als Sieger triumphieren konnte, abermals fremden Einflüssen nach und entließ Necker, um Breteuil mit der Neuordnung des Ministeriums zu betrauen. Der Schritt war ein

ungeheuerlicher. In einer Zeit, da die Gemüter in wilder Leidenschaft erregt, nur durch die starrende Masse der Bajonette in Raison gehalten wurden, da es überall gärte, und in den Provinzen Gewalttaten der Meuterer wie nächtliche Fanale zum Himmel leuchteten, die den hauptstädtischen Revolutionären das Zeichen der Einigkeit und Brüderlichkeit im gemeinsamen Vorgehen gaben, opferte Ludwig XVI., einer Hofkamarilla und ihren Einflüssen zuliebe, einen Staatsmann, den das Vertrauen des Volkes trug. Necker gehorchte dem königlichen Befehl und trat unverzüglich von seinem verantwortungsreichen Posten zurück. Wie ein Donnerschlag traf die Kunde von seiner Entlassung die Hauptstadt. Im Triumph trug das Volk die Standbilder Orléans und Neckers durch die Straßen von Paris. Wie immer bei solchen Gelegenheiten wurden die wüstesten Gerüchte verbreitet und fanden willig Glauben. Es hieß, man wolle den Patrioten eine Bartholomäusnacht bereiten, die Nationalversammlung mit Gewalt sprengen und das alte System des Despotismus wieder aufrichten. Die Wirkung auf das Volk war eine ungeheuerliche. Überall sammelten sich Banden mit Spießen, Piken und Flinten bewaffnet — Barrikaden wurden errichtet — in Massen fraternisierte das Militär mit dem umstürzlerischen Mob — es galt die Volksrechte zu wahren, und dies eine Wort kittete sie alle zusammen, die auszogen, um mit Mord und Brand die blutrote Fahne der Revolution über Frankreichs Gefilden aufzupflanzen.

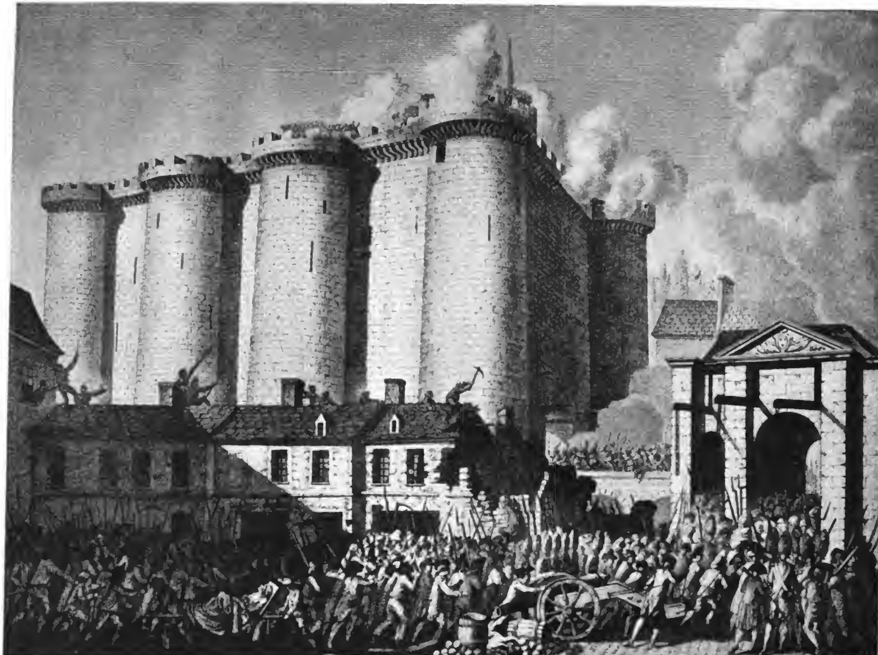


Paris vom Volke bewacht
während der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1789

Und während das Volksheer sich sammelt, während die ersten Kugeln zischend durch die Gassen der Seinestadt pfeifen, ist man im Lager des Königs uneins. Marschall Broglie, der in Versailles das Oberkommando führt, und Baron Besenval, der Paris besetzt hält, durchkreuzen sich gegenseitig die Pläne. Rangfragen opfert man die Einigkeit der militärischen Maßnahmen. Man begeht den unverzeihlichen Fehler und läßt das Regiment der französischen Garden, dessen Abfall die revolutionäre Propaganda schon lange vorbereitet hat, in der Hauptstadt. Die Verwirrung wird allgemein. Am 12. Juli beginnt das Volk gegen die auf dem Louis XV.-Platze aufgestellten Truppen vorzurücken. Den Säbel in der Hand, stehen die Führer vor ihren Bataillonen und zögern den Befehl zum Feuern zu geben. Entmutigung läuft durch die Reihen der Wehrlosen. Sollen sie sich von dem wütenden Mob massakrieren lassen, ohne einen Schritt zu ihrer Verteidigung zu tun. Doch das schlimmste tritt noch nicht ein. Noch einmal ziehen sich die verhetzten Massen vor der bewaffneten Macht zurück. Am folgenden Tage plündern sie die Läden der Waffenhändler, und aus ihrer Mitte organisiert sich die Pariser Miliz, die spätere Nationalgarde. Dann stürmt die wilde Schar zum Invalidendom, den sie unverteidigt findet. Waffen ist ihr Begehren, um dem Militär entgegentreten zu können, und sie findet Waffen im Überfluß. Baron Besenval hat uns in seinen Memoiren ein Bild jener entscheidenden Stunden hinterlassen. „Die Unordnung in den Reihen der

noch treuen Truppen wuchs von Minute zu Minute und im selben Maße wuchs auch meine Verwirrung. Es war unmöglich einen Entschluß zu fassen. Ließ ich die Truppen vorgehen, so entzündete ich den Bürgerkrieg — Versailles hätte mich sicher in dieser Situation vergessen. Schließlich hielt ich es für das beste, die Truppen zurückzuziehen und Paris sich selbst zu überlassen." Am Morgen des 14. Juli kampierten nur noch drei Schweizerregimenter und etwa 800 Mann Kavallerie auf dem Marsfelde. Die Offiziere dachten mit dieser schwachen Macht nicht an ernstlichen Widerstand, und während die Volkshorden durch die leichten Erfolge ermutigt, die Bastille stürmten, standen Ludwigs XVI. Garden müßig, Gewehr bei Fuß. Der Abend fand Paris vollständig von Truppen entblößt, auch die letzten hatten sich auf Sèvres zurückgezogen. Als spät in der Nacht der Herzog von Liancourt Ludwig XVI. die Nachricht von der Erstürmung der Bastille überbrachte, und dieser ausrief: „welche Revolte", konnte sich der alte, treue Diener nicht enthalten auszurufen: „Sire, sagen Sie, welche Revolution!"

Paris war in den Händen der Revolutionäre, und dennoch wagten sie nicht, den leicht errungenen Sieg zu nützen — die Furcht vor einer in Reserve gehaltenen Truppenmacht hielt die Hauptstadt in Schach. Noch gab es zahlreiche Regimenter, auf deren Treue der König sich fest verlassen konnte. Marie Antoinette riet vergebens zu energischen Maßnahmen. Ludwig XVI. war nicht der Herrscher, um mit dem Despotismus der Gewalt einen



Erstürmung der Bastille
am 14. Juli 1789

schon schwankenden Thron aufrecht zu erhalten. Er wollte lieber von Volksgnaden, denn aus eigner Machtvollkommenheit über ein Volk herrschen, dessen Liebe er zu besitzen wähnte. So rief er denn die Truppen zurück und ging ohne Eskorte, nur begleitet von seinen beiden Brüdern, in die Nationalversammlung. Barhäuptig trat Ludwigs XIV. Erbe hier vor die Vertreter des dritten Standes, um Schonung von denen zu erflehen, die seine Königsgewalt angetastet hatten. „Ihr hattet Furcht,“ rief er aus, „nun wohl, ich vertraue mich Euch an.“ Seine Rede war schlicht und rührte die leicht zur Sentimentalität gestimmten Gemüter der einfachen Menschen. Die Deputierten akklamierten ihren gutmütigen König und führten ihn zu Fuß ins Schloß zurück. Dort umsäumte schon eine gewaltige Menschenmenge alle Zugänge um die weiten Höfe. Man verlangte den König, die Königin und den Dauphin zu sehen. Es war mehr Neugierde denn Liebe für die Herrscherfamilie, die die Schaulustigen lockte. Kein Wort des Grußes tönte zu Marie Antoinette herauf, die, den Dauphin an der Hand, auf dem Balkon erschienen war. Statt dessen mehrten sich die Verwünschungen, die gegen die Herzogin von Polignac ausgestoßen wurden. Der entsetzten Madame Campan aber, die sich auf Wunsch der Königin unter das Volk gemischt hatte, gellten Lästerworte in die Ohren, die nicht ihren Weg fanden bis dahin, wo Ludwig XVI. stand, der mit Milde den Tiger gezähmt glaubte, dessen Blutgier kaum erwacht, nur nach einer Gelegenheit sucht, um von neuem über sein Opfer herzufallen.

Inzwischen hatten die Aufrührer unaufhörlich Abordnungen an den König geschickt und ihn aufgefordert, in der rebellischen Hauptstadt zu erscheinen. Was war zu tun? Nach Paris gehen, hieß sich in die Höhle des Löwen begeben, unter dem Schutz der treuen Truppen aber aus Versailles flüchten, war gleichbedeutend mit einem vollständigen Rückzuge. Marie Antoinette war zu letzterem entschlossen. Schon lagen ihre Pretiosen wohl verwahrt in einem kleinen Handköfferchen, schon hatte sie alles zur Abreise geordnet, man wartete nur noch auf den Befehl zum Aufbruch. Da zögerte Ludwig XVI. abermals. Er ließ die Truppen abrücken und erklärte, sich ein zweites Mal der Treue seiner Untertanen anvertrauen zu wollen. Es ist behauptet worden, der König habe ohne Kenntnis der wahren Stimmung in Paris diesen Schritt getan, da ihm nur falsch gefärbte Berichte über die Vorgänge in der Hauptstadt überbracht worden seien. Dem ist entschieden zu widersprechen. Als Ludwig XVI. den Entschluß faßte, war er sich über die Tragweite seiner Handlung voll bewußt. Er wußte genau, was es hieß, sich einem revolutionären Volke anzuvertrauen, er war orientiert über die Forderungen, die seine Untertanen an ihn stellen wollten und würden, und er traf seine Vorkehrungen. Die königlichen Prinzen und die Familie Polignac, die am schlimmsten vom Volkshaß verfolgt wurden, mußten vor allem das Land verlassen haben, ehe der König seine Macht der seines Volkes unterordnete. Am 16. Juli empfingen sie den Befehl zur Abreise. Marie An-

toinette ließ den Herzog und die Herzogin von Polignac zu sich entbieten und beschwor sie, im Namen ihrer Freundschaft unverzüglich aus Frankreich zu fliehen. „Noch ist es Zeit, Euch der Wut meiner Feinde zu entziehen“, redete sie Mme. „Jules“ an. „Ihr dürft nicht das Opfer Eurer Anhänglichkeit und meiner Liebe sein.“ Die Herzogin war aufs tiefste erschüttert. Vergebens flehte sie, die in den Zeiten der Freude bei ihrer Königin gewesen war, auch in den Zeiten der Not und des Unglücks bei ihr bleiben zu dürfen. Auch Ludwig XVI. war tief gerührt, und tränenden Auges nahm er Abschied von einer Frau, die wohl eine der zärtlichsten Freundinnen der jungen Marie Antoinette gewesen sein mochte, deren Unbesonnenheiten, deren ausschweifend lasterhaftes Leben aber auch trübe Schatten auf das Bild ihrer Königin geworfen hatte, und die nicht zuletzt den Volkshaß bis zu einem Grade genährt hatte, wo es kein Anhalten, kein Zurück mehr gab. Als Kammerfrau verkleidet, auf dem Bock einer elenden Kutsche, verließ sie, die viel beneidete, der das glänzende Versailles zu Füßen gelegen hatte, die Stätte ihrer Triumphe. Mit ihr gingen der Herzog, ihre Tochter, die Herzogin von Guiche, ihre Schwägerin, Gräfin Diane und der Abbé von Balivière in die Verbannung. Sie sollte Marie Antoinette niemals wiedersehen. In Wien, wo sie später ihr Heim aufschlug, bereitete ihr der Schmerz um das Schicksal der unglücklichen Königin, an dem sie und die Ihrigen so schwere Mitschuld trugen, ein frühes Ende.

Um dieselbe Zeit, da die ersten Emigranten die Grenzen Frankreichs überschritten, begab sich Ludwig XVI. in das Pariser Stadthaus. In tödlicher Stille vollzieht sich sein Einzug in die abtrünnige Stadt. Bailly, der neuernannte Bürgermeister, überreicht dem Könige die Torschlüssel. Ludwig XVI. nimmt sie in Empfang und befestigt zum Zeichen, daß er alle vom Aufstand eingesetzten Gewalten anerkenne, die revolutionäre dreifarbene Kokarde an seinem Hut. Dann gibt er das Versprechen, Necker zurückzurufen und zeigt sich auf dem Balkon des Stadthauses der in eisigem Schweigen verharrenden Menge. Seine Nachgiebigkeit reißt noch einmal das Volk zu Hochrufen auf seinen guten König fort und Ludwig XVI., der mit einem Schlage alles wiedergewonnen zu haben glaubt, vergießt Tränen der Freude.

Unterdessen war Marie Antoinette in der furchtbaren Qual der Ungewißheit in Versailles zurückgeblieben. Mehr und mehr hatte sich in ihr der Gedanke eingewurzelt, der König werde aus Paris nicht lebend zurückkehren. Für diesen Fall hatte sie bereits eine Ansprache aufgesetzt, die sie vor der Nationalversammlung halten wollte. Doch das Gefürchtete trat nicht ein. Die Rückkunft des Königs erregte in Versailles jubelnden Beifall. Wieder ertönt das „vive le roi“ der wankelmütigen Menge, und Ludwig XVI., nur allzuleicht hingerissen von den billigen Freudenrufen einer urteilslosen Masse, schwört keinen Tropfen französischen Blutes auf seinen Befehl vergießen zu lassen.

Auch Marie Antoinette glaubte die Dinge zum Besseren gewendet, wenigstens sah sie keine unmittelbare Gefahr für die königliche Familie. Sie widmete sich wieder mehr der Erziehung ihrer Kinder. Ihr zweitgeborener Sohn, der nunmehrige Dauphin, war jetzt vier Jahre alt. Er war ein auffallend schöner Knabe. Mit seinen azurblauen Augen, seinem milchweißen, fast durchscheinend zarten Teint, seinem aschblonden Lockengewirr, glich er fast dem Bild jener Engelchen, wie es uns ein frommer Kinderglaube überliefert hat. An der Seite ihrer Kinder verlebte Marie Antoinette noch einmal glückliche Stunden. Dann öffnete sie wohl das lange vernachlässigte Spinett und zart und schmelzend kam es von ihren Lippen:

Dors, mon enfant, clos ta paupière;
Tes cris me déchirent le coeur.
Dors, mon enfant, ta pauvre mère
A bien assez de sa douleur.

Nach der Abreise Madame de Polignacs übernahm die Herzogin von Tourzel die Erziehung der königlichen Kinder. Noch vor Antritt ihres neuen Amtes richtete Marie Antoinette ein Schreiben an sie, in dem sie mit außergewöhnlicher Einsicht alle Aufgaben und Schwierigkeiten der Erziehung erwog und klarlegte. „Die Kinder," so schrieb sie, „haben unbegrenztes Vertrauen zu mir und bekennen mir ihre Fehler. Muß ich sie rügen, so zeige ich Kummer über das Geschehene und erreiche dadurch mehr als durch Strenge. Aber sie wissen auch, daß ich mein Wort nie zurücknehme und nach Gründen, nie nach Laune mit ihnen ver-

fahre. Jeder Hochmut liegt ihnen fern. So soll es bleiben: noch früh genug werden unsere Kinder erfahren, wer sie sind. Ihr Herz ist gut und weich. Sie lieben einander innig. Mit Festigkeit läßt sich alles von ihnen erreichen." Der Herzogin von Polignac aber klagte die einsame Königin: „Ich sehe niemanden und bin den ganzen Tag allein; meine Kinder sind mein einziger Trost, sie verlassen mich kaum. Von den öffentlichen Angelegenheiten spreche ich Ihnen nicht. Der Gegenstand ist für uns beide zu schmerzlich. Des Königs Glück ebenso wie das meine hängen von der Wohlfahrt des Landes, vom Wohlergehen aller meiner Untertanen, vom höchsten bis zum niedrigsten ab. Davon sind wir noch weit entfernt. Meine Ruhe kann erst wiederkehren, wenn ihnen Gerechtigkeit widerfahren ist."

Aus dieser gewollten Passivität, in der sie Ruhe und Befriedigung suchte, wurde die Königin durch das Vorgehen der Revolutionäre aufgeschreckt. Die Stände waren in der Nacht des 4. August zusammengetreten. Einige Mitglieder des Adels, die sich schon vordem offen als Parteigänger des dritten Standes bekannt hatten, forderten unter tosendem Tumult die Abschaffung der Feudalrechte. Ihr Wort elektrisierte die Versammlung. Es war, als ob es wie mit unsichtbarer Zauberkraft alle Köpfe in seinen Bann geschlagen habe. Zuerst traten die jüngeren Söhne der großen Adelsfamilien, die nichts ihr eigen nannten, dafür ein und forderten die Entziehung der Privilegien ihrer glücklicheren Verwandten; dann ließen sich

die Landgeistlichen hinreißen und beschworen die Großen ihres Standes, die unverdienten Rechte dem Volke zu opfern. Endlich entstand ein allgemeines Durcheinander. Der Enthusiasmus kannte keine Grenzen mehr, der gesamte Adel stellte sich auf die Seite der Rechtlosen. Man brachte Opfer auf Opfer. „Und wie es bei den Japanern als Ehre gilt, sich voreinander zu entleiben," sagt Rivarol, der uns jene Nacht in seinen Memoiren beschrieben hat, „so schien auch hier ein ungeschriebenes Gesetz der Selbstvernichtung alle Geister zu beherrschen." Das Volk, welches von den Galerien dem sonderbaren Schauspiel zusah, vermehrte durch seine Zurufe noch die Trunkenheit seiner neuen Verbündeten. Später hat es jener Nacht den Namen „Nacht der Toren" gegeben, der Adel aber nannte sie „Nacht der Opfer".

Der König war durchaus nicht geneigt, die neuen Edikte und damit die Abschaffung aller Privilegien zu sanktionieren. Er willigte zwar ein, soweit seine Person hierbei in Betracht kam, konnte sich aber keineswegs entschließen, seine Zustimmung auch für die Wegnahme der Rechte anderer zu geben. Diese Weigerung trug nicht unwesentlich dazu bei, ihm den Haß der Massen zuzuziehen, und einer der Hauptgründe für die Oktoberunruhen zu werden.

Schon seit den ersten Tagen des September fanden Zusammenrottungen des Mob im Palais Royal statt, und immer deutlicher erklang aus der Mitte der Revolutionäre der Ruf: nach Versailles, nach Versailles! Man wollte Ludwig XVI. von

seinen verhaßten Ratgebern trennen und ihn wie den Dauphin zwingen, im Louvre zu residieren. Doch diesmal gelang es La Fayette noch die aufrührerischen Banden zu zerstreuen. Die Nationalversammlung erklärte sich in Permanenz und während dieses ganzen Monats wurde der Hof nicht mehr beunruhigt. Doch selbst der vertrauensselige König mochte die ungewohnte Ruhe als Stille vor dem Sturm erkennen. Es war Zeit, an die Sicherheit des nur von einigen hundert Schweizergarden geschützten Versailler Schlosses zu denken. Er ließ deshalb am 23. September das 1100 Mann starke Regiment Flandern, auf dessen Zuverlässigkeit man noch zählen zu dürfen glaubte, in Versailles einrücken. Am 1. Oktober gab die Leibgarde den neueingetroffenen Kameraden zu Ehren ein Bankett. Man hatte diesen Weg gewählt, um desto sicherer die Verbrüderung der beiden Regimenter herbeizuführen. Ein Orchester spielte patriotische Weisen und von Anfang an herrschte eine königsfreundliche Stimmung, die sich hin und wieder durch Hochrufe auf Ludwig XVI. und Marie Antoinette kund tat. Höher und höher gingen die Wogen der Begeisterung, und als der König, die Königin am Arm und den Dauphin an der Hand, eintrat, brach ein nicht endenwollender Beifallssturm los. Die Anwesenden zogen ihre Degen, weiße Kokarden wurden aufgesteckt, und die Musik intonierte „O Richard, o mon Roi“. Die Trunkenheit mischte sich in die allgemeine Begeisterung. Offiziere und Soldaten zogen vor das Schloß und tanzten unter

den Fenstern des Herrscherpaares. Bei dieser Gelegenheit soll die dreifarbige Kokarde von den Hüten gerissen und mit Füßen getreten worden sein. Marie Antoinette hat später jene Beschuldigung vor ihren Richtern eine unwürdige Verleumdung genannt und durch die Zeugnisse anderer, ihre Haltlosigkeit dargetan. Aber wie dem auch sei — die Tatsache einer royalistischen Kundgebung blieb bestehen — und schon diese genügte, um den längst schwelenden Brandstoff in heller Flamme auflodern zu lassen. In den Klubs, im Palais Royal, auf der Straße, in Zeitungen und Aufrufen hetzten die Volkstribunen gegen den König und seine Ratgeber und verkündeten den Ausbruch einer Revolution gegen die Nation. Das Bankett wurde dem Volke als Orgie, das Verhalten des Hofes als Verrat dargestellt. Und ein ungeheurer Schrei, ein Schrei der Entrüstung, der Wut, der Rache und des Elends gellte durch ganz Frankreich. In Paris rotteten sich wahnwitzige Weiberbanden und schrien nach Brot, dessen Vorräte bei den Bäckern erschöpft waren. Runzelige, zerlumpte Megären läuteten Sturm und brüllten ihr „vive la republique“ durch die Straßen. Maillard, der sich schon beim Bastillensturm ausgezeichnet hatte, sammelt die sich drängenden und stoßenden Horden. Ein seltsamer Zug schließt sich ihm an. Alles, was in den Winkeln und Ecken der Großstadt, was in Kloaken und Schmutzlöchern sein elendes Dasein fristet, was von der menschlichen Gesellschaft verachtet, besudelt und hinausgestoßen lebt, bildet sein Gefolge — Prostituierte,

Bettler und Banditen lockt sein Ruf. Obszöne Weisen, Heulen und zotige Witze durchhallen den Weg der bluttrunkenen Massen. In Spelunken und Wirtshäusern macht man halt. Die Weiber, halb betrunken, können kaum in dem tiefen Morast, den ein unaufhörlich herabströmender Regen noch vermehrt, vorwärts kommen. „Autrichienne," brüllt eine Dirne, „du hast zu deinem Vergnügen getanzt, jetzt wirst du zu unserem tanzen." Mit Piken, Äxten, Flinten, Säbeln und Spießen zieht das Volk nach Versailles, wie um ein wildes Tier zu erschlagen. Rasende Huren schwenken schmutzstarrende Schüsseln und verkünden hohnlachend in ihnen die Eingeweide Marie Antoinettes nach Paris bringen zu wollen. Madame Elisabeth, die in ihrem Schloß zu Montreuil ist, sieht den Zug in die Avenue de Paris einschwenken. Alsbald eilt sie nach Versailles, um den König zu warnen und zum energischen Widerstand aufzufordern. Doch weder Ludwig XVI. noch Marie Antoinette sind in Versailles. Die Königin hat sich am Nachmittage nach Klein-Trianon begeben, um Vergessenheit zu suchen von den schweren Sorgen der letzten Zeit. Es ist das letztemal in ihrem Leben. Seit dem Frühjahr hat sie nicht mehr hier geweilt. Jetzt ist das Laub am Fallen, die Blumen am Verblühen, die weiten grünen Matten am Welken — trist und traurig berühren kaum noch die kurzen Strahlen einer erkaltenden Sonne den farbenarmen Spiegel träg plätschernder Gewässer. Die Natur geht zur Ruhe, der Lebenssaft steigt hinab aus Bäumen und Pflanzen und der Schatten des Todes breitet sich

weit aus. Angstgefühle beschleichen das Herz Marie Antoinettes — die leisen Schwingungen des Gemüts, denen die ringsum ersterbende Natur die Furcht einimpft, lenken ihren Blick voll tiefer Resignation auf das eigne Leben. Jetzt fühlt sie es, es gibt nur noch ein Vorwärts — hinein in die Ungewißheit — der Rückweg ist versperrt — hinter ihr ist alles gefallen, alles erloschen, alles vernichtet. Und während sie noch sinnt, während trübe Gedanken ihr Herz beschleichen und sie vor der Zukunft fröstelnd erschaudern lassen, ist schon das Schicksal unterwegs, um ihres Lebens letzte Phase einzuleiten. Der Kurier, den man aus Versailles abgesandt hat, findet Marie Antoinette in tiefem Brüten in ihrer Grotte. Sein Bericht von den Vorgängen des Morgens trifft sie nicht unvorbereitet — sie ist bereit ihm zu folgen und dem Geschick zu trotzen.

Unterdessen hat man auch den König benachrichtigt, der ohne Ahnung von der aufrührerischen Stimmung des Volkes in Meudon zur Jagd weilt. Ludwig XVI. steigt sofort zu Pferde und sprengt im Galopp nach Versailles zurück. Dort ist man ob des Ausbleibens des Herrschers in großer Unruhe und Bestürzung. Das Regiment Flandern ist auf der Place d'Armes zur Linken des Palais in Schlachtordnung aufgestellt. Die Leibgarden, ungefähr 500 Mann stark, halten vor dem Ministeraufgange Wache. Ein Detachement Dragoner hat auf der Avenue de Paris Posto gefaßt. Es sind die einzigen Streitkräfte, über die der König verfügt. Im Ministerrat herrscht Uneinigkeit. Saint-

Priest verlangt, daß man die Brücke von Sèvres in Verteidigungszustand setze, und daß Ludwig XVI. hier mit den treuen Truppen den Angriff der Massen zurückschlage. Aber Necker denkt nicht an Widerstand. Er fürchtet den Bürgerkrieg zu entflammen, wenn man den Säbel zöge. So schlägt er vor, lieber mit den Meuterern, wie mit einer gleichwertigen Macht zu verhandeln.

## NEUNTES KAPITEL

**Der Mob vor Versailles. — Eine Deputation bei Ludwig XVI. — La Fayette trifft zum Schutze des Schlosses ein. — Die Nacht. — Der 6. Oktober. — Scheusale und Mörder. — „Rettet die Königin!“ — Der blutgierige Pöbel im Schlafzimmer Marie Antoinettes. — Die Königin zeigt sich dem Volke. — „Vive la reine!“ — „Der König nach Paris!“ — Der Leichenzug der Monarchie. — Als Gefangene in den Tuilerien. — Optimismus in der königlichen Familie. — Wankelmütige Stimmung des Volkes. — „Es lebe unsere gute Königin!“**

Inzwischen sind die Weiberbanden unter unaufhörlichem Geschrei, aus dem ab und zu die Worte „vive Henri IV.“ und das mehr spottende „vive le roi“ laut werden, vor Versailles eingetroffen. Eine schnell gewählte Deputation unter Führung Maillards begibt sich in die Nationalversammlung. Dort ergreift Maillard das Wort und fordert Brot für das notleidende Volk. Hinter ihm drängt sich die Schar der fröstelnden und durchnäßten Weiber. Bald sind alle Tribünen und die Bänke der Abgeordneten mit einer lärmenden Menge besetzt, die schreit und spektakelt, schwört und drohend mit der Opposition der äußersten Linken fraternisiert.

Der Prinz von Luxemburg, Kommandant der Leibgarde, sieht das Verhängnis nahen und fragt beim König an, ob er die Meuterer zurückschlagen soll. Doch Ludwig XVI. immer noch in der Meinung, nur dem Demonstrationszug einiger ungefährlicher Aufrührer gegenüber zu stehen, und gleich Necker stets vor der Entscheidung zurückschreckend, entgegenet: „Wie mein Herr, Sie verlangen den Befehl auf wehrlose Frauen zu feuern! Sie spotten wohl!" — und die Garden werden angewiesen, auf keinen Fall von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Den herannahenden Meuterern bietet sich ein seltsames Bild. Starr und steif stehen ihnen des Königs Garden gegenüber und wagen nicht auf ihre Beleidigungen, die sie ihnen unaufhörlich ins Gesicht schleudern, zu antworten. Die Menge stürzt sich auf die Schloßtore — aber sie findet diese verschlossen. Ein Hagel von Steinen, der auf die Garden niederprasselt, ist die Antwort auf jene Vorsichtsmaßregel. Zugleich versuchen die Weiber das flandrische Regiment zum Abfall zu bewegen. Eine von ihnen, Theroigne de Méricourt, durcheilt in fliegendem roten Mantel die Reihen der Soldaten und verteilt Geld unter sie, um ihren Abfall herbeizuführen. Die Lage wird von Minute zu Minute kritischer. Mittlerweile hat in der Nationalversammlung der Tumult immer weiter um sich gegriffen. Ihr Präsident Mounier muß sich endlich entschließen, eine Deputation von Abgeordneten zusammen mit diesen Megären zum Könige zu führen, um die bedingungslose Annahme der Dekrete zu verlangen. Der Regen

fällt in Strömen. Die Aufrührer versuchen vergebens die breiten Gittertore zu sprengen, man läßt nur die Deputation eintreten. Ludwig XVI., der die Minister zur Beratung um sich versammelt hat, begibt sich in sein Schlafzimmer, um die seltsamen Abgesandten seines Volkes zu empfangen. Fünf von den Frauen werden geradeswegs vor den Souverän geführt. Ein Mädchen von 17 Jahren ergreift das Wort und verlangt vom Könige Brot für seine hungernden Untertanen. „Ihr solltet mein Herz kennen," antwortet Ludwig XVI., „ich werde sofort Befehl geben, alles verfügbare Brot aufzutreiben." Die Abgesandten sind mit dem Erfolg ihrer Mission mehr als zufrieden, unter Hochrufen auf den König verlassen sie das Schloß und teilen den vor den Türen Harrenden die Botschaft mit. Doch diese wollen keineswegs etwas von Rückkehr wissen. „Man hat sie gekauft, bestochen, jede von ihnen hat 25 Louisdor erhalten", gellt ein Schrei und findet sofort ein vielstimmiges Echo. „A la lanterne, à la lanterne!" Von neuem ist die Raubgier erwacht — man stürzt sich auf die Unglücklichen und will sie erwürgen. Nur mit Mühe gelingt es ihnen sich zu retten.

Um Mitternacht trifft die Nationalgarde unter La Fayette in Versailles ein. Vergebens hatte der General versucht, die wilden Horden von dem Marsch auf Versailles abzuhalten. Selbst nicht mehr Herr seiner eignen Truppen, mußte er sich in das Unvermeidliche schicken. Nun begab er sich stehenden Fußes zum Könige und bat seinem Kommando die Bewachung des Schlosses zu über-



Levachez sc.

Lafayette

tragen. War es aus Ehrsucht, weil er hoffte, doch noch die aufrührerischen Scharen bändigen zu können und für sich den Ruhm des Tages davontragen wollte, war es Verrat, um den König desto sicherer in seiner Hand zu halten, war es aus Schlauheit, um durch das Vertrauen, mit dem er seinen unzuverlässigen Truppen entgegentrat, deren Anhänglichkeit an ihren Führer von neuem zu heben und die schon Schwankenden desto sicherer unter seinem Befehl zurückzubringen? Es ist später viel darüber gestritten worden — die Ursache aber wird sich wohl nie ergründen lassen. Jedenfalls stimmte der König dem Vorschlage La Fayettes zu und ließ die Leibgarde von ihren Wachtposten außerhalb der Tore zurücktreten und ihre gewohnten Wachen im königlichen Schlosse selbst beziehen. So lag denn das Schloß allein unter dem Schutze der Pariser Nationalgarden und einiger weniger Schweizergardisten, denn das flandrische Regiment war bereits lange offen zum Volke übergegangen.

Die Nacht schreitet vorwärts und immer noch strömt ein unaufhörlicher Regen herab. Man hofft im Schloß, daß die ungünstige Witterung die Gemüter beruhigen und die Massen zerstreuen wird. So läßt man auch die überzähligen Leibgarden abrücken, die ihren Marsch nach Trianon und von da nach Rambouillet nehmen. Die Stadt bietet einen trostlosen Anblick. Hin und wieder ziehen die Banden der Meuterer durch die aufgeweichten Straßen — Bäckerläden und Kneipen sind geöffnet, um den hungernden und vollständig durchnäßten

Menschen Nahrung und Unterkunft zu bieten. Die Säle der Nationalversammlung gleichen einem Massenquartier. Die Weiber haben sich Brot, Wein und Fleisch hierherbringen lassen — schmatzen, saufen und schlafen auf den Bänken und Sitzen der Abgeordneten. Nur noch wenige Deputierte sind anwesend, und während der Abwesenheit Mouniers führt der Bischof von Langres unter den Umarmungen trunkener Weibsbilder den Vorsitz. Endlich, um drei Uhr morgens, wird die Sitzung aufgehoben. La Fayette, der bis zum letzten Augenblicke in der Nationalversammlung geweilt hat, kehrt nach dem Schlosse zurück und findet alles ruhig. Auch die königliche Familie hat sich dem langentbehrten Schlafe hingegeben. Noch einmal durchreitet er die Stadt, aber nirgends bietet sich Außergewöhnliches seinen erstaunten Blicken. Mittlerweile ist es sechs Uhr geworden — das Frührot eines prachtvollen Herbsttages, das Frührot des 6. Oktober bricht heran. Die Müdigkeit übermannt den General. Seit mehr als siebzehn Stunden ist er zu Pferde, der Körper fordert die ihm entzogene Ruhe gebieterisch zurück. Noch einen Blick sendet er über die schlafende Stadt, dann wirft er sich in dem nahe beim Königsschloß befindlichen Hôtel de Versailles für einige Augenblicke aufs Bett. Doch ein kurzer und schwerer Schlaf überfällt ihn und schlägt ihn in seinen Bann. Es sind nur wenige Momente, aber auch diese wenigen genügen, um das Unglück herbeizuführen und ihn mit dem Vorwurf der Pflichtvergessenheit zu belasten, den die Geschicht-

schreiber aller späteren Zeiten ihm nicht erspart haben.

Die ersten Sonnenstrahlen wecken die um große Feuer kampierenden Banden. Mählich erscheinen auch halb schlaftrunken noch, mit vom Alkohol geröteten Gesichtern, der ihren Zügen einen noch abscheulicheren Anblick verleiht, die Weiber wieder auf dem Plan. Ein Haufe von ihnen nähert sich dem Gitter, das den Ministerhof nach außen abschließt. Sie verlangen Eintritt, und die zwei Nationalgarden, denen man die Wache übertragen hat, öffnen ohne Widerstand zu leisten. Hinter ihnen drängt sich eine wüste Horde von Männern mit Piken und Äxten mit hindurch. Das Tor zum Prinzenhof, der direkten Eingang in das Mittelportal des Schlosses verschafft, steht offen. Mit rasendem Geheul stürzt die Menge darauf zu. In diesem Augenblick erwacht Marie Antoinette durch den Lärm unter ihren Fenstern. Ein Klingelzeichen ruft die Kammerfrau herbei; aber diese beruhigt sie, es sind nur die Weiber aus Paris, die wahrscheinlich obdachlos, auf der Terrasse Schutz gesucht haben. Dann zieht sie sich zurück, und die Königin bleibt ohne Kenntnis von den wirklichen Vorgängen ahnungslos im Bett liegen.

Indessen dringen die meuternden Scharen gegen den Königshof vor. Er allein bietet noch Widerstand und versperrt den Zugang zu den Gemächern der königlichen Familie. Vor dem Gitter stehen einige Schweizergardisten mit gefälltem Bajonett, bereit jeden Angriff mit bewaffneter Hand zurückzuschlagen. Aber ihre Zahl

ist zu gering, um dem Anprall der vielfach überlegenen Menge trotzen zu können. Wie eine Sturmwelle brandet der entmenschte Pöbel über sie hinweg. Zwei von ihnen werden ergriffen und niedergeschlagen. Ihre Körper schleift der Haufe mit sich fort. Ein Scheusal, Jourdan mit Namen, hackt den noch Lebenden die Köpfe ab, und hohnlachend trägt die wilde Meute sie im Triumph durch die Straßen. Die Marmortreppe, die zu dem Vorzimmer des Königs und der Königin führt, liegt vor den Mördern. Eine blutgierige Schar stürzt die Stufen hinauf. Ein Leibgardist, Miomandre de Saint-Marie, tritt ihr entgegen: „Meine Freunde," ruft er aus, „ihr liebt euren König und ihr dringt gewaltsam in sein Schloß." Doch die weiteren Worte werden ihm abgeschnitten. Wutschnaubend wirft sich die raubgierige Masse auf ihn und nur mit Mühe entgeht er dem sicheren Tode. Hierhin und dahin flüchten die Gardisten vor den auf sie eindringenden Banden. Ein Teil von ihnen findet endlich Schutz in den Vorzimmern, deren Türen man verrammelt. Unter Todesdrohungen gegen Marie Antoinette wälzt sich der Pöbel heran. Wie lange wird es dauern und auch diese letzten Bollwerke sind in den Händen der Mörder. Vor dem ersten Vorzimmer Marie Antoinettes hält immer noch ein Leibgardist Wache. Rücklings wird er zu Boden geschlagen und die Treppe hinuntergeworfen, wo Jourdan ihm den Kopf vom Rumpfe trennt. Zwei andere Garden, du Repaire und Miomandre de Saint-Marie, springen vor, um den verlorenen Posten wiederzugewinnen. Aber blutüberströmt

müssen sie vor den Äxten und Spießen des entfesselten Pöbels zurückweichen. Herrn von Miomandre gelingt es noch im letzten Augenblicke die Tür zum zweiten Vorzimmer aufzureißen und den dort anwesenden Kammerfrauen „rettet die Königin“ zuzurufen. Dann bricht er zusammen, und die Menge, die ihn für tot hält, läßt ihn liegen. Inzwischen hat Madame Thibaut, Marie Antoinettes erste Kammerfrau, die Königin von der drohenden Gefahr benachrichtigt, ihr schnell Rock und Mantel übergeworfen und einen kleinen Gang geöffnet, der zu den Zimmern des Königs führt. Aber diese sind verschlossen und es vergehen mehrere Minuten ehe sie geöffnet werden. Dann erst kann die Königin ihren Mördern entweichen. Kaum hat sie das Zimmer verlassen, als die Mordbuben eindringen, und voll Wut das Bett der Königin leer zu finden, es mit ihren Piken und Spießen durchstechen, ein Zeichen gleichsam, welches Los Marie Antoinette erwartet hätte. Ludwig XVI., der voller Angst seiner Gemahlin auf einem anderen Wege entgegengeeilt ist, findet sie in seinen Zimmern wieder, von der Tochter, die sie selbst geholt, dem Dauphin und der königlichen Familie umgeben. Noch sind die Räuberbanden nicht bis hierher vorgedrungen. Noch stehen die Leibwachen auf ihren gewohnten Posten, bereit das Leben der königlichen Familie bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen — aber ihre Lage wird von Minute zu Minute verzweifelter. Endlich erscheint La Fayette, von dem Tumult erweckt, auf dem Kampfplatz. Seinen über-

zeugenden Worten gelingt es noch einmal die Nationalgarde zum Vorgehen für ihren König anzufeuern. Dem Ansturm der Grenadiere vermag der rasende Pöbel nicht Stand zu halten, der Weg ins Schloß ist frei für die Retter, denen die Leibgarde nach einigem Zögern auch die königlichen Gemächer öffnet. Ludwig XVI. tritt unerschrocken auf den Balkon, um das Volk für das Leben seiner Garden zu bitten. Um ihn herum stehen Nationalgardisten, die als Zeichen der Volkszugehörigkeit, ihre Wehrgehänge zu Boden werfen. Mählich scheint die blutgierige Stimmung der unten harrenden Menge abzuflauen. Weiber, Nationalgardisten, Strolche und Banditen füllen in dichten Massen die Höfe des Königsschlosses. „Die Königin, die Königin", brüllt die Menge. La Fayette rät Marie Antoinette sich zu zeigen — er hofft dadurch die Ruhe wiederherzustellen. Es ist ein Wagnis, aber die Königin zögert nicht. Begleitet von La Fayette, ihre Kinder an der Hand, erscheint Marie Antoinette bleich und mit wirrem Haar auf dem Balkon. Doch der Lärm verdoppelt sich. „Keine Kinder! keine Kinder! die Königin allein!" tönt es von unten herauf. Was bedeutet diese neue Forderung? Will man die Königin töten und ihre Kinder schonen, fürchtet man für die Stimmung der Massen, die ein solcher Anblick weich machen könnte? Marie Antoinette fragt nicht nach „wenn" oder „aber". Unerschrocken, die Arme über der Brust verschränkt, tritt sie allein vor und läßt ihre Blicke voller Hoheit über die Menge schweifen. Ihre Haltung, ihr Mut erregen Be-

wunderung, die sich in vereinzelten Rufen kundtut. Ein Mann in der Uniform der Nationalgarde legt auf sie an, doch die Waffe entladet sich nicht. „Vive la reine“ schallt es über die weiten Höfe — aber die Königin weiß, was sie von jenem Ruf zu halten hat — bald ersetzt ihn eine andere, vor dem sie zittert — und tausendstimmig klingt es aus dem Geheul der Menge: „Der König nach Paris!“

Ludwig XVI., wie immer schwach und von allen Seiten bestürmt dem ungeheuerlichen Verlangen nachzugeben, entschließt sich der Forderung des Janhagels Folge zu leisten. Er will nur nicht von seiner Frau und seinen Kindern getrennt werden. La Fayette nimmt es auf sich, für die Sicherheit der königlichen Familie Sorge zu tragen — und so tritt der König denn ein zweites Mal auf den Balkon und verkündet mit lauter Stimme sein Versprechen, am Mittage nach Paris abzureisen. Mit frenetischem Jubelgeschrei quittiert die Menge die Niederlage des Herrschers — und während der Donner der Kanonen und das Geknatter der Flintenschüsse das Geheul der Massen schier übertönt, rüstet sich Ludwig XVI. zur Fahrt in die Gefangenschaft, in die Knechtschaft, die sein Volk ihm bereitet.

Die Vorbereitungen für die Abreise der königlichen Familie sind schnell getroffen. Der König, die Königin, Monsieur, Madame Elisabeth, der Dauphin, die Prinzessin und die Herzogin von Tourzel nehmen in demselben Wagen Platz. Es ist 1,30 Uhr nachmittags. Der Leichenzug der Monarchie setzt sich in Bewegung. Voran der

ganze Janhagel. Die Weiber tragen dreifarbige Kokarden auf ihren Hüten und die Männer schwingen unter wilden Flüchen die erbeuteten Waffen der Leibgarden. Eine große Anzahl von ihnen fährt im Wagen, andere sitzen auf Karren, zu Pferde oder auf den Protzen der Kanonen. Ihnen folgen etwa 60 Wagen hoch mit Korn beladen, das man in Versailles aus den Vorratshäusern geraubt hat. Dann kommt die Nationalgarde, von der jeder Soldat ein Brot auf dem Bajonett trägt; um sie herum Pöbelmassen mit den Köpfen der ermordeten Leibgardisten auf ihren Piken. Den Kopf zu Boden gesenkt, entwaffnet und besudelt marschieren die wenigen Leibgarden im Zuge. Endlich der große Reisewagen mit der königlichen Familie. La Fayette und d'Estaing, der Kommandant der Versailler Nationalgarde, halten sich zu Pferde an den Schlägen. Eine lärmende und schreiende Menge drängt sich um das Gefährt. Nur selten ertönen Hochrufe auf den König, dafür aber mehren sich die Rufe: „Es lebe die Nation! Zu Boden mit den Pfaffen!"

Unter den wüstesten Schmähungen und Lästerungen fährt Ludwig XVI. seiner Hauptstadt entgegen. Seit über einem Jahrhundert hatte das Königtum sich im Prunk Versailles und in der Abgeschlossenheit kleinerer Lustschlösser der Nation entfremdet. So hatte das Volk sich seine eigne Anschauung gebildet, und an das Sündenleben Ludwigs XV. gewöhnt, auch da Schlimmes voraussetzen gelernt, wo nur der Schein für die Wahrscheinlichkeit sprach. Jetzt kam die furchtbare

Abrechnung. Eine strahlende Herbstsonne beleuchtete den düsteren Zug. Auf dem Wege nach Passy stand der Herzog von Orléans mit seinen Kindern und sah mit schamlosem Lächeln die Niederlage des Königtums. War sie sein Werk? Manche Historiographen haben es behauptet und viele zeitgenössische Memoirenschreiber wollen ihn in der Nacht vom 5./6. Oktober unter den Räuberbanden in Versailles erkannt haben. Madame de Tourzel fiel die weiße Hautfarbe und die feine Wäsche vieler Pöbelweiber auf, die sie offenbar für bezahlte Akteure des Herzogs von Orléans ansprach. Wie dem aber auch sei, eins steht fest — daß die spätere Haltung des Herzogs diese Annahme vollständig rechtfertigt.

Unter Flintengeknatter und Glockengeläute hielt Ludwig XVI. seinen Einzug in Paris. Mittlerweile war es Abend geworden und unzählige Lichter beleuchteten das seltsame Schauspiel. Die Hauptstadt hatte illuminiert, um ihren Herrscher zu empfangen. Der König wollte sich sofort in die Tuilerien begeben, aber der Maire M. Bailly bat ihn inständig, noch im Stadthause die Zusammenkunft der Kommune zu begrüßen. Ganz Paris war auf den Beinen, und wieder und wieder ertönten die Rufe „vive le roi", als der königliche Wagen in der rue Saint-Honoré sichtbar wurde, aber sie klangen schneidender, herausfordernder denn ehemals, ihnen schien die Begeisterung zu fehlen, die sie früher ausgezeichnet hatte. Im Stadthause gab der König abermals die Versicherung ab, sich niemals von der Nationalversammlung trennen zu

wollen, dann endlich lag ihm der Weg nach den Tuilerien frei. Beim Fackelschein hielt die königliche Familie ihren Einzug in die einst so glänzende Residenz, wo nichts zu ihrem Empfang bereit stand. „Wie häßlich ist es hier", rief der kleine Dauphin aus, der die erste Nacht bei offenen Türen zubringen mußte. Als Gefangene in ihrer eignen Hauptstadt, von einer argwöhnischen und mißtrauischen Nationalgarde bewacht, die doch nur das willenlose Werkzeug der hinter den Kulissen arbeitenden Volksführer war, mußte das Herrscherpaar nur allzubald einsehen, daß die Dienste ihrer eignen Wache nutzlos wurden, und daß sie nur das Leben jener aufs Spiel setzten, wenn sie ihr Verbleiben weiter forderten. So stellte sich denn der König hinfort ganz unter den Schutz der Nationalgarde. Und doch scheinen hin und wieder Strahlen der Hoffnung den düster bewölkten Himmel zu durchbrechen. Nur die Nachwelt, die den Ausgang jener blutigen Revolution kennt, kann die ganze Tragik der Ereignisse, die das Königtum bald hoch erhoben in alter Pracht und in all dem Glanze, den Volkstümlichkeit und Liebe seinen Trägern zu spenden vermag, brillieren lassen, bald zu zerschellen drohten; in ihrem vollen Umfange ermessen. Die Anwesenheit der königlichen Familie in der Hauptstadt läßt etwas wie Erschlaffung, wie Beruhigung durch die wild erregten Massen gehen. Die Bäckerläden sind nicht mehr belagert, mit einem Male gibt es Lebensmittel in Hülle und Fülle. In dichten Scharen zieht ein friedlich gesinntes, sattes Volk

nach den Tuilerien. In den breiten Avenuen, den Höfen, den Gärten, drängt sich eine froh gestimmte Menge. Der Morgen des 7. Oktober sieht dieselben Weiber, die sich noch am Abend vorher mit wildem Geheul und Verwünschungen um den Wagen der gefangenen Königsfamilie gedrängt haben, unter den Fenstern der Gemächer Marie Antoinettes, jetzt mit Freudenrufen ihr Erscheinen fordernd, um der Königin ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Das Schicksal scheint einen andern Weg nehmen zu wollen. Und doch ist das ungebärdige Jauchzen, das sich erhebt, als Marie Antoinette bleich und angegriffen von den Aufregungen und Strapazen der letzten Tage sichtbar wird, nichts weiter als das Siegesbrüllen einer zügellosen Menge. Das Königtum ist zu einem Spielzeug in der Hand des Volkes geworden, zu einem raren und zerbrechlichen Ding, dessen Handhabung man nicht kennt, und das man herzt und kajoliert, bevor man es aus Unachtsamkeit oder Überdruß mit knöchernen Fingern zerbricht. Als die Königin sich dem Volke zeigt, verdeckt der Hut einen Teil ihres Gesichtes. Alsbald bittet man sie, ihn abzunehmen, um ihre Züge auch den entfernt Stehenden erkennbar zu machen. Marie Antoinette kommt dem Wunsche nach und vor Freude ekstatische Weiber drängen sich um sie, suchen ihre Hände zu ergreifen und ihren glühenden Atem mit dem der ermattenden königlichen Dulderin zu mischen. „Entfernt von Euch," ruft man ihr zu, „alle diese Höflinge, die die Könige zugrunde richten und liebt die Einwohner Eurer treuen Stadt."

„Ich liebte sie in Versailles, ich werde sie nicht minder in Paris lieben“, antwortet die Königin.

„Ja, ja,“ schreit eine andere Megäre, „aber am 14. Juli wolltet Ihr die Stadt belagern und bombardieren lassen.“

„So hat man euch erzählt, und ihr habt es geglaubt“, erwidert Marie Antoinette. „Darin liegt das Unglück des Volkes und des besten der Könige.“ Eine dritte Frau richtet einige Worte in deutscher Sprache an die Herrscherin, doch voller Geistesgegenwart entgegnet Marie Antoinette: „Ich verstehe kein Deutsch mehr. Ich bin so sehr Französin geworden, daß ich selbst meine Muttersprache vergessen habe.“ Ein Beifallsturm folgt den Worten der Königin. Dichter und dichter scharen sich die Weiber um sie. Es gilt ein Band, eine Blume vom Hute der Herrscherin zu erreichen und diese als kostbare Trophäe an der eignen Kleidung zu befestigen. Marie Antoinette beraubt sich selbst alles jenes Tandes, der so gar nicht zu ihrer trüben Stimmung passen will und verteilt ihn freigebig unter die Menge. „Es lebe unsere gute Königin“, tönt es ihr als Dank entgegen.

Und während die Hochrufe sich fortpflanzen und mählich von dem ganzen Volk aufgenommen, durch die klare Herbstluft klingen und an den Pfeilern und Bogen der ehrwürdigen Tuilerien ein vielstimmiges Echo finden, empfängt der König die Abgesandten seines Volkes, die sich ununterbrochen bei ihm melden lassen. Ludwig XVI. ist noch immer Optimist, er scheint die Qualen und Demütigungen der letzten Tage aus seinem

Gedächtnis gelöscht zu haben. Seine Getreuen sind weit davon entfernt, die Zuversicht des Herrschers zu teilen. Schon hat die Emigration, die in den Augen mancher fast zu einer Modelaune geworden ist, viele der besten Anhänger des Königtums hinweggeführt und die Zurückgebliebenen sehen sich in ihrer Freiheit, in ihrem Besitz und ihrem Leben bedroht. Aber noch immer glaubt Ludwig XVI. nicht an die Gefährlichkeit der Revolution.

## ZEHNTES KAPITEL

Die Prinzessin von Lamballe kehrt nach Paris zurück. — Wie das Volk darüber urteilt. — Man sucht Marie Antoinette aus Frankreich zu entfernen. — „Meine Pflicht ist es zu Füßen des Königs zu sterben!" — Der Marquis de Favras als erstes Opfer der Revolution. — Die Königin klagt Madame Campan ihr schweres Leid. — Joseph II. stirbt, und Leopold folgt ihm auf dem Throne der Habsburger. — Marie Antoinette leitet hinter den Kulissen die Politik der Monarchie und sucht den neuen Kaiser zur Rettung der königlichen Familie anzuspornen. — Mirabeau als Helfer in der Not. — Das andere Gesicht des Volkstribunen. — Marie Antoinette und Mirabeau in Saint-Cloud. — „Madame, die Monarchie ist gerettet!" — Der Jahrestag des Bastillensturmes. — Ludwig XVI. leistet den Eid auf die Verfassung. — Volksfeste. — Die Revolution ist der wahre Patriotismus.

Unterdessen verbreiten sich die Nachrichten von den tumultuösen Vorgängen in Versailles über ganz Frankreich. Auch die Prinzessin von Lamballe, die fern von Paris bei ihrem Schwiegervater, dem Herzog von Penthièvre zu Gast weilt, hört die übertriebenen Gerüchte und eilt in die Hauptstadt, um in den schweren Tagen ihrer

Königin nahe zu sein. Ihre Ankunft nimmt das Volk in geteilter Stimmung auf, die einen und die Gemäßigteren sehen darin nur die schöne Tat einer wahren Freundin, die anderen, und bei weitem die Mehrzahl, glauben dadurch die alte Favoritinnenwirtschaft wieder neubelebt. Und so entstehen wiederum Schmähschriften, in denen man die Königin und Mme. de Lamballe sittenlosester Sinnlichkeit und perversester Ausschweifungen zeiht. Fürwahr, es konnte für die großen und kleinen Verleumder ja auch kein dankbareres Thema geben — der Boden war schon lange vorbereitet und die allen erkennbaren äußeren Umstände, die in dem Fortgang der Herzogin von Polignac und der Rückkehr der Prinzessin von Lamballe wurzelten, mußten den geeigneten Vorwand für immer neue Libelle abgeben. Ein im Solde der Aufrührer stehender Janhagel erschien bei jeder Gelegenheit unter den Fenstern des Schlosses, um Schimpf- und Spottlieder unter die draußen Harrenden zu verkaufen. Unter der Maske von Abgesandten des Volkes schlichen sich Männer, denen das Laster auf der Stirn stand, Männer, die noch besudelt aus dem Schmutz der Großstadt hervorkrochen, in die Tuilerien und verlangten beim Könige Audienz. Und Ludwig XVI. gewährte sie, hörte die sinnlosen, halbtrunkenen Schmähreden der frechblickenden Gesellen, aus denen er die Stimme seines Volkes zu hören wähnte, und versprach Abhilfe zu schaffen.

Der Königin schrieb man immer noch den Haupteinfluß auf den Herrscher zu, deshalb

richteten sich die meisten Verleumdungen gegen sie. Auch am Hofe Ludwigs XVI. gab es einsichtige Menschen genug, die wohl wußten, welchen verderblichen Einfluß die Anwesenheit der Königin, in der das Volk immer mehr die Ausländerin zu hassen begann, auf die Stimmung der Massen haben mußte. Von diesen gingen zahlreiche Fluchtpläne aus, die man Marie Antoinette hin und wieder unterbreitete, und in denen meist davon die Rede war, die Herrscherin solle sich bis zur vollen Beruhigung der Gemüter aus Frankreich zurückziehen und bei ihrem Bruder, dem Kaiser, Zuflucht nehmen. Doch Marie Antoinette widersetzte sich mit ganzer Willenskraft jedem Gedanken an Flucht. „Meine Pflicht ist es, zu Füßen des Königs zu sterben, ich werde mich ihr nicht entziehen", war ihr ständiger Einwand auf alle noch so gut gemeinten Vorstellungen. Die Lage aber näherte sich unaufhaltsam der Krisis. La Fayette drohte der Königin offen ins Gesicht mit einem Scheidungsprozeß. Wenn die Scheidung nicht anders zu erreichen wäre, sollte mit der Anschuldigung des Ehebruchs gegen sie vorgegangen werden. Die Anhänger der Monarchie und jene, die ihnen nachliefen, suchten auf jede mögliche Art Marie Antoinette aus Frankreich zu entfernen. Dieselbe Umwälzung, die durch das Staatswesen Frankreichs ging, ging auch durch die Gemüter seiner Bürger. Es war eine Revolution der Geister, die sich heute in jauchzenden Rufen, morgen in verdammendem Schreien kundtat. Sowie das alte Regime im Sterben lag und das neue,

noch ungeboren, die Politik der Monarchie in wilden unsteten Pendelschlägen hin und her trieb, so stritten in den Köpfen der Massen die alten Ideen mit den neuen und förderten immer neue exorbitantere Erschütterungen zutage. Von den Jakobinern, die bald die eigentliche Seele der „Revolution mit Feuer und Schwert" wurden, beeinflußt, mußte die Raub- und Blutgier der wilden Pöbelhorden immer wieder die noch schwankenden Elemente der Nation mit sich fortreißen. Frankreichs Volk glich einem wilden Tier, dessen Raubgier im Entstehen, nach einem Opfer verlangte — einem Opfer, das freilich nicht seinen Hunger zu stillen imstande war, das aber seinen zügellosen Sinnen für den Augenblick die ersehnte Befriedigung verschaffte. Und dieses Opfer sollte ihm werden.

Der Marquis de Favras war der erste, den das Revolutionstribunal dem Henker überlieferte. Der Galgen, den man ihm errichtete, war nur die Vorstufe zu dem Golgatha des Königtums, in dessen Mitte sich einst das Schafott des sechzehnten Ludwig selbst erheben sollte. Favras war kein Verschwörer, als den das Gericht ihn zu bezichtigen suchte, für einen solchen machte ihn schon seine lebhafte Einbildungskraft ungeeignet. Er war ein Träumer, der sich als Retter des Thrones sah und Pläne über Pläne schmiedete, um den Herrscher und die Monarchie zu retten. Man klagte ihn an, daß er den König nach Peronne entführen, La Fayette und Necker habe gefangen setzen wollen. Man zieh ihn des wahnwitzigen Vorhabens

12 000 Reiter, 20 000 Schweizer, ebenso viele Sardinier und 12 000 Deutsche in Paris zusammenzuziehen, um die Hauptstadt in seine Gewalt zu bringen. Alles dieses war zum Teil erfunden, zum Teil aus verstümmelten Korrespondenzen entnommen. Allein schon die Tatsache, daß Favras gegen die Machthaber der Revolution habe konspirieren wollen, genügte, um ihn eines todeswürdigen Verbrechens schuldig zu sprechen. Der Marquis besaß auch noch die Unklugheit, einige Offiziere der Nationalgarde in seine utopistischen Pläne einzuweihen. Man hätte den vertrauensseligen „Verschwörer" als einen Toren laufen lassen sollen — aber der Mob forderte ein Opfer — und Favras kam zu gelegener Stunde, um zur Schlachtbank geführt zu werden.

Die Volkshetze gegen den Verräter war auf dem Höhepunkt angelangt. Vor dem „Chatelet", wo er gefangen gehalten wurde, wiederholten sich tagsüber wohl zu tausenden Malen die Schreie, „à la lanterne". Um nur die Ordnung während der Prozeßdauer aufrecht zu erhalten, waren zahlreiche Truppen mit aufgefahrenen Geschützen, fertig zum Feuern, im Hofe des Gefängnisses postiert. Man erzählte, daß La Fayette gesagt habe, wenn Favras nicht verurteilt würde, könne er nicht mehr für die Nationalgarde bürgen. So war sein Urteil von vornherein gesprochen. Favras nahm es mit der größten Kaltblütigkeit und mit der Ruhe, die einem Schwärmer eigen ist, auf. Am 19. Februar 1790 wurde er hinausgeführt, um am Grèveplatz gehängt zu werden. Sobald die dicht sich

drängende Menge den Delinquenten auf dem traurigen Karren bemerkte, den Strick um den Hals, den Henker mit seinen Gesellen hinter sich, brach der Jubel toller Trunkenheit los. Eine grausame Freude, der man das Motiv kaum ansah, die Freude des Volksfestes schien auf allen Gesichtern zu liegen. Es war bereits dunkel. Um den ganzen Grèveplatz waren Lampions aufgehängt. Selbst den Galgen hatte man mit schaukelnden, buntfarbenen Lampions geschmückt. Vor dem Gerüste angekommen, rief der Verurteilte: „Bürger, ich sterbe unschuldig, bittet Gott für mich." Dann wandte er sich an den Nachrichter und bat ihn seine Pflicht zu tun. Ohrenbetäubendes Händegeklatsch, rohes Lachen und die höhnische Aufforderung: „Springe, Marquis, springe!" folgten seinen Worten.

Die Exekution hatte die Schaulustigen keineswegs befriedigt — der Mob drängte sich um den Galgen, um dem Gehängten den Kopf vom Rumpfe zu trennen und ihn im Triumph durch die Straßen zu tragen. Doch die Nationalgarde hielt mit aufgepflanztem Bajonette Wache und verhinderte die wüstesten Ausschreitungen einer rasenden und blutdürstigen Menge. Aber noch lange brannten die bunten Laternen um den Grèveplatz, und noch lange erschollen die „Bis"-Rufe des Pöbels, um anzudeuten, daß man nach einem zweiten Opfer suchte.

Marie Antoinette war durch den Tod des Marquis de Favras aufs tiefste getroffen. Ihr Kummer war vielleicht noch um so schwerer, als

ihr aus eigener Klugheit geboten war, ihn zu verbergen. Am Sonntage nach der Exekution kam M. de la Villeurnoy zu Mme. Campan und sagte ihr, daß er die Absicht habe, noch am selben Tage die Witwe und den Sohn des Gerichteten zu dem öffentlichen Diner des Königs und der Königin zu führen. Vergebens waren die Vorstellungen Mme. Campans, die mit Recht irgendeinen großen Eklat bei solcher Begebenheit voraussah, die Marquise von Favras und ihr Sohn erschienen in tiefer Trauer bei dem Diner. Ein peinliches Gefühl bemächtigte sich aller Anwesenden, nur Santerre, der hinter dem Sessel der Königin stand, verzog keine Miene und in den zynischen Zügen, die ihm auf dem Gesicht geschrieben standen, schien sich die Gefühllosigkeit seines Inneren zu spiegeln. In der Nähe eines solchen Wächters wagte Marie Antoinette nicht zu jenen Gestalten des Jammers hinüberzublicken, die für sie gelitten hatten. Ihr Mitgefühl würde sich in einem Blick, in irgendeiner unbedachten Äußerung zu leicht verraten haben. Nach beendetem Mahl eilte sie in das Zimmer Mme. Campans und warf sich weinend auf einen Stuhl. „Man ist dem Untergang preisgegeben," rief sie voller Ahnung aus, „wenn man von Menschen angegriffen wird, die all ihre Talente zur Ausführung von Verbrechen benutzen, und wenn man von Menschen verteidigt wird, die ehrenhaft aber ohne Ahnung von unserer wirklichen Lage sind. Eben erst wieder haben sie mich beiden Parteien gegenüber auf das schwerste kompromittiert, indem sie die Witwe und den Sohn

Favras' zu mir führten. Wäre ich frei in meinen Handlungen gewesen, so hätte ich das Kind eines Mannes, der sich für uns geopfert hat, genommen und zwischen den König und mich an den Tisch gesetzt; aber umgeben von Henkern, die eben erst seinen Vater gerichtet haben, durfte ich es nicht einmal eines Blickes würdigen. Die Royalisten werden mich schelten, jenem armen Kinde nicht einmal die geringste Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, und die Revolutionäre werden wüten, daß man überhaupt wagen durfte, es mir zu zeigen." Die Königin war gefangen — lange bevor sie die wirkliche Gefangenschaft des Temple traf.

Aber noch spielte das Volk mit seinem Herrscher — wie die Katze die Maus scheinbar entweichen läßt, ehe sich ihre scharfen Krallen in ihren wehrlosen Körper mit tödlichem Griffe schlägt, so auch hier. Man erlaubte der königlichen Familie aus den Tuilerien nach Saint-Cloud überzusiedeln, wo sie vom 24. Mai bis Ende Oktober blieb. Mit der größeren Freiheit zog auch wieder die Hoffnung in das Gemüt der königlichen Dulderin.

Inzwischen war enttäuscht und von der Schwester, die seine Absichten nicht mehr teilte, kühl betrauert, am 20. Februar der edle Kaiser Joseph aus dem Leben geschieden. Sein Nachfolger Leopold war der Königin nicht viel mehr als ein Fremder. Leopolds Politik, die sich von Anfang an ausschließlich auf Pazifizierung seiner Erblande richtete, war einer Allianze mit dem revolutionären

Frankreich vollends abhold. Dabei waren ihm die Umwälzungen im Nachbarstaate nicht einmal unangenehm. Ein mächtiges Frankreich bedeutete nicht nur in mancher Hinsicht eine Schwächung von Habsburgs Dominium, in ihm konnte selbst leicht dem deutschen Kaisertum ein kraftvoller Rival entstehen. Mochte auch im Kaiser das gemeinsame monarchische Interesse, das ihn mit Frankreichs König verband, sich regen, so hielt er es doch für angezeigt, die weitere Entwicklung abzuwarten und sich auf eine beobachtende Stellung zu beschränken. Nicht zuletzt wurde er in dieser Haltung bestärkt durch die ersten Briefe und Nachrichten, welche Marie Antoinette im Mai 1790 an ihn richtete: „Nur Zeit und Ruhe können die erregten Gemüter ins Gleis zurückbringen; es ist ein Krieg der Meinungen, dessen Ende noch in weitem Felde liegt“, schrieb sie am 1. Mai an ihren Bruder. Bei dieser Auffassung stand sie in entschiedenem Gegensatz zu den Emigranten, deren Haupt Graf Artois war, und die nichts Geringeres beabsichtigten, als mit den Waffen in der Hand die königliche Autorität wieder herzustellen.

Frankreichs Königin, die in allen den Jahren des französischen Umsturzes, ganz im Gegensatz zu dem willensschwachen Ludwig XVI., eine selten große Urteilskraft und Geistesgegenwart bewahrte, mochte schon in dieser Zeit der Plan einer Flucht aus dem von Parteileidenschaft durchtobten Lande, als sicherster Weg der Rettung und als beste Gewähr für die Wiedereroberung der Königsmacht

von außen her mit Unterstützung verbündeter Heere gegolten haben. Sie hatte deshalb bereits Ende März einen Vertrauensmann namens Fontbrune nach Turin und Wien gesandt, der einmal in Turin dem Grafen Artois das Gefährliche und Nutzlose einer Invasion in Frankreich von seiten der Prinzen klarlegen und zum andern in Wien gleichlautende Vorstellungen, auch in bezug auf Nichtbegünstigung der Emigranten und ihrer phantastischen Pläne, erheben sollte. Ende Mai traf der Gesandte in Wien ein, wo er mit dem Kaiser mehrere geheime Zusammenkünfte hatte, und zwar einmal in Schönbrunn, zweimal im Augarten und einmal des Nachts im Garten des Grafen Harrach. Es ist unzweifelhaft, daß Fontbrune, der bereits Ende Oktober 1789 in Madrid über eine Anleihe des französischen Königshauses in Höhe von fünf Millionen verhandelt hatte, auch hier neben der oben angegebenen Mission, ein größeres Darlehen für Marie Antoinette zu negoziieren beauftragt war; konnte doch jeder neue Vorstoß der revolutionären Parteien Ludwig XVI. die Sperrung der Zivilliste bringen und damit der königlichen Familie jede Aussicht auf eine glücklich ins Werk zu setzende Flucht benehmen. Der Gesandte fand den Kaiser außerordentlich zugänglich. Er sprach sich vor allem dahin aus, daß er das Verhalten der Königin vollkommen billige, soweit jedoch seine Person in Betracht käme, zunächst darnach trachten müsse, die Ruhe in den eigenen Landen wieder herzustellen. Später würde er gern seiner Schwester in jeder Weise zur Hilfe kommen. Über-

dies wolle er die fremden Regimenter, sobald die Nationalversammlung ihre Auflösung verfügt habe, in seinen Sold nehmen, um sie bei gelegener Zeit dem Könige wieder zur Verfügung stellen zu können. Über die Möglichkeiten einer Anleihe beim Kaiser sagt Fontbrune in seinem späteren Bericht nichts. Einer solchen konnte Leopold II. auch wohl schwerlich nähertreten, schienen doch selbst alle Quellen im eignen Lande versiegt, und war es ihm doch nur mit äußerster Anstrengung möglich, die österreichische Garnison in Luxemburg aufrechtzuerhalten, die der Wiedereroberung der Niederlande dienen sollte, und die sein Vorgänger Joseph II. bereits aus Geldmangel im Stiche lassen zu müssen gewähnt hatte. Als Endresultat der Mission Fontbrunes kam für den französischen Hof daher nur in Betracht, daß der Kaiser, sobald die Umstände es erheischten, der königlichen Familie mit tätiger Hilfe zur Seite stehen würde. Diese Auffassung ergibt sich noch deutlicher aus dem Briefe, den Leopold am 25. Juni 1790 an Marie Antoinette richtete und in dem es heißt: „Ich aber schmeichle mir, daß die Gelegenheit sich bieten wird, wo ich anstatt nur Worte, Dir Beweise geben kann und Dich überzeugen darf, daß Du nicht schlecht daran getan hast, Dich mit Deinen Aufträgen und Angelegenheiten an mich zu wenden."

Fontbrunes Sendung hatte den Kaiser in seiner abwartenden Stellung der französischen Revolution gegenüber von neuem bestärkt. Wähnte aber auch Marie Antoinette in der Flucht und der Wieder-

eroberung der Monarchie von außen, ein Mittel zur Rettung der Königskrone, so konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß dieses Mittel zugleich die ultima ratio sein mußte. Der Schritt war bedenklich — die Aufgabe einer Position, die bis zuletzt, gleich einem Bollwerk hätte verteidigt werden sollen, gefährlich. Eher noch durfte man dem Volke Konzessionen machen, als daß man ihm den ganzen Purpur zur Beute überließ. In dieser Lage empfahlen Mercy und Graf de la Marck, der begabte Sohn des belgischen Herzogs von Arenberg, die Annäherung an Mirabeau.

Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau, stand damals auf der Höhe seiner Macht und Volkstümlichkeit. Er durfte es wagen, das Signum seiner Ideen der Revolution aufzudrücken, und diese bestanden in der Versöhnung der wiederhergestellten Autorität des Königs mit den Rechten des Volkes. Auf Ludwig XVI. konnte er zur Ausführung eines solchen Planes nicht rechnen; aber auch Necker wies ihn ab, und so richtete er bereits nach dem 14. Juli 1789 sein Augenmerk auf die Königin. Graf de la Marck hatte Marie Antoinette die ersten Anerbietungen in diesem Sinne überbracht, aber von ihr die unzweideutige Antwort erhalten: niemals hoffentlich werde der König unglücklich genug sein, zu einem solchen Auskunftsmittel seine Zuflucht zu nehmen. Mirabeaus Vergangenheit erhob sich wider ihn. Wohl in ganz Frankreich gab es keinen befleckteren Namen als den seinen. Ein Ungeheuer an toller, wilder Leidenschaft, hatte er alle Stufen des Lasterlebens



Levachez sc.

Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau

durchgemacht, war vom eigenen Vater zur Strafe ins Gefängnis gesteckt, war ins Ausland entflohen und hatte die Welt mit dem Lärm des Skandals, aber auch mit dem Ruf des Talents erfüllt. Jetzt war er deklassiert und halb aus Trotz, halb aus Groll warf er sich in die Arme der Revolution. Aber die ihm vom Schicksal aufgedrängte Rolle war durchaus nicht nach seinem Geschmack. Noch hielten ihn tausend Fesseln an den Traditionen und Gewohnheiten seines Standes und er seufzte unter der Last des Geächteten. Dann bäumte sich der alte Feudalstolz des Grandseigneurs in ihm auf, und der Tribun des Volkes fühlte sich wieder als sein Beherrscher. Das war der Mann, den Graf de la Marck zum Retter des Königtums ausersehen hatte. Auf die erste abschlägige Antwort Marie Antoinettes hatte de la Marck sich zürnend nach Belgien zurückgezogen. Erst im März 1790 rief ihn ein Schreiben Mercy-Argenteaus nach Paris zurück. Die Königin hatte sich endlich entschlossen, die Hilfe Mirabeaus anzunehmen, und La Marck war bestimmt, im Namen des Königs die Vermittlerrolle bei dem ehrgeizigen Volkstribunen zu übernehmen. Mirabeau sollte 6000 Livres per Monat und die Bezahlung aller seiner Schulden bis zur Höhe von 208 000 Livres erhalten, wenn er sich verpflichtete, die Interessen des Hofes der Nationalversammlung gegenüber zu wahren. Außerdem würde er nach der glücklich gelungenen Ausführung seines Planes eine Extrabelohnung von einer Million Livres erhalten.

Mirabeau war außer sich vor Freude über

dies Anerbieten. Stolz, daß sein König seiner Hilfe bedurfte, glücklich in einem Augenblick von einem Stiefkind des Glücks zu seinem bevorzugtesten Günstling aufzusteigen, voller Vertrauen in seine eigene Kraft und selig in der so lange entbehrten Anerkennung, glich er eher einem Trunkenen, denn dem nüchternen wägenden Staatsmanne. Vor den Augen der Welt blieb er der Tribun, in seiner Überzeugung aber war er längst zum Monarchisten geworden und jetzt zum Diener Ludwigs XVI., zum geheimen Agenten des Hofes, der Noten auf Noten sendet, Ratschläge auf Ratschläge gibt. Um die Mitte des Maimonats schrieb er an den König: „Ich habe mich zu den monarchischen Prinzipien bekannt, lange schon, als ich noch den Hof in seiner ganzen verderblichen Schwäche sah, als ich noch weder den Geist noch das Denken von Maria Theresias Tochter kannte und nicht auf ihre erhabene Hilfe zählen konnte. Ich habe für die Rechte des Thrones gekämpft, als ich noch nur Mißtrauen auslöste und als alle meine Schritte von Bosheit verleumdet, ebenso vielen Schlingen glichen. Ich habe dem Monarchen gedient, als ich wußte, daß ich von einem gerechten aber betrogenen Könige, weder Wohlwollen noch Belohnungen erwarten durfte. Was werde ich jetzt tun, da das Vertrauen meinen Mut gestählt hat, und die Anerkennung aus meinen Grundsätzen Pflichten gemacht hat?"

Noch hat Mirabeau nicht an die Königin selbst das Wort richten dürfen und schon ist er ihr begeisterter Bewunderer. In einer jener so berühmt

gewordenen Noten für den Hof schreibt er unter dem 20. Juni 1790: „Der König hat nur einen Mann um sich — das ist seine Frau. Nur in der Wiederherstellung der königlichen Autorität liegt für sie Sicherheit. Ich möchte glauben, daß sie nicht ohne ihre Krone leben wollte, und ich bin sicher, daß sie nicht ihr Leben behalten wird, wenn sie nicht ihre Krone behält."

Und die Rechte dieser Krone suchte Mirabeau zu schützen. Er trat vor die Nationalversammlung und verlangte mit donnernden Worten die Übertragung „des Volksrechts über Krieg und Frieden" an den König. Man war gewöhnt, den Weisungen des Tribuns zu folgen und man tat es. Mirabeau aber hatte damit gleichsam dem Hofe ein Pfand seiner Treue gegeben. Er triumphierte und sah die Erfüllung seines glühendsten Wunsches, eine Unterredung mit der Königin haben zu dürfen, nahe.

Am 3. Juli 1790 sollte endlich jene denkwürdige Begegnung stattfinden. Man war übereingekommen, daß man sich heimlich in Saint-Cloud treffen wollte. Mirabeau hatte die Nacht außerhalb Paris in Auteuil bei seiner Nichte, Frau von Aragon, geschlafen. Am folgenden Tage war er auf Schleichwegen nach dem kleinen Rondell im Blumengarten der Königin geeilt, wo Marie Antoinette ihn erwartete. Die Königin beherrscht die Situation von Anfang an und nähert sich dem Grafen mit ein paar schmeichelnden Worten, die ihn ganz für sie gefangen nehmen. „Einem gewöhnlichen Feinde gegenüber," so redet sie ihn an, „einem Menschen gegenüber, der den Untergang

der Monarchie geschworen hätte, ohne ihre Nützlichkeit für ein großes Volk anzuerkennen, einem solchen Menschen gegenüber würde ich in diesem Augenblicke den bedenklichsten Schritt tun, aber wenn man zu einem Mirabeau spricht — — —". Und Marie Antoinette fährt fort in demselben anerkennenden und leutseligen Ton zu reden. Mirabeau ist gefangen von ihrem Anblick, er scheint nach ihren Worten zu lechzen. Die Gegenwart der schönen, edlen und doch so tief unglücklichen Königin schmeichelt ihm mehr als alle Triumphe der Tribüne, als alle Ehrungen der Volkstümlichkeit. Jetzt weiß er sich rehabilitiert, von neuem anerkannt in seinem Stande und seiner Geburt. Ein neues Leben liegt vor ihm, ein Leben reich an Ehren. — Voller Hoffnung und im Glauben an seine eigne große Bestimmung verläßt er die Königin. „Madame, die Monarchie ist gerettet" — noch lange hallen seine letzten Worte Marie Antoinette in den Ohren und lenken ihren Geist in hellere Bahnen.

In der Tat scheint sich ein Stimmungswechsel zugunsten des Königs und der Königin im Volke zu zeigen. Am 14. Juli 1790, dem Jahrestage des Bastillensturmes feiern die Föderierten ein Fest. Der König, die Mitglieder der Nationalversammlung, die Armee, die Abgeordneten aller Departements Frankreichs sollen unter freiem Himmel auf dem Marsfelde den Eid auf die neue Verfassung leisten. Mirabeau erhofft von diesem Schritt die günstigste Einwirkung auf das Volk. Ununterbrochen schaffen 12000 Arbeiter an der Her-

richtung des Marsfeldes, das man in ein großes Amphitheater verwandelt, von dessen terrassenförmig aufsteigenden Plätzen 300000 Zuschauer Ausblick auf die Handlung haben werden. Aber der Tag naht heran, und die Vollendung des gigantischen Werks verzögert sich. Da lädt man das ganze Volk ein, sich mit Hacken und Schaufeln an der Arbeit zu beteiligen. „Der Tag der Befreiung von der Knechtschaft Ägyptens naht heran, der Tag des Durchzugs durchs rote Meer," ruft Camille Desmoulins in die Massen, „es wird der erste Tag des ersten Jahres der Freiheit sein, der Tag, den der Prophet Ezechiel vorhersagte." Und durch ganz Frankreich geht ein Sturm des Enthusiasmus. Alle wollen helfen, alle wollen Hand anlegen. Verschämt arbeitet das junge Mädchen an der Seite der zerzausten Lustdirne, gemeinsam ziehen der Kapuziner und der Ritter vom Heiligen Ludwig den Handkarren, und das schwitzende Fischweib schiebt die Karre, die ihr die vornehme parfümierte Dame bis zum Rande gefüllt hat. Mehr aus Mode vielleicht, mehr aus Vorliebe für das Neue und Ungewohnte, denn aus wahrem Patriotismus macht man sich ans Werk. Das Marsfeld gleicht einer großen Kirmes. Singend arbeitet man. Fliegende Schenken und Zeltbuden beleben das Bild. Laute Witzworte, Trommelwirbel, Fanfarenstöße und Singsang mischen sich mit den Ermutigungsrufen der Arbeitenden. 150000 Menschen haben sich freiwillig ans Werk gemacht. Der 14. Juli ist da, der große Tag, und die Arbeit ist getan. Das Marsfeld ist hergerichtet zu dem

Feste, das den Beginn einer neuen Ära verherrlichen soll.

300 000 Zuschauer sind seit Tagesbeginn auf den Terrassen des mächtigen Amphitheaters versammelt. Ein feiner Sprühregen fällt herab und überzieht das ganze mit einem düsteren Ton. Für den König und sein Gefolge ist ein mit blau und goldenen Dekorationen behangener Pavillon bestimmt. Hinter dem Throne erheben sich die Sitze für die Königin, für den Dauphin und die Prinzessinnen des königlichen Hauses. Zur Seite des Königsthrons aber steht in gleicher Höhe, in gleicher Linie ein anderer Thron, den goldene Lilien auf azurblauem Samt bedecken — es ist der Sitz für den Präsidenten der Nationalversammlung. Inmitten der ungeheuren Bühne steht der Altar. Er ist 25 Fuß hoch. Vier Treppen führen zu ihm hinauf und enden in einer Plattform, wo in antiken Räucherpfannen Weihrauch brennt. An den Fassaden liest man Distichen und Sinnsprüche, die die Freiheit und Gleichheit aller Sterblichen verkünden:

„Les mortels sont égaux; ce n'est pas la naissance,
C'est la seule vertu qui fait leur différence."

Eine andere Inschrift besagt: „Die Nation seid Ihr. Das Gesetz seid nochmals Ihr. Der König ist der Hüter des Gesetzes."

300 Priester in weißen Meßgewändern und dreifarbigen Schärpen stehen auf den Stufen des Altars. Talleyrand, Bischof von Autun und Mitglied der Nationalversammlung, liest die Messe. Siegreich durchbricht die Sonne den aschgrauen

Himmel. Geistlicher Gesang, Musik und Kanonenschläge tönen über die weite Ebene. Alle Anwesenden sind niedergekniet. —

Die heilige Handlung ist beendet. — La Fayette steigt vom Pferde und nähert sich dem Throne, um die Befehle des Königs entgegenzunehmen. Ludwig XVI. händigt ihm die Eidesformel ein. Alsbald kehrt der General nach dem Altar zurück und gibt hoch oben von der Galerie mit fliegender Fahne das Zeichen zur Eidesleistung.

Feierliche Stille liegt über der ganzen Versammlung, nur La Fayettes Stimme schlägt klar und scharf an die Ohren. Eine Hand auf dem Herzen, die andere gen Himmel gestreckt, spricht er die Eidesformel vor:

> „Wir schwören ewige Treue der Nation, dem Gesetze und dem Könige, wir schwören mit aller unserer Macht die Konstitution zu bewahren, wie sie von der Nationalversammlung beschlossen und vom Könige angenommen wurde — wir schwören den Gesetzen gemäß, die Sicherheit von Personen und Eigentum zu schützen, Getreide- und Lebensmittelzufuhr im Königreiche zu bewahren; die Aufbringung der öffentlichen Abgaben zu unterstützen und mit allen Franzosen durch die unlöslichen Bande der Brüderlichkeit verbunden zu bleiben."

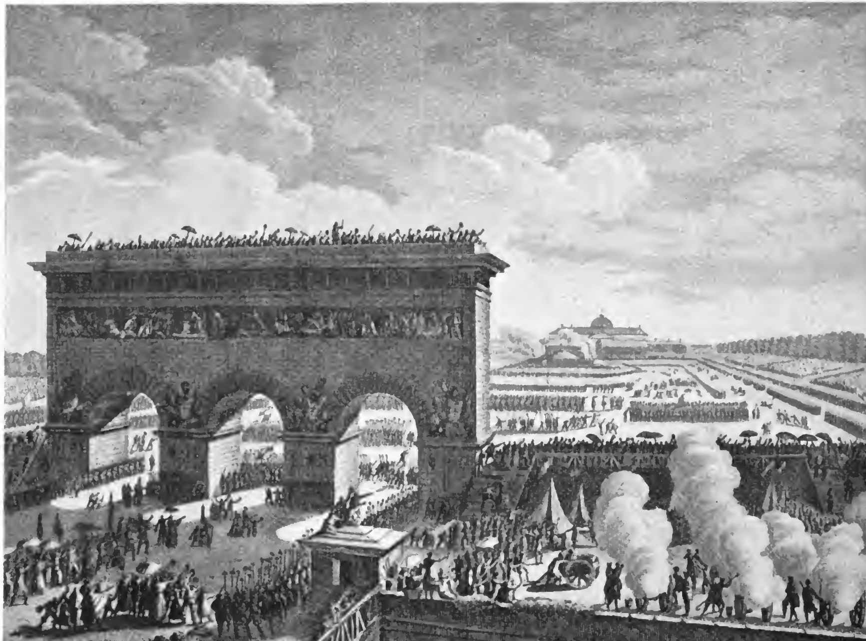
Da strecken sich die Hände zum Schwur, da durchkreisen die Säbel salutierend die Luft, und ein einziger Ruf tönt über das weite Marsfeld: „Wir schwören es!" Aus hundert Feuerschlünden

dringt der Donner und kündet den umliegenden Gemeinden die vollzogene Eidesleistung — und weiter und weiter hallt der Schall, von den Geschützen der Nächstliegenden getragen, durch ganz Frankreich. In diesem Augenblicke gleicht die Monarchie einem einzigen, alles umfassenden Marsfelde, auf dem fünfundzwanzig Millionen Franzosen zugleich Treue schwören, Treue dem Gesetz, dem Könige und dem Vaterlande.

Ludwig XVI. erhebt sich und leistet vor allem Volke den Schwur auf die Verfassung. Marie Antoinette nimmt den Dauphin in die Arme und verkündet hoch erhoben der Menge ihre und ihres Sohnes Anhänglichkeit an die neue Verfassung. Eine heiße Julisonne brennt herab auf die Massen, die ihre Hüte schwenken, und hingerissen von der schnell erwachten Begeisterung, mit Hochrufen auf den König, die Königin und den Dauphin antworten. Aus tausend und abertausend Kehlen schallt es zum Himmel hinan „Te Deum laudamus".

Um fünf Uhr abends setzte sich der Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen, nach dem Schlosse la Muette in Bewegung, wo in den weiten Alleen des Parks den Föderierten ein splendides Gastmahl bereitet war.

Aber noch tagelang dauerten die Vergnügungen. Man gab dem Volk das Schauspiel einer Truppenrevue, und die Abende arteten in schwelgerische Feste aus, an denen Reich und Arm teilnahm und deren Aufwand zum Teil die städtischen Behörden bestritten. Die Straßen waren überfüllt von einer singenden, tanzenden und tobenden



Das Fest auf dem Marsfelde
am 14. Juli 1790

Menge. Der Wagenverkehr war unterbunden, aber auch niemand benötigte eines Gefährtes — man war glücklich zu Fuß gehen und sich mit dem Volke drängen und stoßen zu dürfen.

Die Champs-Elysées boten einen feenhaften Anblick. Wie glitzernde Lichtbänder lief es durch die langen Baumalleen. Überall schaukelten buntfarbene Lampiongirlanden im leisen Nachtwinde. Hier saß der behäbige Bürger mit seiner Familie, schwatzte, aß und träumte von Wohlstand und goldenen Zeiten. Hier tanzte die Jugend, hier spielten die Musikkapellen, und die anmutigen Trägerinnen weißer Kleider huschten gespensterhaft durch die magischen Lichtkegel. Man träumte, man war glücklich in dem Gedanken an Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Das alte Regime schien sich mit dem neuen zu versöhnen und voreilig eine Vereinigung zu feiern, die niemals später zustande kommen sollte. Und wenn dann der Revolutionsgesang des „ça ira" durch den Festestrubel tönt, dann versinkt die alte Zeit und die „neue", die im Blut geborene zieht herauf, und man hört den Marschtritt der Sansculotten und man hört ihren Henkersang:

Ça ira, ça ira,
Les aristocrates a la lanterne.
Ça ira, ça ira,
Les aristocrates, on les prendra!

Die Pessimisten sollten Recht behalten. Die Hochrufe auf den König hatten die Jakobiner mißtrauisch gemacht, ihnen willkommenen Anlaß zu erneuten Angriffen gegen die Monarchie ge-

geben. Bei den Revolutionsmännern kam der Mordwahn zum Ausbruch. Marat verlangte sechshundert abgeschnittene Köpfe, forderte Galgen und Fallbeil für alle, die es noch wagten, dem Königtum offen oder geheim zu dienen. In den Händen dieser Menschen blieb fortan Paris. Die Geldklemme wurde immer unerträglicher. Die Ausgabe der Assignaten begann. Kein schützender Damm vermag mehr den vom Sturm gepeitschten Wogen Widerstand zu bieten. Überall herrscht Anarchie. Ludwig XVI. ist nur noch der Schatten eines Königs.

Es gibt keine Verleumdung, die gegen die Monarchie ausgestreut, nicht unfehlbar ihre Wirkung täte, es gibt keinen Appell an die schlimmsten der menschlichen Leidenschaften, der nicht alsbald offene Ohren und willfährige Werkzeuge fände. Begriffe wechseln ihren Sinn und die Revolution nennt sich Patriotismus.

## ELFTES KAPITEL

Mirabeau. — Vereidigte Priester. — Der Tod des Volkstribunen. — Ludwig XVI. versucht noch einmal die Freiheit zu erlangen. — Gefangen. — Der Herrscher unterwirft sich dem Volke. — Fluchtgedanken in den Tuilerien. — Marie Antoinette sucht bei ihrem Bruder Leopold Hilfe. — Vergebenes Bemühen. — Der Kaiser zögert und schwankt. — Fürst Kaunitz rechnet mit der französischen Revolution und stellt die Erschütterung des Königtums Ludwig XVI. nicht ungern in sein politisches Kalkül.

Aus diesem Strudel des wild tosenden Lebens der Revolution, das heute in Mord und Brand, morgen in Festen sich gibt, aus jenem Volk, das

halb geschoben, halb selbst Schieber nach dem Hermelin und der Krone greift, um die Insignien des Königtums in den Kot zu treten, aus jener Zeit, die dekadent, pervers in ihren Sitten, ihrem Fühlen, ihrem Denken, bald voller Zufriedenheit, bald in zügelloser Gier nach Umwälzung, das Staatswesen leitet, aus jenem seltsamen Milieu, das den Übergang vom despotischen Monarchentum zum freiesten Gemeinstaat bildet; ragt wie ein Fels Mirabeau, der Volkstribun. Wie ein indischer Fakir mit seinen Künsten die Zuschauer verblendet, so blendet er das Volk mit all seinen Leidenschaften. Er jongliert mit den Massen, die seine machtvolle Rede knetet und bildet als wären sie nur tote Körper. Für ihn ist die Revolution nur ein Mittel, um zur Macht zu gelangen — er sieht klar, daß sie selbst niemals sein Ziel sein darf. Von der Tribüne herab donnert er für die Volksrechte, für die Trikolore und die Freiheit. Im Grunde genommen aber dünkt ihm die Freiheit der Canaille, des Pöbels, das verwerflichste Geschenk einer schlappen Regierung. Halb war der Thron gefallen und der Altar sollte ihm folgen.

Schon hatte sich die gallikanische Kirche in die Säkularisation des Kirchengutes gefügt, jetzt dekretierte die Nationalversammlung die Trennung der Kirche von Rom. Es war ein ungeheuerliches Verlangen, dessen Tragweite der moderne Mensch vielleicht kaum mehr ermessen kann, in einer Zeit, die noch mit tausend Banden an dem Dogma der Überlieferung hing, in denen man häufiger um des Glaubens, denn um des wirtschaftlichen Besitzes

willen kämpfte. Ludwig XVI. war auf dem Gipfel der Verzweiflung. Die Unterzeichnung des Dekrets mußte sein Gewissen mit einem Sakrileg belasten. Aber das Volk drängte, zerstören wollte man und nicht aufbauen. Der König bat um Zeit — er habe sich mit dem Heiligen Vater ins Einvernehmen gesetzt und wolle erst dessen Antwort abwarten. Doch die Nationalversammlung war weit davon entfernt, sich auf Verhandlungen einzulassen. Vor kurzem erst hatte Ludwig XVI. ein neues Ministerium von Volkes Gnaden berufen müssen, an dessen Spitze Duport du Tertre stand. Dieser Mann aber verdankte seine Ernennung nur dem Umstande, daß er sich mit Haut und Haaren der Nationalversammlung verkauft hatte. Nun fand sie in ihm ein gefügiges Werkzeug, um den entscheidenden Druck auf den Herrscher auszuüben.

Am 26. Dezember 1790 mußte Ludwig XVI. gebrochenen Herzens den Beschluß der Nationalversammlung unterzeichnen, der die Priester in Staatsbeamte verwandelte und ihnen den Eid der Zivilverfassung aufzwang. Schon am folgenden Tage, den 27. Dezember, ging die Nationalversammlung mit einer neuen Verfügung zur religiösen Verfolgung über und erklärte alle den Eid verweigernden Priester als Störer der öffentlichen Ordnung dem Gesetz verfallen. Doch kaum mehr als hundert Priester leisteten in der ersten Zeit den Eid. Es waren vielfach jene, die arm, zwischen der Alternative des wirtschaftlichen Ruins und der Abtrünnigkeit, in begreiflich weltlicher Schwäche letztere wählten. Das ganze Episkopat

mit Ausnahme zweier Bischöfe, die den Eid geleistet hatten, protestierte auf das energischste. Bald herrschte eine unbeschreibliche Anarchie. In den Diözesen, in den Pfarren brach der Bürgerkrieg zwischen den Anhängern der Kirche und denen der Revolution los. Überall sprach man von nichts weiterem, als von der religiösen Frage. Selbst die Klubs der Revolution beschäftigten sich nur mit dieser Angelegenheit. Vom König herunter bis zu den Jakobinern, von der Königin und Madame Elisabeth bis zu den künftigen Furien der Guillotine gab es nur einen Gedanken, der alle Gemüter beschäftigte. Aus ihm schien der Brandstoff der Umwälzung immer neue Nahrung zu ziehen.

Mirabeau befand sich in einer schwierigen Lage. Vor dem Forum der Öffentlichkeit mußte er die Zivilverfassung der Geistlichkeit gutheißen und verteidigen, und in seinem Innern war er der absolute Gegner jener Verfassung. Aber er vertraute auf die so oft bewiesene Macht der römischen Kurie, er sah in diesem, den Priestern aufgedrungenen Eid nichts weiter als den Fangstrick, den die Feinde von Thron und Altar sich selbst gedreht hatten. Auf der Tribüne freilich griff er die treugebliebenen Priester an und verkündete, daß es ihre Schuld wäre, wenn die Kirche in Trümmer zerfiele; heimlich aber erhoffte er von der passiven Resistenz der gesamten Geistlichkeit die günstigsten Wirkungen für die Revolution. So schrieb er am 5. Januar 1791 an den Grafen de la Marck: „Die ‚Versammlung‘ hat sich selbst ge-

fangen. Gestern hat auch nicht ein einziger Priester den Eid geleistet, und wenn sie glaubt, die Amtsniederlegung von 20000 Pfarrern mache keinen Eindruck im Lande, so muß sie komische Guckgläser haben." Mirabeau glaubte in dem Widerstand der Geistlichkeit die wichtigste Triebkraft für eine in die Wege zu leitende Gegenrevolution in der Hand zu haben. „Man könnte wohl kaum eine günstigere Gelegenheit finden," sagte er, „um eine so große Zahl Unzufriedener, und zwar der gefährlichsten Sorte zusammenzubringen und die Volkstümlichkeit des Königs auf Kosten der Nationalversammlung zu stärken." Und doch irrte sich Mirabeau — der große Mirabeau. Selbst ein viel zu guter Katholik, um die Schwäche der in Frankreich schon lange rechtlos gewordenen Kirche begreifen zu können, blieb er bis zuletzt in dem gefährlichen Irrtum befangen, mit Roms Bannstrahlen Ludwigs XVI. Thron vor dem Untergang zu retten.

Aber Mirabeau sollte den Sturz der Monarchie nicht mehr erleben. Vielleicht fühlte er selbst schon das nahende Ende. So wollte er wenigstens in der kurzen Spanne Zeit erreichen, was zu erreichen war. Und er stürzte sich in das wildeste Leben, focht in den hitzigsten Redeschlachten, feierte Triumphe und suchte in nächtlichen Bacchanalen Beruhigung seiner zitternden Nerven. Sein Schicksal war das aller jener Menschen, die mit Gewalt Vergnügen und Arbeit zu ihren gefügigen Dienern machen wollen, ohne auf ihren Körper Rücksicht zu haben. Die Wogen des

Lebens branden über ihnen zusammen, und dieweil sie sich auf dem Gipfel der Macht wähnen, dieweil sie nur noch die Hand auszustrecken brauchen, um die kostbarste Frucht, das Ziel ehrgeiziger Gedanken zu erhaschen, erlahmt ihnen der Arm, sie sinken unter, und nur ein starker Strudel verrät, daß hier einer jener selten Großen gestanden hat.

Das Frühjahr 1791 sah auch Mirabeau dahinsiechen. Noch freilich erschien er in der Öffentlichkeit, noch donnerte sein Wort durch die Nationalversammlung und gebot Schweigen, aber ungewollt breitete sich doch über sein ganzes Wesen eine Melancholie, die ihm sonst nicht zu eigen war. Sein Kopf hing schwer herab — sein Gang wurde schleppend. In wenigen Tagen war aus dem kraftstrotzenden Volkstribunen ein alter Mann geworden. Sein Teint nahm eine grünlichgelbe Farbe an — der Tod stand ihm auf der Stirn. Aber anstatt sich zu schonen, rieb er sich vollends auf. Eine Orgie bei einer Tänzerin der Oper brachte das Ende. Am 28. März 1791 legte er sich auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte.

Die Aufregung in Paris war grenzenlos. Enorme Menschenmassen umsäumten vom Morgen bis zum Abend das Hôtel des Todkranken. Die Bulletins über sein Befinden gingen von Mund zu Mund und fanden vieltausendstimmige Kommentare. Selbst seine Gegner Lameth und Barnave und mit ihnen eine Deputation des Jakobinerklubs besuchten ihn am Krankenlager. Mirabeau liebte das Leben mit der ganzen Glut seiner wilden

Leidenschaften — sein Tod war ein Kampf gegen die mächtigere Natur. Unerträgliche Schmerzen brachten ihn immer wieder ins Bewußtsein zurück. Bis zuletzt beschäftigte sich sein Geist mit der Politik und den Vorgängen in der Nationalversammlung. Am 2. April — es war sein Todestag — ließ er alle Fenster öffnen und wandte sich dann an seinen Arzt Cabanis. „Mein Freund," redete er ihn an, „heute noch werde ich sterben." „Wenn man soweit gekommen ist, bleibt nur noch eins übrig, sich zu salben, mit Blumen zu schmücken und mit Musik zu umgeben, um desto angenehmer dem Schlaf anheim zu fallen, aus dem es kein Erwachen mehr gibt. Gebt mir Euer Wort, mich nicht unnötige Schmerzen leiden zu lassen." Einige Augenblicke später rief er voller Bitterkeit aus: „In meinem Herzen nehme ich die Trauer um die Monarchie mit ins Grab, deren Trümmer einst die Beute der Umstürzler sein werden." Dann verließ ihn die Sprache. Ein Blick bat um Papier. „Schlafen", schrieb er mit zitternder Hand. Cabanis tat, als ob er ihn nicht verstände. Da ergriff Mirabeau von neuem die Feder und fügte die Worte hinzu: „Kann man denn seinen Freund langsam zu Tode rädern lassen?" Cabanis suchte den Sterbenden zu beschwichtigen und schrieb das Rezept für ein Beruhigungsmittel auf. Doch in Mirabeau war der Argwohn erwacht. „Man täuscht mich", stöhnte er auf. Dann wandte er sich mit letzter Kraft an die Umstehenden. „Ach, die Ärzte," rief er aus, „habt ihr mir nicht versprochen, die Schmerzen eines solchen Todes

von mir fern zu halten! Wollt ihr, daß ich das Bedauern, euch mein Vertrauen geschenkt zu haben, mit ins Grab nehme?" — dann hauchte er seine Seele aus.

Wie sein Leben, so war auch sein Tod imposant. Gleich nach seinem Hinscheiden verbreitete sich das Gerücht, er sei vergiftet worden. Heimlich bezeichnete man die Jakobiner als seine Mörder. Vicq-d'Azir, der Leibarzt Marie Antoinettes, war bei der Öffnung des Leichnams zugegen. Als die Königin ihn später ausfragen wollte, ob jene Gerüchte begründet seien, gab er eine ausweichende Antwort. Die Furcht vor den allmächtigen Jakobinern schloß auch ihm den Mund.

Auf die Kunde vom Tode Mirabeaus unterbrach die Nationalversammlung alsbald ihre Arbeiten. Eine allgemeine Landestrauer wurde angekündigt. Die Kirche von Sainte-Geneviève wurde als letzte Ruhestätte Mirabeaus bestimmt — dort sollte er schlafen an der Seite Descartes, des großen Descartes, den er in seinem Leben so häufig bewundert hatte. Drei Tage lang sprach man in Paris nichts anderes als von dem Tode Mirabeaus. Revolutionäre und Aristokraten wetteiferten in der Trauer um den illustren Toten. Von den Jakobinern, die im Grunde wohl über seinen Tod froh waren, bis in die Tuilerien klangen die Klagen über sein frühes Dahinscheiden. Der Hof hatte nicht in letzter Linie seinen Beschützer, seinen Vertrauten, der ihn durch die Klippen der Umwälzung bringen sollte, verloren.

Unterdessen fuhr das Volk fort, den Ver-

storbenen wie einen Halbgott zu feiern. Sein Sarg verschwand unter einem wahren Meer von Kränzen. Am 4. April fand das Leichenbegängnis statt. Am späten Nachmittage formierte sich ein grandioser Zug. Nationalgarde, Invaliden, La Fayette mit seinem Stabe, Militärmusik mit umflorten Trommeln bildeten das Ehrengeleite des dahingeschiedenen Tribunen. Unmittelbar vor dem Sarge schritt die Geistlichkeit, hinter ihm im geschlossenen Zuge alle Mitglieder der Nationalversammlung. Soldaten seines Bataillons trugen den Sarg Mirabeaus, den eine Bürgerkrone neben dem Wappen und der Grafenkrone schmückte. Langsam bewegte sich der imposante Zug zwischen einem doppelten Spalier von Nationalgarden vorwärts. Nach dreistündigem Marsch kam man in Saint-Eustache an. Als der Sarg in die Kirche getragen wurde, lösten 20000 Menschen ihre Flinten. Es war ein Donnern, dessen gewaltiger Luftdruck die Fenster des Gotteshauses zerbrach und ein Zittern durch die hohe Kirchenhalle gehen ließ. Nach dem Totenamt setzte sich der Zug nach der Kirche von Sainte-Geneviève in Bewegung. Erst um Mitternacht kam man dort an. Überall leuchteten die Fackeln mit rötlichem Schein und tauchten die Massen, die den Leichnam ihres toten Tribunen zu Grabe trugen, in ein gespenstisches Licht. An der Seite Descartes' bettete man Mirabeau zur letzten Ruhe.

So nahte die Osterwoche des Jahres 1791 heran und in ihr verdoppelten sich die religiösen

Zwistigkeiten. Für den Palmensonntag hatten die Katholiken eine Kirche gemietet, um dort unter treugebliebenen Priestern ihren Gottesdienst abzuhalten. Aber eine wütende Menge staute sich vor dem Gotteshause und hinderte den Eintritt. Ein junges Mädchen, das den Sansculotten in die Arme fiel, wurde vor den Augen des roh jubelnden Pöbels mit Besen gezüchtigt — dann nagelte man diese Marterinstrumente kreuzweise über die Kirchentür und verkündete jedem Priester und jedem Gläubigen, der es wagen sollte, den Eingang mit Gewalt zu erzwingen, dasselbe Schicksal. In den Tuilerien wiederholte sich das Schauspiel. Hier hielten die Nationalgarden jeden Priester fern. Am folgenden Tage wollte sich der König, der eben von schwerer Krankheit genesen war, nach Saint-Cloud begeben, um dort die Messe zu hören und eine Zeitlang der Ruhe zu pflegen. Alsbald verbreitete sich die Nachricht von seiner Absicht in ganz Paris. Die wüstesten Gerüchte wurden verbreitet. Es hieß, diese Reise sei nur die Vorbereitung zur Inszenierung der Gegenrevolution, im Boulogner Gehölz wimmele es von Reisigen, die alle die weiße Kokarde trügen — die Aristokraten wollten den König auf österreichisches Gebiet entführen und von hier die Wiedereroberung der Monarchie ins Werk setzen. Die Zeitungen und ihre Macher schrien: „Patrioten zu den Waffen! — Der Mund der Könige ist die Höhle der Lüge. Ein höllisches Weib schleudert ihre Nattern in den Busen Ludwigs XVI. — — König, Du entfliehst, Du stellst Dich an die Spitze einer öster-

reichischen Armee — aber Du tust es zu spät. Wir kennen Dich, großer Freiheitsbringer. Fällt heute Deine Maske, folgt ihr morgen Deine Krone — — —."

Die Abreise des Königs kam daher einer Kraftprobe seiner persönlichen Freiheit gleich. Am Morgen des 18. April war alles zur Abfahrt bereit. Die Wagen waren bereits vorgefahren und die königliche Familie mit ihrem Gefolge hatte Platz genommen. Doch im selben Augenblicke, als die Pferde anzogen, stürzten sich die Nationalgarden mit wildem Geschrei den königlichen Karossen entgegen und zwangen sie mit vorgehaltenen Bajonetten zum Stillstehen. La Fayette machte die größten Anstrengungen, um die Abfahrt des Königs zu sichern. Aber alles war vergebens. Ansprachen, Bitten und Drohungen fanden nur ein höhnisches Echo bei der erregten Menge. „Schweige doch," riefen die Garden ihrem General zu, „der König wird doch nicht abreisen." „Und er wird es," rief La Fayette dagegen, „sollte selbst Blut fließen." Aber nur zu bald mußte La Fayette erkennen, daß hier seine Macht zu Ende war. Endlich mußte er selbst Ludwig XVI. den Rat geben zu bleiben, da seine Abreise zu gefahrvoll sein würde. Der König blieb und war gefangen. —

Kaum hatten sich die Tore der Tuilerien wieder hinter ihm geschlossen, da warf sich der Mob mit wildem Geschrei in die Vorhöfe, um nach versteckten Priestern zu fahnden. Ludwig XVI. und sein Königtum war bis aufs tiefste gedemütigt. Aber anstatt jetzt wenigstens der Revolution die

Stirne zu bieten, verfiel der König auf den gefährlichsten Ausweg, der sich ihm bot. Mit List hoffte er seine Krone zu erhalten und das Verlorene wiederzugewinnen. Man sagt, Ludwig XVI. habe das Erbe Mirabeaus angetreten. Und in der Tat schien dem also, wohl das Erbe, aber nicht der Geist des Verblichenen war auf ihn überkommen. Er wollte sich hinfort bedingungslos dem Volke unterwerfen, um durch die Gnade seiner Untertanen von neuem die Zügel der Regierung in die Hand zu bekommen. Am Ostertage eilte derselbe Herrscher, den noch vor einer kurzen Zeit die folterndsten Gewissensqualen von der Unterzeichnung der Zivilverfassung zurückgeschreckt hatten, nach Saint-Germain-l'Auxerrois, um unter einem beeidigten Priester die heilige Messe zu hören. Selbst seine nähere Umgebung mochte lange nicht an einen solchen Schritt Ludwigs XVI. glauben — und dennoch hatte er ihn getan, hatte ihn getan voller Angst und mit dem Pöbel um den Purpur seiner Herrscherwürde schachernd.

Vor der Nationalversammlung führte er, „wie ein Schuljunge", sagte Marat, über die Gewalttätigkeiten Klage, mit denen man seine Freiheit bedrohte. Den Gesandten Frankreichs im Auslande aber ließ er ein Zirkular zugehen, in dem er sich als den glücklichsten Menschen und König bezeichnete. Am Abend des 23. April 1791 hörte die Nationalversammlung die Vorlesung jener historisch soviel umstrittenen Denkschrift. „Die gefährlichsten inneren Feinde der französischen

Nation sind jene, die Zweifel an der Gesinnung des Königs verbreiten — blind oder schuldig sind sie, wenn sie sich Freunde des Königs wähnen.“ Ein frenetischer Jubel brach bei der Vorlesung dieser Worte aus. Ludwig XVI. hatte seinen Getreuen selbst die Grube gegraben — sie der Volkswut ausgehändigt. Marat aber betrachtete dieses Dokument als einen neuen Verrat der Königspartei und als das Machwerk irgendeines Ministers. Wieder ging sein Hetzruf durch den „Volksfreund“ und forderte Rache an der verräterischen Königsbrut. In dieser Zeit der unverzeihlichsten Schwäche des Königs, da seine Politik ohne festes Ziel, dem Hin- und Herpendeln eines schlechten Gangwerks gleicht, hat ein anderer das Heft der Regierung an sich gerissen — es ist nicht sein erster Minister, es ist eine unerschrockene Frau, die noch hofft, das lecke Staatsschiff durch die ringsum sich türmenden Klippen zu steuern, es ist ein Weib, Marie Antoinette. Aber auch sie muß erlahmen, und schließlich bleibt nichts anderes übrig, als der Gedanke an Flucht. Doch wenigstens diese will sie leiten und so dem vollständig gebrochenen König zum mindesten eine Sorge abnehmen.

In den Tuilerien hatte man schon häufig das „für“ und „wider“ einer Flucht der Königsfamilie reiflich erwogen. Verschiedene Konferenzen mit Herrn von Bouillé, Baron Breteuil und dem Grafen Mercy, den allein Eingeweihten, hatten bereits stattgefunden, aber noch immer keine endgültigen Resultate gezeitigt. Noch handelte es sich darum,

zu ermessen, welcher Zeitpunkt für die Ausführung eines solchen Unternehmens der geeignetste sei. Auf General Bouillés Rat hatte man bereits einen der Sommermonate fest ins Auge gefaßt. Jetzt hieß es vor allen Dingen, sich die Unterstützung der Mächte für die Wiedereroberung der Krone von außen her zu sichern. Baron Breteuils Sendung nach Sardinien und der Schweiz war überaus glücklich verlaufen. Erst einmal in Sicherheit, glaubte man auf die spätere Unterstützung beider Mächte mit Gewißheit zählen zu können. Es standen nur noch die Antworten Spaniens und des Kaisers aus, an die sich Marie Antoinette schon im Februar des Jahres 1791 gewendet hatte. Beide wollte man zuvor abwarten, ehe man weitere Schritte unternahm. Am 25. Februar traf die Antwort vom spanischen Hofe ein. Zwei Tage später schrieb Marie Antoinette an den Bruder: „Spanien hat uns geantwortet, daß es uns mit seinen Kräften unterstützen würde, wenn Du, der König von Sardinien und die Kantone die gleichen Schritte täten und zusammen und gemeinschaftlich mit uns verhandelten.“ So schien alles vom Kaiser abzuhängen. Marie Antoinette durfte von seiner zustimmenden Antwort nicht nur Heil und Rettung ihrer Familie, sondern auch die spätere Wiedereroberung des französischen Königreichs selbst erhoffen.

Als Kaiser Leopold die beiden Briefe seiner Schwester, deren einer ihm vom Grafen Mercy mit der erneuten Bitte um Hilfe übersandt wurde, erhielt, war er gerade im Begriff nach Italien

abzureisen. Er antwortete der Königin unverzüglich: „Ich kann im gegenwärtigen Augenblick nicht zu einem entscheidenden Schritt raten. Das Sicherste erscheint mir noch immer zu lavieren, um Zeit zu gewinnen und günstigere Umstände abzuwarten, denn trotz meines Wunsches und guten Willens bin ich außerstande, ohne das Einverständnis und die Mitwirkung mehrerer großen Höfe von Europa, Euch so kräftig zu helfen und aus der Verlegenheit zu ziehen wie ich möchte. Die Verständigung mit der Schweiz und Sardinien allein kann nicht genügen." Im übrigen verwies er die Königin auf die Darlegungen des Grafen Mercy, dem er seinen Standpunkt präzisiert habe. Mercy berichtete darüber in zwei Briefen an Marie Antoinette, die beide auf denselben vorsichtigen Ton gestimmt sind und sich ergänzen. „Keine Macht," so schrieb er, „die sich in die französischen Verhältnisse einmischen möchte, kann einen Beschluß fassen vor der Beendigung der orientalischen Krise. Während der nächsten drei Monate kann um diese Fragen der Krieg zwischen Österreich und Preußen - England ausbrechen und daraus ein europäischer Brand entstehen. Österreich ist dabei besonders gefährdet, denn preußische und englische Wühler können die belgische Revolution jederzeit von neuem entzünden. Also vermag der Kaiser, der einzige uneigennützige Freund, den die königliche Familie hat, nur einzuschreiten, wenn er nicht fürchten muß, in Krieg mit Preußen und England verwickelt zu werden. Er muß aber noch eine andere Bedingung stellen.



Levachez sc.

Marat

Eine royalistische Schilderhebung in Frankreich ist die Voraussetzung einer Einmischung, und sie erscheint nur möglich, wenn der König aus Paris zuvor heraus ist. Bricht der Bürgerkrieg aus, so empfiehlt es sich, das Elsaß zur Basis der Operationen zu machen. (Mercy als kaiserlicher Kommissar für Belgien wollte den Krieg an der französisch-österreichischen Grenze vermieden sehen.) Ob die Verhältnisse die Flucht und den Bürgerkrieg gestatten, läßt sich nur an Ort und Stelle entscheiden, aber wenn die Flucht gelingt, und der König im Elsaß einige treue Truppen um sich sammeln kann, wenn sich im übrigen die Royalisten in der Bretagne und im Süden anschließen, „dann wird ein Erfolg sehr wahrscheinlich, und dann wird auch die Hilfe von außen nicht fehlen. Andererseits aber darf man nicht vergessen, daß das Unternehmen immer ein sehr gefährliches Wagnis bleibt, und mit ihm über die Krone und ihren Träger das Los geworfen wird".

Marie Antoinette mochte mehr von der Entscheidung ihres Bruders erwartet haben. Die gewundenen Ausflüchte Mercys hatten die Königin sehr erregt. Am 14. April richtete sie eine gereizte Antwort an den Grafen. „Ich muß mich," sagte sie darin, „sehr unklar ausgedrückt haben, oder man hat mich in Wien falsch verstanden, da man mir antwortet, daß, ‚solange wir nicht in Sicherheit wären, keine fremde Hilfsaktion wirken könne, und daß die geringste Demonstration eine furchtbare Gefahr für uns werden könnte'. — — Haben wir denn jemals verlangt, daß man das

Geringste unternehmen solle, ehe wir es nicht selbst für zweckmäßig erklären? Aber um dies zu beurteilen, und um unser ganzes Verfahren darnach richten zu können, habe ich nicht aufgehört, eine positive Antwort zu verlangen, und man will sie mir nicht geben. Meine Frage war und ist: ‚Wenn es uns gelingt, aus Paris heraus und nach einem festen Platz zu kommen, und wenn wir von da die Hilfe des Kaisers an unsern Grenzen anrufen, können wir darauf rechnen? Ja oder nein? Ohne diese vorhergehende Zusicherung ist hier nichts zu unternehmen. Aber, um meine Meinung noch klarer auszudrücken — wir werden von keiner Macht (außer im Notfalle) fordern, ihre Truppen hier einrücken zu lassen. Wir möchten nur die Zusicherung haben, daß die Mächte in dem Augenblick, da wir in der Lage sind, sie in Anspruch zu nehmen, Truppen in hinreichender Zahl an ihren Grenzen gegen Frankreich bereit halten, um als Rückhalt für alle Wohlgesinnten und Unzufriedenen zu dienen, die sich dem Könige anschließen wollen, aber der Entfernung wegen oder aus anderen Gründen nicht bis zu uns gelangen können." — — —

„Die fremden Mächte, und namentlich der Kaiser, sagen uns immer, wir möchten warten, aber können wir? Die Gefahr steigt täglich, die Reaktion in der öffentlichen Meinung hat ihren Höhepunkt erreicht, sie wird von jetzt bergab gehen. Die Schweiz und Sardinien müssen mißtrauisch werden und die Lust verlieren, wenn man sie zu lange warten läßt . . . . . Die wohlgesinnten

Provinzen werden, wenn sie sehen, daß man sie immer hinhält und nichts tut, sich so gut wie möglich mit dem gegenwärtigen System einrichten, und die Emigranten werden vielleicht Torheiten begehen, die ihnen zum Verderben gereichen, uns aber in eine Lage versetzen, aus der wir keinen Vorteil zu ziehen vermögen. ‚Antworten Sie mir bald, namentlich über das, was wir im Falle der Entweichung zu erwarten haben und was nicht.' "

Marie Antoinette mußte einige Tage warten, ehe aus Brüssel vom Grafen Mercy Nachricht kam. Seine Antwort auf das bestimmte „ja" oder „nein" war ausweichender denn je. Und wie konnte er auch anders, stand er doch an einem der exponiertesten Punkte der österreichischen Erblande — in den niederländischen Provinzen, deren Wiederbeschwichtigung nach der Brabanter Revolution Kaiser Leopold eben erst gelungen war, und wußte er doch auch, daß man an leitender Stelle in Wien den französischen Unruhen sehr kalt gegenüber stand. Dem siebzigjährigen Fürsten Kaunitz, der noch immer den verantwortungsvollen Posten des leitenden Ministers in der Donaumonarchie bekleidete, paßte die französische Revolution so ganz und gar nicht in seine Berechnungen. Für ihn waren nicht die verwandtschaftlichen Gefühle seines Monarchen, sondern allein die österreichischen Interessen maßgebend. Er sah die Erschütterung des Königtums Ludwigs XVI. nicht ungern — ein mächtiges und absolut regiertes Frankreich dünkte ihm gefährlicher, als ein durch die Leiden der Umwälzung geschwächtes. Deshalb

trat er in seiner Politik offen oder geheim dafür ein, Ludwig XVI. sich selbst zu überlassen und mit der österreichischen Macht allein österreichische Interessen zu verfolgen.

Kaiser Leopold dagegen stand nur allzusehr im Banne des alternden Staatsministers, um überhaupt einen festen Entschluß fassen zu können. Er pendelte in der französischen Frage stets zwischen dynastischer Politik und der Politik seiner Erblande hin und her. Er fühlte es wohl als Ehrenpflicht, für die unglückliche Schwester das Schwert zu ziehen, aber dies rein gefühlsmäßige Empfinden durchbrach immer wieder der Gedanke an die Staatsraison, die ihm gebot, das Steuer der Monarchie anderswohin zu lenken, selbst auf die Gefahr hin, die Schwester versinken zu sehen. Insgeheim wohl mochte er noch immer hoffen, daß eines Tages der Moment kommen würde, wo es die Staatsinteressen ihm erlauben, für Frankreichs Königin auf den Plan zu treten. Vorläufig allerdings hieß es, „die lästige Bittstellerin“ mit unklaren Versprechungen und Ausflüchten hinzuhalten. Zwar versprach er stets seine Hilfe, aber nie bis zu seinem Tode hat er die Lage Österreichs für günstig genug gehalten, um wirklich zugunsten seiner bedrängten Verwandten etwas Positives zu tun.

## ZWÖLFTES KAPITEL

**Alarmgerüchte in Paris. — Der Fluchtplan. — Leopold verspricht Hilfe. — Die Emigranten. — Eine Täuschung und Enttäuschung. — Vorbereitungen zur Flucht. — Graf Axel Fersen, General Ludwig Bouillé, die Kammerfrauen Thibaut und Campan als Eingeweihte. — Montmédy ist das Ziel der Reise. — Fersen besorgt den Paß. — Verräter. — Sorglosigkeit La Fayettes. — Ludwig XVI. ist schwankend geworden, Marie Antoinette trägt die Verantwortung für das Wagnis.**

Inzwischen hatte sich durch unvorsichtige Äußerungen des Grafen Artois und seiner Anhänger in Paris das Gerücht von einer europäischen Fürstenkoalition verbreitet, deren Endzweck ein bewaffneter Eingriff in die französischen Wirren sein sollte. In den Tuilerien verschloß man sich der Tragweite dieser neuesten Nachrichten nicht. War es möglich, daß dem heute noch belanglosen Gerüchte in Bälde greifbare Unterlagen, Wahrscheinlichkeits-, ja fast Gewißheitsrecht verschafften, so war der Fluchtplan der königlichen Familie so gut wie illusorisch gemacht. Bei der schon ungeheuren Erregung der Gemüter und der Kritiklosigkeit des blindlings drauflosstürmenden Volkes mußten spätere Nachrichten im gleichen Sinne zu einer furchtbaren Gefahr für den Herrscher und seine Familie werden. Marie Antoinette unterließ deshalb auch nicht, nochmals den Kaiser vor dem wilden Ungestüm Artois und der anderen französischen Prinzen zu warnen, zugleich ihn aber auch von dem unabänderlichen Entschluß einer baldigen Flucht in Kenntnis zu setzen. „Zur Ausführung dieses Planes haben wir uns mit Herrn von Bouillé und dem Baron von Breteuil in Verbindung gesetzt,“ so schrieb sie am 22. Mai 1791.

„Unsere Absicht ist, nach Montmédy zu gehen. Herr von Bouillé will Truppen und Munition nach dort beordern, er wünscht aber sehr, daß Ihr ein Korps von 8000 bis 10000 Mann in Luxemburg bereit haltet, damit es bei unserm ersten Ersuchen (wohlverstanden, erst wenn wir in Sicherheit sind) in Frankreich eindringen kann, um den dortigen Truppen als Beispiel zu dienen und für die Wiederherstellung der Ordnung zu sorgen. Ich habe dieserhalb schon wiederholt an Herrn von Mercy geschrieben. Er kann wohl Truppen an die Grenze beordern, sie aber nicht ohne Euren direkten Befehl auf französisches Gebiet übertreten lassen. Die Zeit drängt außerordentlich, und es ist dringend erwünscht, daß Ihr Eure Befehle prompt gebt." Dieselbe Bitte um Truppen wiederholte die Königin in den beiden folgenden Briefen, die zusammen am 11. Juni geschrieben, kurz hintereinander an den Kaiser abgingen.

Leopold, der damals gerade in Italien weilte, war den Verhandlungen über das Schicksal seiner Schwester ziemlich fern geblieben. Breteuil unternahm es daher, den Säumigen auf eigene Faust und ohne Vorwissen der Königin anzutreiben. Anfang Mai erschien in seinem Auftrage Graf Bombelles in Florenz und überbrachte eine Denkschrift Breteuils. Im Namen Ludwigs XVI. wurde Leopold darin aufgefordert, ein Manifest an die Nationalversammlung zu erlassen, und einem solchen durch Mobilisierung der eigenen und der Reichstruppen den erforderlichen Nachdruck zu verleihen. Seine Heere sollten zum Teil an

der französischen Grenze Aufstellung nehmen, zum Teil in die Provinzen selbst einrücken (sic!). Die Reichstruppen aber gegen das Elsaß und den Breisgau marschieren. Breteuil schloß endlich mit der Bitte um ein Darlehen von fünfzehn Millionen Francs, welche der König dringend benötige. Vier Millionen möge der Kaiser sofort, die übrigen jedoch nach und nach vorstrecken. Das war mehr als Marie Antoinette jemals gefordert hatte, noch in den zeitlich später liegenden Briefen forderte. Diese Anforderungen fertigte Leopold mit der Antwort ab, daß er ohne von den Intentionen des Königs vorher genau informiert zu sein, nichts unternehmen könne. Seine belgischen Truppen werde er keinesfalls gegen die französische Grenze in Bewegung setzen, da solches zuviel Lärm und nur eine schlechte Wirkung hervorbringen könne... In keinem Falle auch werde er ein Manifest an die Nationalversammlung erlassen, denn ein solches käme einer Kriegserklärung gleich. Durch die schroffe Ablehnung gewitzigt, sandte Breteuil den Grafen Bombelles ein zweites Mal zum Kaiser, diesmal jedoch mit weit abgeschwächten Forderungen. Leopold zeigte sich daher auch jetzt dem Abgesandten gegenüber viel entgegenkommender. Durch einen eigenen Kurier versprach er alsbald Mercy mit der Anschaffung des nötigen Geldes zu beauftragen. Im übrigen ständen dem Könige, sobald er frei sei, alle Kassen Brabants zur Verfügung, wie ebenso seinem Befehl alle Truppen an den Grenzen gehorchen würden.

Die Besprechung fand kurz nach der so be-

rühmt gewordenen Mantuaer statt, die Leopold mit dem Grafen Artois und seinem Mentor Calonne am 18. Mai gehabt hatte. Vom Königspaare vernachlässigt und über den Fluchtplan Marie Antoinettes völlig im unklaren, hatte sich bei den Prinzen allmählich die Überzeugung Bahn gebrochen, man wolle sie zur Seite schieben und sich auf Kosten der preisgegebenen Emigranten der Revolution anschließen. Um diesem Schicksal zu entgehen, beschlossen sie durch einen klug eingefädelten Betrug den Absichten Ludwigs XVI. zuvorzukommen . . Als Leopold in Mantua eintraf, sah er sich bald Artois, Calonne, dem Grafen Durfort und d'Escars gegenüber. Zu ihrer Beglaubigung wiesen alle Briefe und Aufträge vor, die Durfort von der Königin und Mme. Elisabeth überbracht habe. Der Kaiser, welcher die allergrößte Mühe hatte, die Hitze und den Eifer der Prinzen einzudämmen, brachte Artois schließlich dahin, seine Vorschläge aufzuzeichnen, und diktierte ihm zu jedem der Paragraphen seine Gegenmeinung, die Artois am Rande beizufügen hatte. Mit diesem Protokoll wurde am folgenden Tage Graf Durfort nach Paris gesandt. Statt dessen überreichte dieser in den Tuilerien jedoch ein von ihm selbst kopiertes Schriftstück ohne Ort und Datum, welches das volle Gegenteil von dem enthielt, was der Kaiser zu genehmigen oder abzuändern geruht hatte. Die angeblichen Zusicherungen, die Leopold dem Grafen Artois gemacht haben sollte, finden wir in dem Briefe Marie Antoinettes an Mercy vom 5. Juni 1791, den sie

bald nach Durforts Ankunft an ihren alten Vertrauten richtete. Es heißt hierin: „Graf Alphons von Durfort hat die Kunde gebracht, daß der Kaiser in Mantua versprochen habe, 35 000 Mann zu stellen. Die Schweiz, Sardinien, Spanien würden je 15 000 Mann stellen. Preußen, England würden sich mit entsprechenden Kontingenten beteiligen. Mit einer Armee von ca. 100 000 Mann könne der Feldzug eröffnet werden. Dem Grafen Artois hat der Kaiser 4 Millionen versprochen und 1 500 000 Francs bereits gezahlt. Alles ist bis zum 15. Juli bereit. Wir sollen in Paris bleiben. Dort will man uns herausziehen. Durch einen Protest des gesamten Hauses Bourbon will der Kaiser Paris für uns verantwortlich machen." Die Königin schien indessen dem Dokument selbst nicht getraut zu haben. „Das sieht einer Intrige Calonnes verteufelt ähnlich", schloß sie ihre erste Mitteilung an Mercy. Um so mehr sie aber auch hierin wieder mit Recht die Machenschaften der Emigranten vermutete, deren ehrgeiziges Ziel, eine hervorragende Stellung bei der Wiederherstellung des alten Regimes einzunehmen, nur zu deutlich war, um so mehr setzte sie daran, sobald als möglich die Flucht auszuführen. „Unsere Sicherheit und unsere Ehre gebieten uns aber, uns selbst zu befreien, und ich hoffe nicht das Verdienst andern ausschließlich zu überlassen", schrieb sie in dieser Hinsicht an Mercy. Unverweilt bat sie in einer anderen Depesche ihren Bruder um Aufklärung. Des Kaisers Antwort, die er durch Mercys Vermittlung der Königin übersandte, ließ an Deut-

lichkeit hinsichtlich des Betruges keine Zweifel mehr. Leopold hatte als Grundbedingung für seine Hilfe vorerst das Gelingen der Flucht oder aber das Zustandekommen des Mächtekonzerts aufgestellt. „Wenn Ihr erst in Sicherheit seid," so etwa ließ er sich aus, „wird alle Welt herbeieilen und alles wird schneller beendigt sein als man glaubt." Im übrigen hatte er nur, vielleicht um Artois nicht zu schroff abzustoßen, die Bürgschaft über zwei Millionen Francs bei Hope in Amsterdam und Bethmann in Frankfurt übernommen.

Während die diplomatischen Verhandlungen so unfruchtbar im Sande verliefen, war man im Königsschlosse schon eifrig daran, die Einzelheiten für die Flucht festzusetzen. Freilich waren die Hilfskräfte nur gering, die sich der königlichen Familie boten. Von allen Seiten bewacht, durften sie sich niemandem anvertrauen. An Ort und Stelle blieben ihnen schließlich nur die beiden Kammerfrauen Thibaut und Campan, die treu waren, aber nur untergeordnete Dienste leisten konnten, und der Freund der Königin, Graf Axel Fersen, der mit Ruhm bedeckt aus dem amerikanischen Befreiungskriege zurückgekehrt, von Ludwig XVI. zum Obersten des Regiments Royal-Suédois ernannt worden war, und jetzt alle Vorbereitungen für die Flucht besorgte. Die gefährliche Korrespondenz mit General Bouillé, dem Befehlshaber der noch zum Teil treugebliebenen Grenztruppen, ging allein durch seine Hände. Er wußte, welchen Gefahren er sich aussetzte, er wußte, daß er um seinen Kopf spielte, aber seine Anhänglich-

keit an Marie Antoinette, die er in ihren glücklichen Tagen gekannt hatte, deren vielbeneideter Günstling er hatte sein dürfen, überwand alle Schwierigkeiten. An seinen Vater schrieb er im Hinblick auf den Fluchtplan: „. . . . ich bin dem König und der Königin ergeben und muß es sein wegen der großen Liebe, mit der sie mich behandelten soviel sie konnten, und ich würde niedrig und undankbar handeln, wenn ich sie jetzt verließe, wo sie nichts für mich tun können, und wo ich hoffen darf, ihnen zu nützen . . . . . Wie groß wäre meine Freude, wenn wir ihnen zu helfen vermöchten und wenn ich mich eines Teiles meiner Verpflichtungen entledigte, welch eine süße Herzensfreude wäre es für mich, zu ihrem Glück beitragen zu können! Dein Herz empfindet das mit, lieber Vater, und muß mir beipflichten. Nur dieses Verhalten ist Deines Sohnes würdig und — was es Dich auch kosten mag — Du wärest der erste, es mir anzubefehlen, falls ich fähig wäre, ein anderes zu haben . . . . .“

Bereits Ende Dezember 1790 hatte Fersen einen Reisewagen, angeblich für die mit ihren Verwandten nach Rußland zurückkehrende Frau von Korff bestellt. Seinen Vorstellungen, ein recht einfaches Gefährt zu wählen, um jedes Aufsehen zu vermeiden, hatte man in den Tuilerien kein Gehör geschenkt, man wollte einen dem königlichen Range angemessenen Wagen — und so hatte er denn notgedrungen beim Sattler Louis eine sechssitzige, elegante Berline zum Preise von 6000 Francs in Auftrag geben müssen. Ende Februar 1791 kam diese

zur Ablieferung. Es war ein brauner Wagen, sehr groß, schwer und im Innern üppig eingerichtet, fiel jedoch mehr durch seine Größe und Solidität, denn durch äußere Pracht in die Augen. Er bot alle möglichen Bequemlichkeiten für die Reisenden, so daß diese nicht auszusteigen brauchten. Fersen hatte den Bau überwacht und den Wagen in sein Haus genommen, wo er bis zum Fluchttage verborgen bleiben sollte.

Von Anfang an bestand die Königin darauf, daß die ganze Familie zusammen reise, obwohl man ihr vorstellte, besser sei getrennt und auf verschiedenen Wegen zu fliehen, damit wenigstens die einen entkämen, wenn die anderen angehalten würden. Ludwig Bouillé schlug vor, die Königin solle mit dem Dauphin getrennt fliehen. Aber alle Einwände mußten an dem festen Willen Marie Antoinettes scheitern. „Mein Platz ist an der Seite des Königs!" — ein wahrhaft hoheitsvolles Wort, das die fürstliche Dulderin in all den Jahren der schwersten Leiden bewahrt hat. Vorbei aller Flitter, vorbei der Tand und die Lust der Jugend — eine ernste gereifte Frau steht vor uns — ein echtes Weib, das die Schwächen und die Stärke ihres Geschlechts sinnlich widersprechend, in sich trägt. In Marie Antoinette kommt das ewige Rätsel der Weiblichkeit so recht zur Geltung. Sie liebte, sie mußte lieben in den jungen Jahren ihres Glücks, in dem Glanz ihrer Schönheit, von einer Welt gefeiert und verlockt — sie geriet auf Bahnen, die der Kodex der Sitte verpönte, weil der König „unfähig" oder „behindert" ihr die Liebe ver-

sagte, nach der sie im Taumel des Glücks lechzte — sie war ein Weib — aber dann, als mit Donnerschlägen das Unglück hereinbrach, als der jähe Wechsel ihr Haar bleichte, und der Herrscher unter der Bürde des Geschicks zusammenbrach — da wurde aus der girrenden, lebens- und liebestollen Königin die barmherzige Pflegerin, die sorgsame Mutter und die gute Beraterin. Da schien ein anderer Lebensnerv in ihr anzuklingen, da sprach wie nie so laut die Stärke ihres Geschlechts, die Liebe in ihren edelsten Formen, als Mutter- und Gattenliebe. „Wir werden gerettet — alle zusammen oder gar nicht." Das Wort einer Frau zu einer Zeit, da alles ängstlich entflieht. Es hat sie für immer unter die Heroen ihres Zeitalters eingereiht.

So war denn bestimmt worden, daß der König, die Königin mit ihren beiden Kindern, Madame Elisabeth und Madame de Tourzel, die Erzieherin der königlichen Kinder, in demselben Wagen Platz nehmen sollten. Von mehr als einer Seite war Ludwig XVI. vorgestellt worden, wie wichtig es sei, daß ein verständiger praktischer Mann mitfahre, der bei irgendeiner Schwierigkeit würde helfen können, da die königliche Familie nur möglichst wenig zum Vorschein kommen dürfte. Allein der König befand sich vollständig im Unklaren über den Wert eines gewandten Begleiters und zog Frau von Tourzel vor. Noch galt es einen Kurier zu wählen, der dem Wagen vorauseilen sollte und für alle Notwendigkeiten der Reise zu sorgen hatte. Ursprünglich hatte man den Grafen von Briges

ausersehen, dann aber doch drei Leibwächter bestimmt, von denen der eine als Kurier vorausreiten sollte, während der zweite zu Pferde am Wagenschlage blieb und der letzte auf dem Außensitz mitfuhr. Da die Leibwächter alle Edelleute waren, durfte man hoffen, unter ihnen Männer von treuer Gesinnung zu finden. Entschieden waren sie treu, jene drei, Franz von Valory, Melchior von Moustier und Johann von Maldent, aber sie waren ihrer schwierigen Aufgabe keineswegs gewachsen. Es fehlte ihnen Kenntnis des Reiseweges, Vertrautheit mit den Bedingungen der Extrapost usw. Überdies ließen sie sich Schwätzereien ihren Geliebten gegenüber zuschulden kommen, wodurch der Anschlag in den Mund von Dienstmädchen und Portiersfrauen geriet und nur durch Zufall nicht publik wurde. Die beiden Kammerfrauen des Dauphins und seiner Schwester sollten in einem gesonderten Kabriolett dem königlichen Wagen vorausfahren. Als Ziel für alle war Montmédy ins Auge gefaßt. Hierhin gingen auch die Kammerfrau Thibaut und Léonard, der Friseur der Königin. Jetzt hieß es einen Paß erlangen, der die ganze Gesellschaft deckte. Nach langem hin und her — der König wollte den Minister Montmorin, dessen Gegenzeichnung neben der Unterschrift Ludwigs XVI. notwendig war, ins Vertrauen ziehen — bot sich endlich Fersen an, den Paß vom Auswärtigen Amt zu besorgen, ohne daß der Minister etwas ahne. Seine Freundin, die Baronin von Korff, stand soeben im Begriff, Frankreich mit ihrer Mutter und Schwester, Frau und Fräulein

von Stegelmann, zu verlassen, um in die Heimat zurückzukehren. Fersen erbat nun durch die russische Gesandtschaft zwei Pässe nach Frankfurt über Metz, den einen für Frau von Korff mit zwei Kindern, den zweiten für Frau von Stegelmann nebst Tochter und Begleitung. Die Pässe wurden unter dem 5. Juni ausgefertigt. Einige Tage später ließ Fersen durch den russischen Gesandten an den Minister Montmorin schreiben, Frau von Korffs Paß sei versehentlich verbrannt worden. Nichts ahnend, fertigte der Minister einen zweiten Paß aus, und während der erste Marie Antoinette übergeben wurde, verließen die Russen mit Hilfe des erlisteten Duplikats Frankreich. Die königliche Familie reiste also als Familie von Korff. Frau von Tourzel sollte Frau von Korff vorstellen, der Dauphin und die Prinzessin waren ihre Kinder, der König gab Durand, den Kammerdiener, die Königin und Madame Elisabeth, die im Paß genannten beiden Kammerfrauen. Die drei Leibwächter fungierten als Lakaien.

Die schwierigste Aufgabe blieb noch zu lösen. Wie sollte das Entweichen aus dem Schlosse selbst ins Werk gesetzt werden? Vor den Zimmern des Königs und der Königin standen Tag und Nacht die Wachen der Nationalgarde. Auf dem gewöhnlichen Wege war also an Flucht nicht zu denken. Nach langem Suchen fand Marie Antoinette endlich eine versteckte Tapetentür, die aus ihren Schlafgemächern über einen kleinen Korridor in das Zimmer ihrer Kammerfrau, Mme. de Rochereuil, führte. Von hier aus ging dann der Weg

durch eine leerstehende Wohnung im Erdgeschoß direkt auf den Prinzenhof. Am Portal dieses Ausgangs aber stand keine Wache. Den Hof hielt freilich ständig ein starkes Detachement Nationalgarden besetzt, doch man mußte die Zeit wählen zwischen 11 und 12 Uhr nachts, wenn der Dienst im Schlosse zu Ende, und die Wachen gewohnt waren, viele Höflinge die Tuilerien verlassen zu sehen — dann konnte man auf Erfolg hoffen.

Aber schon waren Verräter im Königsschloß tätig. Die Garderobenfrau, Mme. de Rochereuil, hatte beobachtet, wie Marie Antoinette mit der getreuen Campan ihre Diamanten einpackte, um sie nach Belgien in Sicherheit zu schicken. Alsbald hatte sie ihre Herrin dem Bürgermeister Bailly angezeigt, der jedoch in einer gewissen Ritterlichkeit den Bericht nicht prüfte. Aber nun war sie auf ihrer Hut und beobachtete die Königin unausgesetzt, ohne daß diese den geringsten Verdacht schöpfte. Ihr Geliebter Gouvion, La Fayettes Freund, mochte sie nicht zuletzt zu ihrem Spionendienst anstacheln. Am 11. Juni, neun Tage vor der Flucht, nahm Marie Antoinette die Zimmer der Rochereuil, angeblich für ihre erste Kammerfrau, in Besitz.

Dieser Schritt ließ die Ungetreue vollends zu der Überzeugung kommen, die Königin wolle mit ihrer Familie heimlich entfliehen. Bereits einen Tag später hielt Gouvion den sichersten Bericht über die ungewöhnlichen Vorgänge in den Tuilerien in der Hand. Unverzüglich benach-

richtigte er La Fayette und den Bürgermeister. Doch La Fayette, der als Befehlshaber der Nationalgarde für den König verantwortlich war, ließ sich von Ludwig die heilige Versicherung geben, daß er nicht an Flucht denke und erklärte dann feierlich, er bürge für den König mit seinem Kopfe. So gab die Sorglosigkeit der Feinde die Möglichkeit, aus der Stadt herauszukommen. Bis zuletzt stand der König mit Graf Bouillé im eifrigsten Depeschenwechsel. Ludwig XVI. verlangte teils aus eigener Ängstlichkeit, teils, weil Mercy es angeraten hatte, eine Kette von Kavallerieabteilungen längs des Weges, die Bouillé unmöglich gewähren konnte, da sein Kommando nicht über Châlons hinausreichte. Endlich versprach Bouillé, an jeder Station, wo Pferdewechsel stattfände, Posten bereit zu halten.

Es war nicht ganz leicht, der durch die Umwälzungen erregten und Verrat fürchteten Bevölkerung jene Truppenzusammenziehungen in harmlosem Lichte erscheinen zu lassen. Außerdem hatte der König den unbesonnen Einfall gehabt, die Anwesenheit der Truppen vor der Bevölkerung damit zu motivieren, daß eine Kriegskasse durchkäme. Wohl nur ein sehr unbefangener Beobachter hätte beim Pferdewechsel fünf Damen, zwei Kinder und einen Kammerdiener als Begleiter einer Kriegskasse ansehen können. Auch den Offizieren der einzelnen Detachements wagte man nicht die Wahrheit zu gestehen — die Demoralisation des ganzen Heeres hatte sich nur schon allzusehr fühlbar gemacht. Schließlich kam man überein, ihnen

eine geheime Order zu übergeben, die sie bei Ankunft des Kuriers zu erbrechen hatten, und die lautete:

„Auf Befehl des Königs!

Da meine Absicht ist, mich den nächsten 20. Juni nach Montmédy zu begeben, wird dem Herrn von Bouillé, Generalleutnant meiner Armee, befohlen, Truppen zur Sicherheit meiner Person und meiner Familie, wie er es zweckmäßig findet, von Châlons s. M. bis Montmédy aufzustellen, und ich befehle, daß die zu dem Ende verwendeten Truppen alles ausführen, was von dem genannten Herrn von Bouillé ihnen vorgeschrieben wird, indem ich sie für die Ausführung seiner Befehle verantwortlich mache.

Gegeben zu Paris, den 15. Juni 1791.

Ludwig."

Alles war bereit, aber wiederum schwankte der König. Kuriere gingen nach Metz zum General Bouillé, Depeschen und Stafetten trafen fast stündlich in den Tuilerien ein. Von einem Tag zum andern überlegte der König — die Ungewißheit steigerte sich zur Qual, bis endlich Marie Antoinette den 20. Juni als Fluchttag auf das entschiedenste bestimmte. Wieder trug die Königin die Verantwortung für ein Wagnis, die der schwache Ludwig XVI. nicht auf seine Schultern zu nehmen wagte.

## DREIZEHNTES KAPITEL

Der 20. Juni 1791. — Die Flucht. — Verrat! Verrat! — Fersen. — Bis Châlons sur Marne. — Der erste Sturmvogel. — Pont de Sommeville. — Der Postmeister Drouet. — Der König ist erkannt. — Die Verfolgung. — Clermont. — Ein wildes Rennen. — Drouet trifft vor dem Könige und seiner Familie in Varennes ein. — Schlechte Vorbereitungen. — Wieder gefangen. — Im Hause des Stadtsyndikus Sauce. — Ludwig XVI. schrickt wie immer vor Gewaltmaßregeln zurück und stellt sich unter den Schutz des Gemeinderats. — Der 22. Juni 1791. — Die Häscher der Nationalversammlung. — Verloren.

Der Tag des 20. Juni 1791 war angebrochen. In den Tuilerien merkte man nichts von einer Unruhe, von Vorbereitungen, die auf irgendwie ungewöhnliche Ereignisse hinzielten. Die königliche Familie, äußerlich ruhig, hielt ihre gewohnte Tagesordnung inne. Nur auf den Treppen und Gängen da zischelte es, da tuschelten die Domestiken und steckten die Köpfe zusammen. Der Kurier, Herr von Valory, tritt in das Gemach Marie Antoinettes. Er findet die Königin verstört, furchtsam, erschöpft und von trüben Ahnungen erfüllt. „La Fayette hat die Wachen verdoppeln lassen — wir sind verraten", redet sie ihn an. Doch Franz Valory weiß sie zu beruhigen. Es ist nur eine Vorsichtsmaßregel des Oberstkommandanten der Nationalgarde, unternommen, um das bereits durch Gerüchte aufgehetzte Volk zu beschwichtigen. Schon wieder gefaßter, beginnt Marie Antoinette dem Kurier die Einzelheiten der Flucht auseinanderzusetzen. Zwei Stunden dauert ihre Unterredung, dann verläßt er sie, bereit, sein Leben für die Königin in die Schanze zu schlagen. „Heute nacht um 11,30" flüstert sie ihm noch beim Weggehen zu.

Kaum hat Valory sie verlassen, begibt sich Marie Antoinette zur Messe. In heißem inbrünstigem Flehen kniet sie nieder und bittet zu Gott, daß ihr Plan gelingen möge, und während das schmerzerfüllte Bild des Gekreuzigten vom schummerigen Altar zu ihr hinüberblickt, küßt sie voller Demut das kleine Kruzifix, das ihr vom Halse herabhängt. Wie der Heiland gelitten, so wird auch sie leiden. Aber noch wacht die Hoffnung in ihrer Seele. — Hochaufgerichtet in der Zuversicht auf die Hilfe des Himmels verläßt sie das Gotteshaus.

So vergeht der Tag und der Abend bricht herein. Ludwigs XVI. Bruder, der Graf von Provence, ist gekommen, um sich zu verabschieden. Auch er verläßt noch in derselben Nacht die Hauptstadt. Erst jetzt weiht ihn Ludwig in den Fluchtplan ein. Voller Bestürzung und in plötzlicher Gemütsaufwallung will er Marie Antoinette umarmen, doch diese weist ihn ab — sie will nicht weich werden — nicht zu einer Zeit, da alles auf dem Spiele steht. Ludwig XVI. weint Tränen der Rührung und überläßt sich wie ein Kind seinen Gefühlen.

Näher und näher kommt die Nacht. König und Königin begeben sich mit dem Ehrendienst in ihre Gemächer. Bald ist auch jene lästige Zeremonie des „Auskleidens“ beendet und die Höflinge verlassen die schlafenden Tuilerien. Nur hin und wieder huscht noch ein Diener durch die matt erleuchteten Gänge, um hier und da noch ein Licht zu löschen, nur hin und wieder knarrt noch ein

Schloß, das die vorsichtige Wache versperrt. Alles scheint zu schlafen, nur oben in der königlichen Wohnung ist man geschäftig bei der Arbeit. Dort werden die letzten Anstalten zur Flucht getroffen. In wenigen Minuten ist man reisefertig. Der Augenblick des Aufbruchs ist gekommen.

Auf dem Schloßhofe stehen noch die letzten Wagen und warten auf ihre Herren, die bei dem „Coucher" des Königs zugegen waren. Da schlüpfen zwei kleine Mädchen durch die Hinterpforte — es sind die dreizehnjährige Prinzessin und ihr als Mädchen verkleideter siebenjähriger Bruder. Madame de Tourzel hebt die Kinder in den Mietswagen, mit dem Fersen, als Kutscher verkleidet, wartet. Es schlägt 11,15 Uhr, als die „Enfants de France" mit ihrer Gouvernante durch das Schloßtor fahren. Lange müssen sie an dem kaum 200 Schritt entfernten Petit-Carrousel warten, ehe Madame Elisabeth, der König und die Königin folgen. Marie Antoinette ist die letzte. Sie hatte den anderen die Tür geöffnet. Als sie den vorangehenden nacheilt, begegnet ihr La Fayettes Wagen, von Reitern mit Fackeln umringt. Der General, von den sich immer mehr ausbreitenden Gerüchten beunruhigt, hat strenge Befehle für die Nachtwachen gegeben und auch vor jene Tür, aus der die Gefangenen entwichen sind, fünf Offiziere postieren lassen. Kaum eine Viertelstunde später, nachdem die Königin das Schloß verlassen hat, treffen diese vor dem Portal ein. Als La Fayettes Wagen vorüberfuhr, drückte sich Marie Antoinette zitternd an die Mauer, niemals, sagte sie später,

habe sie einen größeren Schreck gehabt. Um zwölf Uhr endlich war die königliche Familie vereint, und Fersen fuhr nach dem St. Martinstor, wo der Reisewagen der Flüchtlinge harrte. Die Droschke, in der die königliche Familie gekommen war, wandte er der Stadt zu und stürzte sie in einen Graben, dann stieg er zu Moustier auf den Bock, Maldent nahm den hinteren Dienersitz ein und Balthazar Sapel, Fersens Kutscher, lenkte als Postillon vom Pferd aus den Wagen gen Bondy zu, während Valory als Kurier voraussprengte. Es war die kürzeste Nacht des Jahres, die diese Flucht decken sollte.

In Paris war die Nacht ruhig verlaufen. Niemand selbst in den Tuilerien hatte mehr den geringsten Argwohn, daß der König trotz der verstärkten Vorsichtsmaßregeln entweichen könne. Erst am Morgen des folgenden Tages überbrachte der Leibarzt, der die Zimmer der königlichen Kinder leer fand, die erste Nachricht von der Flucht. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde durch die kaum erwachte Hauptstadt. Der dumpfe Ton der Sturmglocke und die langgezogenen Wirbel des Generalmarsches rissen Paris aus dem Schlummer. Verrat, Verrat! gellte es durch den jungen Sommermorgen. Überall rottete sich das Volk zusammen — mit Gejohle zog der Mob vor die Tuilerien, vor das Stadthaus und die Nationalversammlung. Die wütende Menge drohte La Fayette zu massakrieren, der sich nur mit knapper Not retten konnte. Man hatte keine Spur von den Flüchtlingen. Endlich ward man des



Levachez sc.

Camille Cesmoulins

Kutschers habhaft, der die beiden Kammerfrauen der königlichen Kinder bis Bondy gefahren hatte. Er bezeichnete den Weg. La Fayettes Adjutanten nahmen die Spur auf — doch es war zu spät —, der Vorsprung des Königs war nicht mehr einzuholen. Da schwang sich Camille Desmoulins auf den Rednertisch: „Wie, jenes Tier von König ist uns entwichen,“ rief er aus, „Patrioten, werdet seiner habhaft und behandelt ihn wie einen Feind der Nation, wie ein wildes Tier, tötet ihn nach dem Gesetz der Natur.“ Wie Desmoulins, so schleuderte auch Danton seine hetzenden Worte unter die Menge. Aber während in Paris alles in Gärung ist, während von Stunde zu Stunde, da keine Nachrichten von den Flüchtlingen eintreffen, die Erregung wächst, setzt die königliche Familie unangefochten ihren Weg fort. In Bondy, kaum einige Meilen hinter Paris, hatte Fersen den König verlassen. Weshalb? Noch im letzten Augenblick scheint der Graf den König gedrängt zu haben, ihn mitzunehmen. Dachte Ludwig an das Gerede über Fersen und die Königin? Wollte er ihn gewaltsam aus seiner Nähe bannen? Die Frage hat niemals ihre Beantwortung gefunden.

Ohne die Pässe vorzuzeigen, war man bis Châlons-sur-Marne gekommen. Alles schien gut zu gehen, und schon glaubten die Flüchtlinge aufatmen zu können, da erblickten sie hinter Châlons den ersten Sturmvogel. Während der königliche Wagen einen Augenblick hielt, näherte sich ihm ein einfach gekleideter Mann und sagte so laut, daß alle es hören konnten: „Ihre Anstalten sind

schlecht getroffen, Sie werden angehalten werden" — dann entfernte er sich schnell. Bald sollte sich Schlimmeres noch ereignen. Die Berechnung der Reisezeit von Bouillé, Choiseuil und Goguelat aufgestellt, wies Fehler auf. Man hatte zu kurze Fahrzeiten berechnet. Nach Bouillés Annahme mußte der Wagen nachmittags 3 Uhr in Pont de Sommeville hinter Châlons sein, aber erst nach 5,30 Uhr abends traf man ein. In Pont de Sommeville sollte die erste Kavallerietruppe bereitstehen. Bis hierher hatte nach dem gemeinsamen Plan Ludwig für das gute Gelingen der Reise zu sorgen, von hier bis Montmédy wollte General Bouillé die Verantwortung übernehmen. Als die königliche Familie endlich in Sommeville eintraf, war von einer Kavallerieabteilung nichts zu sehen. Eine furchtbare Bestürzung bemächtigte sich der Reisenden. Der König selbst war völlig kopflos. „Die Erde schien sich unter meinen Füßen zu öffnen", hat er später gesagt. Was war geschehen? Seit der verabredeten Zeit wartete der Herzog von Choiseuil mit vierzig Husaren vom Regiment Lauzun. Es wurde vier Uhr, es wurde fünf Uhr, doch weder Kurier noch Wagen waren zu sehen. Unterdessen wurde das Gebaren der argwöhnischen Bevölkerung immer aufdringlicher, immer aufreizender die Haltung der Bauern, die scharenweise aus den umliegenden Dörfern herbeieilten. Choiseuil wurde wankend — je mehr die Massen herbeiströmten, desto gefährlicher dünkte ihm seine Lage. Er mußte sich schließlich sagen, daß die Anwesenheit der Truppen allein schon gegen die

Flüchtlinge Stimmung machen würde. Deshalb hielt er es für das klügste, sich zurückzuziehen. Unter allgemeinem Tumult und Hallo trat das kleine Detachement den Rückzug an, um auf einem anderen Wege Varennes zu gewinnen — genau eine Stunde früher als der königliche Wagen ankam, ver schwand der letzte Reiter am Horizont.

Fürs erste in Pont de Sommeville empfand der König die nachteiligen Folgen des Rückzugs der Husaren noch nicht. Der Pferdewechsel fand ohne Aufenthalt statt und die Fahrt konnte ohne Störung nach Sainte-Ménehould fortgesetzt werden. Dort hatte seit zehn Uhr morgens der Kapitän von Andoins mit einem Offizier und dreißig Mann vom Dragonerregiment Royal Allemand Quartier bezogen. Die Mannschaft war im Wirtshaus untergebracht worden, so glaubte man sie am besten zusammenzuhalten. Gegen Mittag, als die mit Ungeduld erwartete „Kriegskasse" immer noch nicht ankam, wurde die Stadt unruhig. Die Bürger sammelten sich in Gruppen auf dem Marktplatz und knüpften Gespräche mit den Dragonern an, die in der Herberge nicht mehr zu halten waren. „Dieser Durchzug von Truppen," sagten sie zu ihnen, „ist nicht natürlich; paßt auf, eure Offiziere verraten euch! Bedenkt, wir sind alle Brüder, man hat nicht das Recht, einfach über euch zu verfügen, ohne daß ihr wißt, wozu und warum." Kein Wunder, daß die Dragoner von dem allgemeinen Mißtrauen angesteckt wurden und sich mit Krethi und Plethi in den Kneipen verliefen.

Es war fast acht Uhr abends, als sich die Wagen näherten. Voraus das Kabriolett der Kammerfrauen, dann plump und schwer die Berline der königlichen Familie. Der König fuhr an den Dragonern vorbei, die ohne Waffen in Mützen und Stalljacken auf dem Marktplatz herumlungerten. Sie schienen Brüderschaft zu trinken mit den zahlreichen Nationalgardisten, die sich überall sehen ließen. Als die Wagen über das holprige Pflaster rollten, schlugen gerade die Tambours an. Die ganze Stadt glich einem aufgeregten Kriegslager. Lagache erzählt, daß die Dragoner unter dem Eindruck, der Wagen berge etwas Vornehmes, unwillkürlich die Hand an die Mütze führten, und daß Marie Antoinette, aus der Rolle fallend, den Gruß erwidert habe. Unter diesen Umständen lenkte sich die Neugier der Umstehenden fast ganz auf die Erscheinung des feinen Wagens. Man flüsterte sich zu, daß die Kuriere die Livree des Hauses Condé trügen, und daß also wohl der Prinz von Condé im Wagen sei. Man drängte sich an die Fenster des Wagens, um einen Blick auf die Insassen zu werfen. Andoins hielt die Neugierigen, so gut es ging, fern — dann flüsterte er Moustier zu: „Fahr ab, so schnell wie möglich, Ihr seid verloren, wenn Ihr Euch nicht eilt.“ Der König zeigte sich zu wiederholten Malen am Wagenfenster. Man sah ihn mit von Andoins reden und sich ängstlich nach den abgesessenen Dragonern umschauen. In diesem Augenblick trat Drouet, der Postmeister — ein fanatischer Revolutionär — an den Schlag. Er glaubte die

Königin zu erkennen, die er bereits früher in Paris gesehen hatte. Darauf verglich er die Züge des Mannes im Wagen mit dem Bilde des Königs auf einem Assignaten. Natürlich — es war kein Zweifel mehr — vor ihm hielt die königliche Familie auf der Flucht an die Grenze. Schon wollte er Lärm schlagen, da entsann er sich der Anwesenheit der Dragoner. Er ließ deshalb den königlichen Wagen ruhig abfahren. Aber kaum war er den Blicken entschwunden, da gab Drouet seiner Vermutung laut Ausdruck, und wie mit einem Schlage wußte es die ganze Stadt: Der König war auf der Flucht. Ein wüstes Heulen und Lärmen folgte dieser Erkenntnis. Die Nationalgarde zieht marschbereit heran, an allen Ecken ertönt der Generalmarsch — die Sturmglocke ruft zum Angriff. Zugleich ziehen die wilden Horden vor das Quartier der dreißig Dragoner und hindern sie am Aufsitzen. Ihr Führer wird mutlos und läßt sich mitsamt seiner Truppe von der Nationalgarde gefangen nehmen. Nur der Wachtmeister Lagache schlägt sich durch. Mittlerweile sendet die Stadt einen ihrer Beamten, der den König genau kennt, an Drouet, um ihn zu verhören. Alle Kennzeichen stimmen, die lange Adlernase verrät den König. Drouet und sein Freund Guillaume werden von dem Gemeinderat beauftragt, dem Wagen im Galopp zu folgen. Kaum sind sie fort, da kommt von Châlons ein Bote an, der die amtliche Mitteilung von der Entweichung des Herrschers und die Beschreibung des Wagens bringt. Nun ist kein Zweifel mehr.

Indessen setzte die königliche Familie ohne Ahnung von den Vorkommnissen und noch immer voller Hoffnung ihren Weg fort. Um 9,30 Uhr abends kommt man in Clermont, einem Städtchen von knapp 1500 Einwohnern, an. Ein starker Posten — 140 Dragoner unter ihrem Führer, dem Grafen Charles de Damas, erwartet hier die Reisenden. Damas ist der Offizier, auf den General Bouillé am meisten vertraut. Er ist mit im Geheimnis. Dieselben Szenen wie auf den anderen Poststationen wiederholen sich auch in Clermont. Das wild erregte Volk hindert auch hier den Kommandeur der Eskorte, die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Als der königliche Wagen vor dem Postgebäude anlangt, sieht Damas scheinbar unbeteiligt mit seinen Leuten dem Umspann zu. Marie Antoinette bemerkt ihn und macht ihm ein Zeichen des Wohlwollens. In zehn Minuten sind die Pferde angeschirrt und die Wagen rollen davon. Da gibt Graf Damas unklugerweise gleich hinterher den Befehl zum Satteln. Die Bürger rotten sich zusammen und wollen die Soldaten nicht durchlassen. Der Argwohn liegt gleichsam in der Luft. Da brüllt eine heisere Stimme: „Eure Offiziere sind Verräter, sie führen euch zur Schlachtbank — ihr aber seid Patrioten — es leben die Dragoner!" — und hundertstimmig wiederholt sich der Ruf: „Vivent les Dragons." Die Worte tun ihre Wirkung — die Soldaten meutern und verlassen ihren Chef, der von einer ständig wachsenden Menge umringt, deren Haltung von Minute zu Minute bedrohlicher wird, schließlich keinen

andern Ausweg mehr sieht als die Flucht. Mit wenigen Getreuen schlägt er sich durch und sprengt auf Varennes davon. Das frohe Bewußtsein, der König ist gerettet, läßt ihn vielleicht unbedacht handeln. In der Tat konnte die königliche Familie fast als gerettet gelten. Von Clermont bis Varennes waren es nur wenige Kilometer. Dazu war die Straße in bestem Zustande. Von Varennes aus aber konnte man noch in derselben Nacht nach Montmédy gelangen und war in Sicherheit. Aber Damas hat ohne Drouet gerechnet, der mit der Gier eines Raubtieres seine Beute verfolgt. Es ist ein wildes Rennen. Auf ermattetem Roß trifft Drouet in Varennes ein, kaum eine Viertelstunde vor dem königlichen Wagen. Das Schicksal Ludwigs XVI. und seiner Familie ist entschieden.

Varennes, ein Landstädtchen von 2000 Einwohnern, liegt kaum fünf Poststunden vor Stenay, wo Bouillé mit dem ganzen Regiment Royal-Allemand wartete. Es wird durch das Flüßchen Aire in zwei Hälften getrennt, in die obere und die untere Stadt. Kommt man von Clermont, so gelangt man zunächst in die obere Stadt und von hier auf dem Weg nach Dun, über eine Brücke in die Unterstadt.

In der oberen Stadt lagen sechzig Mann Husaren in einem ehemaligen Franziskanerkloster unter dem Befehle des sehr jungen und unerfahrenen Unterleutnants Rohrig. Er war nicht im Geheimnis und hatte den Befehl, eine von Clermont hier eintreffende Kriegskasse weiter zu geleiten. Erst nach Ankunft des Kuriers sollte er

die Wahrheit erfahren. Die Pferde für die königlichen Kutschen sollten nach dem ursprünglichen Plane in einem Hause der Oberstadt stationiert sein, allein Hauptmann Goguelat hielt die untere Stadt für geeigneter und brachte sie im „Grand Monarque" unter, ohne daß der König oder sein Kurier von dieser Änderung erfuhren.

Als daher die königliche Familie vor dem verabredeten Hause vorfuhr, fand sie weder Pferde noch Bedeckungsmannschaften. Leutnant Rohrig hatte seine kleine Truppe nicht zusammenzuhalten vermocht, und war auch wohl im Hinblick auf seinen immerhin bedeutungslosen Auftrag nicht allzu rigoros vorgegangen. Es mochte etwa 11,15 Uhr sein, als die königlichen Wagen anlangten. König und Königin waren tief erschreckt. Endlich entschloß man sich auszusteigen und die schlafenden Bewohner zu wecken — aber niemand konnte Bescheid geben. Unterdessen durchsprengte Valory die Stadt, um nach den Pferden zu spähen. Unverrichteter Dinge kam er zurück. Nun versuchte Marie Antoinette, die Postillone durch Versprechungen zu bewegen, bis zur nächsten Station zu fahren, erhielt jedoch die Antwort, erst müßten die ermüdeten Tiere gefüttert werden und etwas rasten. So hatte man 35 Minuten mit nutzlosem Debattieren verloren. Endlich kommt die Kunde, die Pferde stehen im „Grand Monarque". Ludwig gibt den Befehl, dorthin zu fahren.

Mittlerweile sind Guillaume und Drouet vorm Gasthof „Zum goldenen Arm" eingetroffen, den sie noch offen finden. Drouet nimmt den Wirt



Festnahme Ludwigs XVI. in Varennes
am 22. Juni 1791

Le Blanc beiseite. „Bist du," so redet er ihn an, „ein guter Patriot — dann laufe rasch und rufe alle braven Leute auf, die du kennst, sag ihnen, daß der König oben in der Stadt ist, daß er gleich herunterkommen wird, und daß wir ihn verhaften wollen." Zitternd gehorcht der Wirt den befehlenden Worten Drouets. Er stürzt zum Stadtsyndikus, zum Befehlshaber der Nationalgarde, zu den Mitgliedern des Gemeinderats, und bald ertönt sein Ruf: „Feuer, Feuer!" durch die stillen Straßen. Drouet bewahrt seine überlegene Ruhe. Es gilt vor allen Dingen, die Brücke zu sperren, die der König bei einer wahrscheinlichen Weiterfahrt passieren muß. Mit Guillaume eilt er dorthin, ein elender Karren steht am Wege. Mit vereinten Kräften bringen sie ihn auf die Brücke und stürzen ihn dort um.

Als sich die Wagen der Unterstadt nähern, stehen schon der Stadtsyndikus, der Befehlshaber der Nationalgarde, Drouet und Guillaume mit acht oder neun Bewaffneten bereit. Vier Flintenläufe strecken sich plötzlich in den königlichen Wagen. Anhalten, anhalten! schreien viele Stimmen durcheinander. In der Dunkelheit ist es unmöglich, etwas zu erkennen. Widerstand ist nutzlos — der Überfall ist zu gut gelungen. „Wer seid ihr," fragt eine Stimme. „Frau von Korff und ihre Familie — nach Frankfurt", antwortet Marie Antoinette. „Es ist schon möglich," entgegnet dieselbe Stimme, „aber zeigt eure Pässe." Die Pässe sind in Ordnung, man findet nichts an ihnen auszusetzen. Da tritt der Stadtsyndikus Sauce an den Wagen

und leuchtet dem Könige ins Gesicht — alle Umstehenden erkennen Ludwig XVI.

Von fernher dringt der klagende Laut der Sturmglocken durch die stille Sommernacht, der dumpfe Ton der Varenner Feuerglocke mischt sich mit ihm und ruft die schlafenden Bürger auf die Straße. Die Nationalgarde steht bereit — der Gemeinderat ist versammelt. Sauce fordert die Reisenden auf, in seinem Hause Quartier zu nehmen, da die Weiterfahrt bei der drohenden Haltung der Bevölkerung unmöglich sei. Ohne große Schwierigkeiten fügt sich die königliche Familie in das Unvermeidliche. Sauce führt sie eine enge Wendeltreppe hinauf in den ersten Stock, wo er sie in einem kleinen Hinterzimmer unterbringt. Bald füllt sich die Stube mit Nationalgarden und Bewaffneten, die den König mit Reden und Fragen bestürmen. Die ganze Treppe ist mit Bewaffneten besetzt, selbst vor der Tür stehen Wachen. Ludwig XVI. ist völlig kopflos. Er wagt sich nicht zu erkennen zu geben, trotzdem er längst erkannt ist. Er krampft sich an dieses kleine Haus des Varenner Bürgers wie ein Ertrinkender an die Schiffsplanke. Noch hofft er. Nur nicht nach Paris zurück. — Das Wort allein schließt die Verzweiflung in sich. — —

Inzwischen haben sich die Husaren, von dem allgemeinen Tumult aufgerüttelt, gesammelt, doch ihr Führer wagt keinen Vorstoß. Kaum eine Stunde nach der Gefangennahme der königlichen Familie trifft auch der Herzog von Choiseuil mit vierzig Husaren aus Pont de Sommeville und Graf

Charles de Damas mit einigen Dragonern aus Clermont in Varennes ein. Aber anstatt sich den Weg in die Stadt zu erzwingen, verhandeln sie mit der Bevölkerung und erlangen endlich die Erlaubnis, zu Fuß die Stadt zu betreten. Damas begibt sich unverzüglich zum Könige — er will das letzte wagen — mit Gewalt und unter dem Schutze der kleinen Truppenmacht soll Ludwig XVI. die Stadt verlassen. Doch der König weigert sich. Er vertraut den Versprechungen des Gemeinderats, ihn am folgenden Tage unter dem Schutze der Nationalgarde nach Montmédy zu bringen. So verrinnen die wenigen Stunden der Nacht. Der König wartet noch immer auf General Bouillé, der durch seinen Sohn von der Gefahr benachrichtigt sein muß. Kommt er, so ist alles gewonnen. Der großen Truppenmacht werden die undisziplinierten Volkshorden nicht ernstlichen Widerstand zu leisten wagen. Der Morgen des 22. Juni bricht heran. Noch hat keiner der Flüchtlinge ein Auge zugetan, nur die beiden Kinder schlafen auf Sauces' Bett, von Frau von Tourzel bewacht.

Graf Damas eilt auf die Straße, um nach den versprochenen Pferden zu sehen. Doch er findet weder Wagen noch Gespanne. Dagegen sind die ganzen Straßen von einer sich drängenden und schiebenden Menge dicht besetzt. Im Gemeinderat sind die Meinungen geteilt, die einen und die Gemäßigten wollen den König nach Montmédy weiter fahren lassen, die andern, die Radikalen, verlangen seine Rückkehr nach Paris. Das Volk steht auf Seite der Radikalen. Sauce hat die

besten Absichten, dem Könige die Flucht zu ermöglichen — doch sein Wille bricht an dem Widerstand der Gegenpartei. „Nach Paris, nach Paris!" tönt es von allen Seiten. Noch zögert man, noch hofft der König auf Bouillé, dessen Kommen nur eine Frage der Zeit sein kann — da dringen die Häscher der Nationalversammlung in das Haus und alles ist verloren. — —

## VIERZEHNTES KAPITEL

**Frankreich hat keinen König mehr. — Nach Paris. — Ein Vorgeschmack des Terrors. — Barnave und Pétion. — Wieder in den Tuilerien. — Ludwig XVI. suspendiert. — Eine verrohte Presse. — Noch einmal Herrscher. — Die Konstitution und wie Marie Antoinette sie beurteilte. — Die Emigranten. — Unausführbare Pläne. — Eine Fürstenkoalition. — Marie Antoinette fordert den „bewaffneten Kongreß" aller am Schicksale der französischen Monarchie interessierenden Mächte. — Kriegerische Maßnahmen. — Franz II. — Krieg! — Die Agonie des Königtums beginnt. — Girondisten und Jakobiner. — Der Mob in den Tuilerien. — Ein zitternder Herrscher — eine mutige Königin. — Unglück und Kummer haben Marie Antoinette gezeichnet.**

Es war zwischen sechs und sieben Uhr morgens, als Romeuf und Bayou, beide von La Fayette gesandt und seine persönlichen Adjutanten, in Varennes ankamen. Zuerst trat allein Bayou in das Zimmer des Königs, mit aufgeknöpfter Uniform, wirrem Haar, die natürliche Düsterkeit seiner Züge durch den anstrengenden Ritt bis ins Unheimliche gesteigert. Sein ganzes Auftreten ist berechnet. Entsetzen heuchelnd, verzieht sich das blutleere Gesicht wie in wildem Schmerz. „Sire!" redet er Ludwig XVI. an — „Sie wissen — ganz Paris schwimmt vielleicht in diesem Augenblick

in Blut, unsere Frauen, unsere Kinder sind vielleicht schon umgebracht. — — — Sie dürfen nicht weiter reisen, Majestät. — Das Interesse des Staats! — — Ja, Majestät! unsere Frauen! unsere Kinder!" — — — „Was wollen Sie eigentlich?" unterbricht der König den Redestrom. „Sire, ein Dekret der Nationalversammlung." — „Wo ist es?" — — „Mein Kamerad hat es." Er öffnet die Tür nach dem Vorderzimmer und man sieht Romeuf am Fenster lehnend, mit allen Zeichen der größten Aufregung, ein Papier in der Hand. Mit gesenktem Blick tritt er näher. Marie Antoinette kennt ihn, sie hat ihn oft in den Tuilerien gesehen und stets auf seine Treue gebaut. „Wie? — Sie, Herr?" ruft sie aus, „ach, das hätte ich nie geglaubt." Der König entreißt ihm das Dekret, durchfliegt es und gibt es dem Gesandten mit den Worten zurück: „Frankreich hat keinen König mehr." Voller Bestürzung greift Marie Antoinette nach der Urkunde. Ein Blick belehrt sie, daß Ludwig XVI. nur allzuwahr gesprochen hat. „Freiwillig oder gezwungen soll man den König nach Paris zurückbringen." „Die Unverschämten", ruft sie aus und schleudert das Papier von sich. Es fällt auf das Bett, wo die königlichen Kinder ruhen. Schnell ergreift sie es von neuem. „Es soll nicht das Bett meiner Kinder besudeln" — und schleudert es zu Boden. Die Männer von Varennes murren, als sei eine heilige Sache entweiht worden. Choiseuil hebt die Proklamation auf und legt sie auf den Tisch.

Von allen Seiten dringt man auf die königlichen

liche Familie ein, nach Paris zurückzukehren. Noch zögert Ludwig, aber es ist das Zögern eines Widerstandslosen.

Die Haltung der Menge wird immer drohender. „Wir ziehen ihn mit Gewalt aus seinem Versteck — bei den Beinen schleifen wir sie in die Wagen", brüllt es von der Straße herauf.

Zwei Stunden schon dauert das hin und her der Debatte zwischen König und Bürgern. Ludwig sucht vor allen Dingen die Abfahrt hinauszuschieben. Um elf Uhr hofft er, kann Bouillé bei ihm sein. Doch bald muß er einsehen, daß aller Widerstand unnütz ist. „In Paris," ruft man ihm immer und immer wieder zu, „ist die Anarchie ausgebrochen — nur die Rückkehr des Königs vermag dem Bürgerkrieg Einhalt zu tun."

Da gibt der König dem ungestümen Drängen nach und besteigt mit seinen Leidensgenossen die bereitstehenden Wagen — zur Fahrt nach Paris. Marie Antoinette ist im letzten Augenblick auch schwach geworden und billigt die Entscheidung Ludwigs XVI. Unter den Schmährufen rüder Weiber und Sansculotten steigt sie als letzte in den Wagen. Damas und Choiseuil wollen zu Pferde folgen. Aber der rasende Mob stürzt sich auf sie, schlägt sie mit Sensen und Säbeln vom Pferde und stürzt sie mit Fußtritten in einen Keller, wohin man ihnen Romeuf, der beiden zu helfen sucht, folgen läßt.

Es ist ungefähr acht Uhr, als die königliche Familie Varennes verläßt — eineinhalb Stunden später erscheint der Marquis von Bouillé mit dem

Regiment Royal-Allemand, auf den Höhen von Varennes, die die Stadt beherrschen.

Ein wüster Haufe von Männern und Weibern, mit Gewehren, Heugabeln und Äxten bewaffnet, setzt sich in Bewegung. Bayou scheint der Befehlshaber des rohen Trupps zu sein. Das Leben der königlichen Familie hängt davon ab, ob er sich Gehorsam zu schaffen vermag. Mitleid bestimmt ihn gewiß nicht, aber er hat geschworen, den König und seine Familie unversehrt nach Paris zurückzuführen. „Zwanzigmal war das Leben des Königs in Gefahr," hat er später in einem Schreiben an die Nationalversammlung gesagt, „und zwanzigmal habe ich es mit Gefahr meines eigenen gerettet."

Gleich hinter Varennes begann der Terror. Die Menge warf sich wie rasend auf die Leibwächter, knebelte sie, bespuckte und beschimpfte sie, um sie dann unter ständigen Verwünschungen und Todesdrohungen mit Hieb und Stoß in ihrer Mitte mitzuschleppen. Bei St. Menehould ereignete sich ein Verbrechen. Graf Dampierre, ein benachbarter Gutsbesitzer, war dem Zuge entgegengeeilt, um dem Könige seine Ehrfurcht zu bezeugen. Sein respektvolles Gebaren, seine im Winde flatternden weißen Haare gefielen der Menge nicht. „Verräter, Aristokrat", ging es von Mund zu Mund. „Erwürgt ihn, schlagt ihn nieder", brüllte der Pöbel. Man suchte ihn anzuhalten, aber er gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Da begann eine wilde Hetzjagd — voran die Berittenen, hinterher die Weiber und Bauern. „Man schoß auf ihn, wie

auf ein Kaninchen", erzählte später die Königin dem Grafen Fersen. Als er vom Pferde fiel, hieb ihm die rohe Bande den Kopf ab und trug ihn auf einer Partisane vor die Fenster des königlichen Wagens. Einem Priester, der sich bald nachher an die Kutschen zu drängen suchte, rettete nur die wieder erwachende Kaltblütigkeit Marie Antoinettes das Leben.

Bei Epernay stieß der Zug auf die Bevollmächtigten der Nationalversammlung, die Ludwig aus Paris entgegenkamen. Es waren Barnave, Pétion, Latour-Maubourg und Dumas. Nachdem die Kommission sich von einem „Huissier" der Versammlung beim Könige hatte melden lassen, näherten sie sich dem Wagen und lasen das Dekret der Versammlung über die Verhaftung Ludwigs XVI. und seiner Familie der Menge vor. Ein ohrenbetäubender Schrei der Zustimmung folgte dieser Demütigung der Monarchie. Unter den Hochrufen der Menge bestiegen Barnave und Pétion den königlichen Wagen.

Ein schwüler Sommertag ging zu Ende. Der Raum in dem unerträglich heißen Gefährt war eng — dennoch mußte die Nähe dieser Menschen auch noch ertragen werden —, waren sie es doch, die der königlichen Familie die einzige Sicherheit vor den zügellosen Horden boten. Marie Antoinette nahm ihren Sohn, Frau von Tourzel die junge Prinzessin auf den Schoß, Barnave setzte sich zwischen den König und die Königin, der feiste Pétion zwischen Prinzessin Elisabeth und Frau von Tourzel. „In dem engen Raum," sagt

Ernst von Stockmar, „drängten sich das alte und das neue Frankreich, wieviel Haß barg nicht der kleine Raum, der das gefangene Herrscherpaar und die Führer der Revolution einschloß." Und doch erwartete ein und dasselbe Geschick alle diese hervorragenden Personen: König und Königin, Prinzessin Elisabeth und Barnave starben auf dem Blutgerüst, Pétion entging dem Henker nur durch einen Schuß aus eigener Hand und der unschuldige kleine Kronprinz fand auf der langsamen Folter des Schusters Simon das schrecklichste Ende von allen.

Trotz der entschiedenen Gegensätze ergaben sich längere Gespräche zwischen den Republikanern und der Königin. Pétion erzählte, Marie Antoinette habe ihm sehr richtige Grundsätze über die Erziehung der Kinder vorgetragen, wie z. B., daß man Schmeichelei von ihnen fern halten müsse — aber, setzt der Volksmann hinzu, das wären nur die an Höfen üblichen schönen Redensarten. Im übrigen beurteilte er die Königin als einen oberflächlichen Charakter, der aber gelegentlich, und namentlich in kleinen Dingen, das Gegenteil zeigen wolle. Hatte der Volksmann in seinem Urteile Recht? Wir bewundern in der Tat den Scharfblick dieses Menschen. Bis zu ihrem Tode blieb der Königin allerdings eine Oberflächlichkeit zu eigen, die ihr in der Jugend nur zu oft die schwerwiegendsten Mißverständnisse eingetragen hatte, und die ihr auch im Alter das tiefere Verstehen zwischen Tat und Wirkung raubte. Sonst benutzte jedoch Pétion jede Gelegenheit, um, den Hut auf

dem Kopfe, durch rohe und familäre Reden die königliche Familie zu beleidigen. Ganz im Gegensatz zu ihm stand Barnave, der durch dienstbereite Ehrerbietung die Qualen der königlichen Familie zu lindern suchte. Die Nähe der Königin, ihre Anmut und Würde, hatten aus dem Demagogen den Anhänger des Königtums gemacht.

So kehrte mit Gefahr des Lebens am 25. Juni die Königsfamilie nach Paris zurück. Von der Stadtgrenze an bis zu den Tuilerien bildete die Nationalgarde Spalier — Gewehr bei Fuß, ohne zu präsentieren. Hinter dem königlichen Wagen fuhr ein Triumphwagen, mit Palmen geschmückt — auf ihm Drouet und die Männer von Varennes, die den König verhafteten. Finsteres Schweigen überall — nur ab und zu der Ruf: „Vive la nation!"

„Wer den König applaudiert, erhält Prügel, wer
ihn beschimpft, wird gehängt",

las man an den Mauern beim Einzuge des sechzehnten Ludwig und Marie Antoinettes.

Die königliche Familie ist wieder in den Tuilerien. Das alte Bild — es hat sich nichts verändert. Nur die Bewachung ist schärfer geworden. Von jetzt an stehen die Nationalgarden selbst an der Tür des Schlafzimmers der Königin.

Am folgenden Tage erklärt sich die Versammlung in Permanenz, suspendiert den König und beschließt bis zur Aufstellung einer neuen Verfassung allein zu regieren. Paris bietet in dieser Zeit des Interregnums einen sonderbaren Anblick. Der Optimismus scheint sich mit düsterster Schwarz-



Rückkehr aus Varennes. Ankunft Ludwigs XVI. in Paris
am 25. Juni 1791

seherei zu mischen, der Same der Republik in den Fußstapfen des Königtums aufzugehen. Überall ein Kampf der Gemüter und der Leidenschaften. Hier die Jakobiner, revolutionärer als die Revolution selbst — dort die Royalisten, königstreuer als ihr König. In der Armee herrscht die wildeste Indisziplin, in der Religion das Schisma, in den Salons und auf der Straße Haß, Streit und Beleidigungen. Die Zeitungen begnügen sich nicht mehr, ein Spiegelbild der öffentlichen Meinung zu geben — sie herrschen selbst. Sie denunzieren, dekretieren, verdammen oder entschuldigen. Ihre Macht ist unbegrenzt. 83 Departements hören mit Spannung auf ihre Stimme. Die ganze Presse ist in einem unerhörten Zustand der Verwilderung. Um Leser zu haben, muß sie ihre Federn in Gift und Schmutz tauchen, ehe sie sich mit dem Blut ihrer Opfer besudelt. Klugheit, Mäßigung, Sitte, alles scheint zur Schimäre geworden zu sein. Aus Höhlen und Löchern, aus Winkeln und Ecken suchen sie ihren Stoff, der das Denken und Fühlen des Bürgers verpestet und vergiftet. Mählich ergreift ein allgemeiner Taumel ganz Frankreich, man ist des Anstandes überdrüssig, des Anstandes, den man Jahrhunderte hindurch genossen und gepriesen hat — die Roheit, die Unkultur — Natürlichkeit nennen sie es, — sind in Mode. Was noch gefällt, sind Zoten, Späße nach Art der Marktweiber, gemeine und grausame Witze und ein Brüllen wie das der Wilden oder Kannibalen. Gewalttaten, Mord und Brand sind an der Tagesordnung. Carra in den „Annales patriotiques“,

Camille Desmoulins in den „Révolutions de France et de Brabant", Fouchet in der „Bouche de fer", Marat in „l'Ami du peuple" überbieten sich in Gemeinheiten. Wer am längsten schreit, schreit am besten. In der Nationalversammlung herrscht Robespierre. Seine Stimme gibt den Takt an für das ganze Land. Mit den Jakobinern verlangt er die Absetzung des Königs und die Proklamation der Republik. Doch noch ist es zu früh für seine Pläne. Eine aufrührerische, republikanische Bewegung auf dem Marsfelde schlägt La Fayette nach blutigem Kampf am 17. Juli 1791 zurück. Die Jakobiner hatten sich verrechnet. Noch stand die Mehrheit in der Versammlung und im Lande selbst zu der Verfassung, und diese hatte das konstitutionelle Königtum zur Voraussetzung. Der Vorstoß der Republikaner trieb die Anhänger der Konstitution zu schnellem Handeln. Aus ihrer Hand erhielt Ludwig XVI., nachdem er noch einmal die Verfassung beschworen hatte, sein Zepter zurück. Damit trat die erste oder konstituierende Nationalversammlung vom Schauplatz ab.

Der König schien zufrieden. „Ich habe mich mit meinem Volke vereinigt, was das geeignetste Mittel ist, um es wieder zu gewinnen", schrieb er im September 1791 an seine Brüder. Auch des Kaisers Minister, Fürst Kaunitz, war über diesen so günstigen Ausweg erfreut, konnte er doch hoffen, durch ihn Leopold von seinem gefährlichen Unternehmen abzubringen. „Der König will lieber konstitutioneller Herrscher sein als überhaupt nicht; das ist, deucht mir, so ziemlich die

Quintessenz von allem, was man dieserwegen sagen könnte, und nach meinem Sinne sollten wir et Compagnie Gott danken, daß dieser gute Mann von König uns durch seine Entscheidung von dem schlimmen Wege abgebracht hat, auf den wir geraten waren“, schrieb er am 28. September an den Baron Spielmann. Nur Marie Antoinette war keineswegs zufrieden. Sie sah scharfblickend voraus, daß die Annahme der Konstitution nur den ersten Schritt zur Republik bedeutete. Und während Ludwig XVI. vertrauensselig als Scheinherrscher Frankreichs Krone trägt, strebt Maria Theresias Tochter darnach, einen Mächtekonzern zusammenzubringen, durch dessen demonstratives Vorgehen sie das schwankende Königtum zu retten hofft. Indessen suchen die Emigranten und an ihrer Spitze die beiden Brüder des Königs ihren Plänen zuvorzukommen und mit bewaffneter Macht in Frankreich die absolute Monarchie wieder aufzurichten. Die Grafen von Provence und Artois haben bei ihrem Onkel, dem Erzbischof von Trier, freundliche Aufnahme gefunden, der ihnen Koblenz als Residenz angewiesen hat. Koblenz ist bald der Sammelpunkt aller Emigranten geworden — ein klein Paris — mitten auf deutschem Boden. Hier feiert man, hier brütet man über den seltsamsten Plänen. Man schafft eine Armee aus Offizieren, der die Soldaten fehlen, man ernennt einen Finanzminister über leere Kassen. Im voraus verteilt man unter sich alle Würden des Staates, dessen Krone der ehrgeizige Provence schon sein eigen wähnt. Mitten unter allen jenen vertriebenen Edelleuten

hält Gustav III., der Schwedenkönig, Hof. Ein kühner, ritterlicher Geist, ein Freund von Abenteuern, ehrgeizig, und von dem brennenden Verlangen getrieben, im Munde der Völker und der Herrscher zu glänzen, hat er sich den waghalsigen Unternehmungen der Emigranten angeschlossen. Das Projekt einer großen deutschen Fürstenkoalition beschäftigte alle Gemüter.

Am 25. August 1791 treffen Kaiser Leopold und König Friedrich Wilhelm II. in Pillnitz zusammen. Das ist der entscheidende Augenblick. Graf Artois eilt nach Pillnitz und bestimmt die Souveräne zugunsten einer Fürstenkoalition zu wirken und für den gewaltsamen Einfall in Frankreich Truppen bereit zu halten. Artois erhält beide Versprechungen. Die Emigranten sind in einem wahren Taumel — schon im voraus triumphieren sie, feiern unerfochtene Siege. Über die ganze Welt posaunen sie das Echo ihrer Erfolge. Mit 50000 Österreichern, 40000 Schweizern, 50000 Preußen wird man in Frankreich einfallen, Rußland und Schweden werden ihre Flotten senden, Spanien und die beiden Sizilien werden sich den Verbündeten anschließen — Frankreich ist ein Spielball in ihrer Hand.

Marie Antoinette hatte richtig erkannt, welche Gefahr in dem unbedachten Vorgehen der Emigranten für das französische Königtum liegen mußte. Deshalb trat sie auch stets nur für einen „bewaffneten Kongreß“ der Mächte ein, der demonstrativ die Nationalversammlung zum Nachgeben zwingen, und erst im äußersten Notfalle agressiv vorgehen

sollte. Den „bewaffneten Kongreß“ aber forderte sie mit aller Entschiedenheit und schrieb Briefe über Briefe an ihren Bruder, um diesen zustande zu bringen. Sie sah nur allzudeutlich, wohin die Nachgiebigkeit des Königs die Monarchie trieb. Bereits war man mit neuen Forderungen an Ludwig XVI. herangetreten. Ein Dekret, das die Rückberufung der Emigranten forderte, hatte er noch sanktioniert, aber zwei anderen, von denen das eine den Emigranten die Todesstrafe androhte, das andere die unbeeidigten Priester ihres Gehalts beraubte und sie verbannte, hatte er sein „placet“ verweigert. Die Folgen des königlichen Vetos mochte Marie Antoinette weitschauend ahnen. Sie beschleunigte deshalb ihre Schritte bei dem Kaiser. Doch Leopold hatte in der Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. nur einen allzu bequemen Ausweg gefunden, um sich der immerhin gefahrvollen Unternehmung zu entziehen. Am 12. November ließ er durch Kaunitz in einem Zirkularerlaß den Gesandten in Petersburg, Madrid, Berlin, Neapel und Stockholm bekanntgeben, daß die Gefahren, welche Ehre und Sicherheit des Königs und der königlichen Familie, sowie die Erhaltung der Monarchie bedroht hätten, nicht mehr vorhanden wären. Zunächst wolle man daher abwarten und den Verlauf der Volkspolitik Ludwigs XVI. beobachten.

Der Kaiser mochte von dieser mehr erwartet haben. Sie brachte seinen Landen den Krieg, den 25jährigen Krieg. Der König, von allen verlassen, ordnete sich jetzt vollständig der noch im Sep-

tember gewählten zweiten Nationalversammlung, der Legislativen unter. Auf ihren Befehl sandte er drei Armeekorps an die Grenzen zum Schutz gegen kriegerische Maßnahmen der Emigranten. Dem Kurfürsten von Trier aber stellte er das Ultimatum, bis Ende Januar 1792 das Emigrantenheer aufzulösen. Noch schien der König zu zögern, da schritt die Gironde zu neuen Herausforderungen. Diesmal richteten sie sich gegen den Kaiser selbst. Leopold sollte aufgefordert werden, auf jeden Versuch, einen Verein der Mächte ins Leben zu rufen, zu verzichten. Der Kaiser mußte die Antwort schuldig bleiben. Bereits am 1. März raffte ihn fast plötzlich der Tod hinweg. Seinem Nachfolger, Franz II., blieb es vorbehalten, die letzten Verhandlungen über Krieg und Frieden zu führen.

Das Hinscheiden Kaiser Leopolds hatte in Frankreich allgemeine Freude ausgelöst. Durch die Thronveränderung war das endgültige Zustandekommen des Mächtekonzerns von neuem hinausgeschoben. Die Jakobinerpartei hatte wiederum ihre Macht befestigt — Ludwig XVI. war ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand. Am 22. März übergab der französische Botschafter in Wien, de Noailles, dem Staatskanzler eine Note, in der es hieß: „Der König bittet seinen Alliierten, die Vorbereitungen eines Mächtekonzerns zu unterdrücken, und er versichert ihn von neuem seines Bündnisses und des Friedens. Der König hat seinen Gesandten beauftragt, die Versicherung abzugeben, daß, sobald Se. Majestät alle Rüstungen einstellt, der König das gleiche tun wird."

Franz' II. Antwort, die Fürst Kaunitz signierte, klang über die Massen kategorisch. Sie gipfelte in den Worten: „In betreff der Rüstungen läßt der Kaiser sich keine Grenzen vorschreiben, der Mächtekonzern wird solange aufrecht erhalten, bis man ihn nicht, durch Frankreichs Haltung eines anderen belehrt, für bedeutungslos erklärt."

Die Schranken waren gefallen — ein Zurück unmöglich. Am 20. April mußte Ludwig XVI. auf Geheiß der Nationalversammlung dem „Könige von Ungarn und Böhmen" den Krieg erklären. Mit Tränen in den Augen tat er den verhängnisvollen Schritt. Die königliche Familie hatte ihren letzten Verteidiger verloren. Am 29. März war bereits Gustav III. von Anckarströms Kugel, tödlich verwundet, dahingeschieden. Die Agonie des Königtums begann. — — —

Bei der völligen Auflösung der französischen Heere verlief der Feldzug anfangs ungünstig, aber gerade dieser Umstand, und dazu das Gerücht, der Hof stände mit den Landesfeinden in Verbindung, erregten die Leidenschaften der hauptstädtischen Bevölkerung. Der schwache Minister Roland, von seiner berühmten Frau immer mehr nach links gedrängt, forderte die Unterwerfung der Krone. Da entließ Ludwig XVI. das Ministerium und berief zum zweiten Male königstreue, aber persönlich ganz unbedeutende Männer an die Leitung des Staates. Es war eine Tat der Verzweiflung. Das Ministerium war überhaupt nicht mehr regierungsfähig. Die Jakobiner terrorisierten alles. Ebenso wie der Herrscher selbst, war die National-

versammlung dem Despotismus der Parteien und der politischen Klubs unterlegen. „Alles," sagt der Historiker Taine, „was in Frankreich nicht von der Hand zum Munde lebte, erwartete von der Herstellung der königlichen Autorität die Unterwerfung der Anarchie." Aber es war zu spät. Girondisten und Jakobiner im Bunde holten zu dem entscheidenden Schlage aus. Pétion und Danton knebelten die Versammlung, dann warfen sie die Scharen der Vorstädte gegen die Tuilerien. Es war der 20. Juni 1792 — der letzte Akt des Dramas — das die Monarchie mit Feuer und Schwert vernichtete, begann.

Der König und Mme. Elisabeth treten den wilden Horden entgegen. Marie Antoinette hat man in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen, um die Gefahr, in der Ludwig XVI. schwebt, nicht noch zu vergrößern. Nur wenige Getreue umgeben den Enkel des Sonnenkönigs, vier Nationalgardisten halten lässig ihre Flinten vor seinen Körper, um den voreiligen Todesstreich aufzufangen. Die rasende Menge ergeht sich in wilden Schmähreden. Der Mob findet Befriedigung in zotigen Flüchen und Beleidigungen, die er seinem Könige ins Gesicht schleudert. Ein Schlachter im blutbefleckten Arbeitskittel redet Ludwig an und verliest ein langes Gewäsch von Drohungen und Gemeinheiten. Der Tumult wird immer größer. Hallenweiber schwingen rostige Säbel, um dem König den Kopf zu spalten. Ein rüder Geselle zückt einen langen Stock, an dessen Spitze er ein Messer befestigt hat, auf das Herz Ludwigs. Mit Mühe wenden die



Dumpt pinx Leroux sc.

Madame Elisabeth,
Schwester König Ludwigs XVI.

Garden den todbringenden Stoß ab. Mme. Elisabeth wird für die Königin gehalten. A l'Autrichienne! brüllt die wilde Masse und sucht sie mit Piken und Dolchen zu durchstoßen. Ihr Kammerdiener wirft sich zwischen sie und die Andrängenden. „Sie ist es nicht, die ihr sucht", ruft er ihnen zu, und nur dieses Wort rettet die Fürstin vor ihren Mördern. Mme. Elisabeth bewahrt ihre Ruhe — sie trotzt dem Hohn der rohen Gesellen, die unaufhörlich die Bajonette auf ihre Brust richten und doch, von soviel Kühnheit gebannt, nicht wagen zuzustoßen.

Indessen umkreist die wüste Schar den zitternden Ludwig, der auf einer Bank stehend, sein ganzes Selbstbewußtsein verloren zu haben scheint. Er bietet einen traurigen Anblick in seiner Angst. Die Todesfurcht steht ihm auf der Stirn geschrieben. In den eben noch so blutgierigen Banden regt sich der Spott. Man stülpt dem zitternden Herrscher eine Jakobinermütze aufs Haupt und läßt ihn aus einer ekelerregenden Schnapsflasche trinken. Ludwig XVI. würdigt sich zum Popanz herab und trinkt auf das Wohl der Nation.

Zwei Stunden bereits dauert der Tumult. Da erscheint Pétion. Er, der alles angezettelt hat, weiß sich auch jetzt Gehör zu verschaffen. Noch ist die Zeit nicht reif für den Untergang des Königtums, noch liegt in der überschäumenden Pöbelwut die größte Gefahr für die Republik. Frankreichs Herrscherpaar darf nicht von der Axt blindrasender Volksbanden gefällt werden. Mit

niedrigen Schmeichelreden spricht Pétion zu den Massen — er spricht von der Würde der Nation, von Gesetz und Recht und erlangt endlich den Abzug der Rasenden. Schreiend, singend, fluchend und zerstörend wälzt sich die wilde Horde durch die Zimmer und über die Korridore der Tuilerien. Da tritt ihr im Saale des Ministerrates die Königin entgegen. Als die Menge ihrer ansichtig wird, stockt sie. Selbst auf die rohen Gesellen macht die würdevolle Erscheinung Marie Antoinettes Eindruck. Aufrecht neben ihrer Tochter stehend, den kleinen Dauphin vor sich auf dem Tische hockend, bietet sie das Bild rührendster Mutterliebe. Wie gebannt steht die wilde Schar ihrer Königin gegenüber — doch die Weiber stürzen vor und beginnen mit rohem Geheul sie zu verlästern.

„Marie Antoinette à la lanterne!“ brüllen die schmutzigen Marktweiber und halten ihr einen Galgen vor, an dem eine elende Puppe hängt. Zwei Ochsenhörner schwingt eine Dirne und liest unter frechem Lachen den obszönen Spruch, der dem König seine Hahnreischaft kündigt. — — — Eine rote Kappe fliegt auf den Tisch „für den kleinen Veto“, ruft man der gequälten Mutter zu. Marie Antoinette drückt sie selbst auf die blonden Locken des Knaben. Sie hat zu viel gelitten, auch sie ist widerstandslos geworden. Noch liegt wohl die alte Hoheit in ihrem Blick, die Spuren vergangener Schönheit in ihren Zügen, doch eine tiefe Resignation hat das scharf und edel geschnittene Gesicht überdeckt. Die grausamen Leiden haben ihre

hohe, wolkenlose Stirn überschattet und ihr klares Auge getrübt, die grauen Strähnen ihres einst so üppigen Haares sprechen von Sorgen und Kummer. Und doch fesselt noch ihr Blick, fesselt der Stempel des Unglücks, dessen Prägung tief in ihrem Gemüte liegt. Manche von den vorbeiziehenden Frauen schluchzen. Santerre, der bei der Königin steht, stößt sie schnell vorwärts — aber auch er kann die Rührung nicht unterdrücken. Mitleidsvoll nimmt er dem Dauphin die rote Kappe vom Kopf und drängt die Menge zu schnellerem Vorbeiziehen. „Hier ist die Königin, hier ihr Sohn, hier ihre Tochter, und hier Mme. Elisabeth", ruft er den Neugierigen zu und treibt sie weiter. Endlich ist der Saal geleert — die zehnte Abendstunde ist angebrochen. Sieben lange Stunden hat der Tumult gedauert. Schluchzend bricht Marie Antoinette zusammen. „Noch lebe ich," schreibt sie an den Grafen Fersen, „aber es ist ein Wunder. Der zwanzigste war ein entsetzlicher Tag. Nicht nur mein Leben wollen die Unholde, sondern auch das meines Gemahls. Sie machen gar kein Hehl mehr daraus. Seine Festigkeit hat ihn diesmal gerettet. Aber wer weiß für wie lange — stündlich können sich dieselben Szenen wiederholen."

## FÜNFZEHNTES KAPITEL

**La Fayette als Retter. — Marie Antoinette weist ihn zurück. — Der König ist vollständig zusammengebrochen; er gleicht einem hilflosen Greise. — Der Tag des Nationalfestes. — Ein Manifest des Herzogs von Braunschweig und seine unvorhergesehene Wirkung. — Die Revolution marschiert. — Dantons Horden vor den Tuilerien. — Ludwig XVI. weicht abermals zurück. — Es ist vorbei. — Der letzte Trauerzug der Monarchie. — In der „loge du logographe". — Niedermetzelung der Schweizergarden. — Frankreich ist Republik. — Im Tempel. — A bas le roi! Vive la nation!**

Die Nachricht von den skandalösen Vorgängen in Paris hatte sich schnell über das Weichbild der Hauptstadt hinaus, bis an Frankreichs Grenzen verbreitet, dorthin, wo La Fayette und Dumouriez mit dem Heere standen. Stehenden Fußes kehrte La Fayette nach Paris zurück. Es galt zu retten, was noch zu retten war. Von der Nationalversammlung forderte er Rechenschaft für die empörenden Vorgänge, dann begab er sich nach den Tuilerien. Noch einmal hatte die Rechte in der Nationalversammlung über die Gironde gesiegt — die Fahrt des Generals nach dem Königsschloß gleicht einem Triumphzug. Abgeordnete und Nationalgarden in bunter Reihe umgeben seinen Wagen. Er schlägt Ludwig XVI. vor, sich nach Compiègne unter den Schutz der Truppen zu begeben, von dort zwischen Frankreich und den Mächten zu verhandeln und mit der Armee sein konstitutionelles Königtum wieder aufzurichten. Noch schwankt der Hof — der König ist im Grunde nicht abgeneigt, die Rettung durch La Fayette anzunehmen — da widersetzt sich Marie Antoinette mit ganzer Willenskraft. Es liegt etwas wie tragische Vorbe-



Danton

stimmung in dieser Handlung — die Königin weist in der Stunde höchster Gefahr den Retter zurück, der allein noch imstande ist, die rebellische Hauptstadt mit Truppenmacht seinem Willen gefügig zu machen. Aber sie verachtet ihn, der ihr Kerkermeister, der ihr Verfolger auf der Flucht gewesen ist. Bei allen Demütigungen, die das Königtum getroffen haben, hat sie ihn an der Spitze der Bedrücker gesehen, und so schrickt sie zurück vor einem Manne, den sie als den Urheber alles Unglücks betrachtet. Vergebens fleht Mme. Elisabeth: „Laßt uns das Vergangene vergessen und uns ihm anvertrauen, der uns allein zu retten vermag" — der Stolz bäumt sich in Marie Antoinette dagegen, einem Menschen etwas zu verdanken, den sie im Grunde ihres Herzens haßt. Lieber will sie sich Pétion und Danton anvertrauen, die im Solde des Hofes stehen und deren vom Eigennutz diktierte Hilfe sie höher einschätzt, als die uneigennützige La Fayettes.

Vergebens versucht der General die königliche Familie selbst gegen ihren Willen zu retten. Die treuen Truppen, die er gegen die Zwingburg der Jakobiner führen will, widersetzen sich diesem Vorhaben mit dem Hinweis auf die Stimmung des Hofes — und moralisch vernichtet muß La Fayette am 30. Juni zum Heere zurückkehren. Schon hat Paris vor ihm gezittert, schon haben Girondisten und Jakobiner zu seinen Füßen gelegen — da durchbricht die unüberlegte Handlung einer Frau sein Werk. Die Oberflächlichkeit Marie Antoinettes, die größte Schwäche der Königin, die

sie nicht über die Stimmung des Augenblicks hinwegsehen ließ und ihr die Voraussicht auf die Wirkung ihrer Taten raubte, hat auch hier wiederum den Ausschlag gegeben.

Der König war jetzt vollständig entmutigt. Seine Haltung wurde von Tag zu Tag apathischer. Er glich einem hilflosen Greise. Tagelang sprach er kein Wort — er schien alles über sich ergehen lassen zu wollen, was das Geschick über ihn bestimmt hatte. Die Königin mußte ihn fußfällig beschwören, sich nicht wehrlos erwürgen zu lassen, sondern mit Ehren zu fallen. Marie Antoinette selbst hielt sich mit bewundernswerter Energie aufrecht. Sie sah das Ende voraus und sie wollte an der Seite des Königs und ihrer Kinder zugrunde gehen. Mannigfach waren die Fluchtpläne, die man ihr unterbreitete. Die Königin wies alle zurück. Ohne diejenigen, die sie liebte, erschien ihr das Leben wertlos. „Man hat mir alles geraubt, nur nicht das Herz um zu lieben", schrieb sie an die Prinzessin von Hessen, deren Bruder nach Paris geeilt war, um sie mit eigener Lebensgefahr bei Nacht und Nebel aus der Hauptstadt zu entführen.

So kam der 14. Juli heran — der Tag des Nationalfestes. Mit Angst hatte man ihn erwartet. Die königliche Familie, die der Zeremonie auf dem Marsfelde beiwohnen mußte, konnte fürchten, dort ermordet zu werden. Das Fest artete in eine Verhöhnung des Königtums aus. An der Seite Ludwigs XVI. erschien Marie Antoinette mit verweinten Augen; in ihrem Unglück bot sie einen

majestätischen Anblick. Von dem Balkon der Militärschule sah die königliche Familie dem Einzug des Volkes zu. Männer und Weiber mit Äxten und Stöcken, mit Piken und Partisanen marschierten unter dem Revolutionssange des „ça ira“ über das weite Marsfeld. Fürwahr, ein anderes Bild als vor zwei Jahren. „Vive Pétion“, tönte es aus tausend Kehlen — und Ludwig XVI. leistete unter den Hohnrufen der Menge von neuem den Eid auf die Verfassung. Pétion war der Triumphator des Tages. Man nannte ihn „König Pétion“, und wie der Klang des Totenglöckleins klang das „Vivat“ zu seinen Ehren an das Ohr Marie Antoinettes.

Mit jedem Tage wurde von nun an die Lage der königlichen Familie gefährlicher. Die Leidenschaften des Volkes waren von den Demagogen geschürt und geschürt, bis zum Siedepunkt erhitzt. Da kam das Ende. Ein Manifest des Herzogs von Braunschweig machte das französische Volk für die Sicherheit der königlichen Familie verantwortlich. Alle, die mit den Waffen in der Hand sich den Truppen des Kaisers und des Königs von Preußen widersetzten, sollten als Rebellen behandelt, Paris sollte von Grund auf zerstört werden, wenn die Tuilerien noch einmal angegriffen würden oder dem König und der Königin das geringste Leid geschehe.

Der Trumpf war zu früh ausgespielt. Die französischen Waffen waren freilich bisher unterlegen, aber ihre Macht war keineswegs gebrochen. Marie Antoinette mochte selbst durch ihr Drängen

das Manifest veranlaßt haben. Auch sie hatte sich verrechnet und fest an das rechtzeitige Eintreffen der verbündeten Heere in Paris geglaubt. Jetzt freilich sah sie den Irrtum ein, und voll banger Sorge schrieb sie an den treuen Fersen: „Trifft das Heer der Verbündeten nicht ein, so kann nur die Vorsehung den König und seine Familie retten.“ Das Manifest bedeutete den Todesstoß für die Monarchie. Am 31. Juli forderte Pétion vor der Versammlung die Absetzung des Königs und den Prozeß wegen Hochverrats gegen La Fayette. Noch zögerte die Mehrheit der Deputierten, da warfen Pétion und Danton zum zweiten Male das Volk auf die Tuilerien.

Es ist das gleiche Schauspiel wie am 4. Oktober, wie am 20. Juni — die Revolution marschiert; die Vorstädte speien ihre Kreaturen aus — alles, was nur Beine hat, läuft mit im Troß. Welche Menschenmenge! Noch bedeckt ein klarer Nachthimmel die Hauptstadt — meilenweit läßt das ruhige Firmament den langgezogenen Ton der Sturmglocke tönen, der von allen Kathedralen das Volk zu den Waffen ruft. „Meine Schwester,“ sagt die Königin zu Mme. Elisabeth, „hörst du die Glocken — hörst du ihren Schall, der von überall herauftönt? Wir sind verloren, meine Ahnung trügt mich nicht.“ Halb angekleidet, mit verschlafenen Augen, bringt man die königlichen Kinder. Einige Edeldamen umgeben Marie Antoinette.

So bricht der Morgen herein, und das fahle Licht des jungen Tages beleuchtet blasse, über-



Levachez sc.

Fouquier-Tinville

nächtige Gesichter an den Fenstern und schüttet seine Lichtstrahlen über die weiten Höfe des Schlosses, wo die königstreuen Bataillone der Nationalgarde und 700 Schweizer für ihren König Wache halten. Im Innern der Tuilerien haben sich fast dreihundert Edelleute um ihren Herrscher geschart. Ludwig XVI. ist unschlüssig. Die Königin beschwört ihn, seine Truppen zu mustern und sie anzufeuern. Es wird sechs Uhr, ehe der König sich entschließt. In veilchenblauem Morgengewande tritt er vor die Wachen, ohne Stiefel, ohne Sporen, den Hut unter dem Arme, mit schlecht frisiertem Haar. Er hat so gar nichts Martialisches, so gar nichts Königliches. Anstatt sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen, scheint er sich hinter ihnen zu verkriechen. Noch liegt die Rettung des Königtums in seiner Hand — die Soldaten sind bis zum letzten Mann bereit, ihm zu folgen —, da verläßt ihn abermals sein gutes Geschick und ohne Ansprache schleicht er sich wie ein müder Greis an seinen Truppen vorbei. Noch immer will Ludwig XVI. Blutvergießen vermeiden und verbietet, auf das Volk zu feuern. Da wenden sich auch die letzten Nationalgarden von ihm — die Kanoniere werfen ihre Geschütze herum und drehen sie gegen das Schloß. Es ist vorbei! — — — — — —

Wild schreiend, mit Flinten und Spießen eilen in unabsehbaren Scharen Dantons Horden herbei.

Über die Höfe tönt das Todesrufen der Sansculotten, „à mort, à mort!" — näher und näher kommt das Geschrei. Den oben im Schloß Harrenden werden die Minuten zu Stunden. Erschlaf-

fende Müdigkeit hält sie im Bann. Marie Antoinette wiegt den kleinen Dauphin auf den Knien. Mme. Elisabeth und ihre Nichte schlafen auf einem halbzertrümmerten Sofa, die übrigen halten sich mühsam wach, auf der Erde, auf Stühlen und Tischen sitzen und liegen sie herum und erwarten das Ende. — — Da stürzt Röderer, der Generalprokurator des königstreuen Seinedepartements herein. — „Paris marschiert," ruft er aus, „nicht fünf Minuten sind zu verlieren, nur im Schoß der Versammlung ist Sicherheit." Die Königin springt auf, ihr Gesicht ist schreckensbleich, wie mit Blutflecken gesprengelt. „Nagelt mich an diese Mauern," preßt sie atemlos hervor, „schmiedet mich an — ich will nicht weichen." „Sire," entgegnet Röderer, „die Zeit drängt, wir bitten nicht mehr, wir reißen Sie fort." Einen Augenblick scheint Ludwig XVI. zu überlegen, scheint in den Augen des Mannes, der vor ihm steht, lesen zu wollen — ist er sein Henker oder sein Befreier —, dann willigt er ein. Noch widersetzt sich Marie Antoinette. „Stehen Sie mir für das Leben des Königs und für das meines Sohnes?" ruft sie dem Generalprokurator zu. „Madame, wir können nur versprechen, an Ihrer Seite zu fallen", ist seine Antwort.

Um 9,30 Uhr setzt sich der letzte Trauerzug der Monarchie in Bewegung. Treue Grenadiere und Schweizergarden bahnen den Weg. Der König marschiert selbst an der Spitze, die Königin, den Dauphin an der Hand, hält sich dicht hinter ihm, dann folgen Mme. Elisabeth, die Prinzessin,

Mme. de Lamballe, Mme. de Tourzel, einige Würdenträger und Hofdamen. Alle weinen — die Demütigung und der Schmerz überwältigen sie. „Wir werden wiederkommen," ruft Ludwig aus und wendet sein Gesicht zurück zu den Tuilerien — „wir werden wiederkommen", wiederholt die Königin, doch beide haben keine Hoffnung mehr. Der kleine Dauphin wühlt auf dem Wege durch den Tuileriengarten mit dem Fuße in welken Blättern. „Sie fallen heuer früh", bemerkt sein Vater. Er dachte an den Ausspruch Manuels, der einige Tage zuvor geschrieben hatte, das Königtum würde das Fallen der Blätter nicht überleben.

Durch schimpfende und geifernde Weiberbanden, durch rasende und drohende Rotten, gelangt man endlich in den Sitzungssaal der Versammlung. Ein Grenadier setzt den kleinen Dauphin auf ein Pult — der Knabe macht sich frei und eilt auf seine weinende Mutter zu. Der König hat an der Seite des Präsidenten Platz genommen, hinter ihm seine Familie und die wenigen Getreuen. Doch die Versammlung darf in Gegenwart des Monarchen verfassungsgemäß nicht tagen, und so muß denn der König mit den Seinen achtzehn qualvolle Stunden in der Journalistenloge, der sogenannten „loge du logographe", in einem engen, den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzten Raum zubringen.

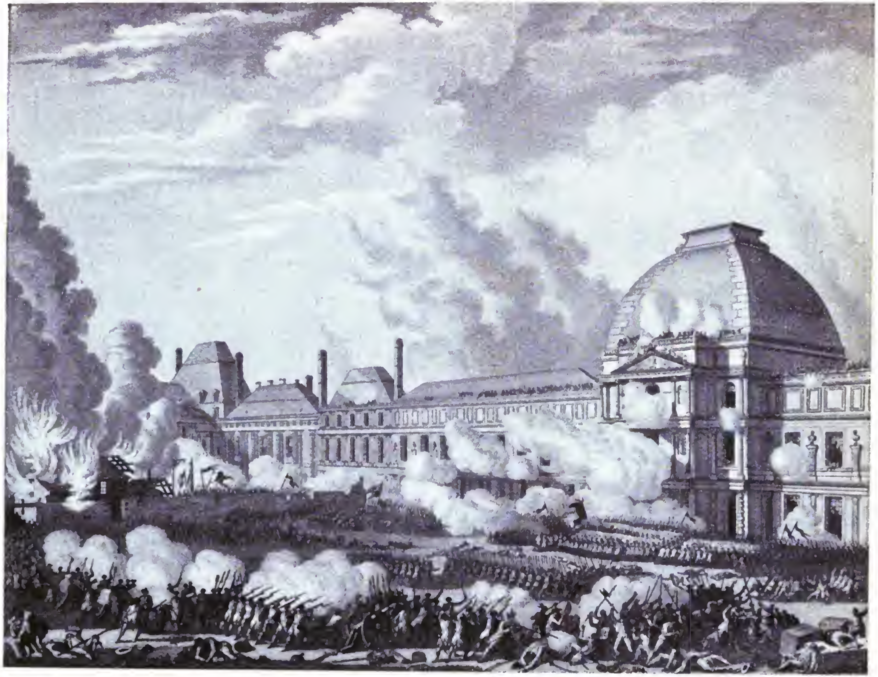
Unterdessen sind die Volksbataillone vor die Tuilerien gerückt. Ihr Vortrupp sucht die Wachen zu überrumpeln, aber vergebens ist sein Bemühen. Ein Pistolenschuß durchhallt die Luft — und eine

einzige scharfe Salve der Schweizer treibt die drängenden und schiebenden Massen in die Flucht. So allgemein ist die Bestürzung, daß die Volksmassen sich erst vor den Höfen, weit draußen, wieder zu sammeln vermögen.

Auch der König hat die scharfen Schüsse vernommen und in unbedachtsamer Schwäche einen Boten gesandt, der dem Feuern Einhalt gebieten und die Räumung des Schlosses befehlen soll. In guter Ordnung ziehen sich die Schweizer zurück. Da trifft sie eine neue Order des Königs, die ihre Entwaffnung befiehlt.

Der Mob hat gewonnenes Spiel. Wie ein reissender Strom ergießt er sich über die Schloßhöfe, über die Treppen und Stiegen über das Innere des Schlosses, alles massakrierend, zerstörend und zertrümmernd, was ihm auf seinem Wege entgegentritt. Mit Äxten und Säbeln, mit Flintenkolben und Knütteln wird alles niedergeschlagen bis zum letzten Küchenjungen. Wie ein Mann fallen die wehrlosen Schweizer unter den Hieben und Streichen ihrer Mörder. Dann prasselt es auf, und eine rote Feuergarbe steigt weithin sichtbar zum Himmel empor und wälzt die Schwaden beißenden Rauches über die Hauptstadt. — Die Tuilerien brennen. —

Bluttriefend und vom Wein berauscht dringen die Besieger eines Königtums, das zu schwach war, um sich zu verteidigen, in die Versammlung und fordern die Absetzung Ludwigs XVI. Die Versammlung beugt sich vor den neuen Herren Frankreichs, verfügt die Suspension des Königtums und



Der Sturm auf die Tuilerien
am 10. August 1792

überträgt dem Nationalkonvent die Begründung der Volkssouveränität. Um zwei Uhr morgens ist die Monarchie gerichtet. Die königliche Familie wird in vier Zellen des in der Nähe gelegenen ehemaligen Klosters der Feuillants untergebracht. Vier weißgetünchte Wände bilden ihr Heim. Die Versammlung hat schnell einige notdürftige Möbel herbeischaffen lassen. Auf den Korridoren stehen die Wachen und von draußen tönt das Geheul des Pöbels, der das Haupt Marie Antoinettes fordert.

Drei Tage blieb die königliche Familie hier, drei Tage lang führte man sie jeden Morgen in die Versammlung, wo sie in der elenden Journalistenloge die wüstesten Anschuldigungen über sich ergehen lassen mußte, die die Jakobiner gegen sie schleuderten. Und jeden Abend kehrte sie unter den Verwünschungen der schnell sich sammelnden Menge in ihr elendes Quartier zurück. Eines Tages schlich sich ein junger Mann auf der Straße an die Königin heran und stieß ihr den Daumen voller Wucht unter die Nase. „Infame Antoinette," rief er aus, „du wolltest die Österreicher in unserm Blute baden lassen, jetzt wirst du es mit deinem Kopfe bezahlen." Am 13. August befahl die Kommune die Überführung der Gefangenen nach dem Tempel. Ludwig XVI. ist jetzt nicht mehr suspendiert — er ist abgesetzt und Frankreich ist Republik.

In zwei großen Wagen fährt man die königliche Familie und ihr Gefolge nach dem Tempel. Nur im Schritt kommen die Pferde vorwärts, so dicht stehen die Menschenmengen. A bas le Roi!

Vive la nation! tönt es unaufhörlich. Bei einbrechender Finsternis erreicht man den Tempel. Wie in grausamer Ironie sind alle Fenster erleuchtet, der Saal strahlt in einem Meer von Kerzen. Beim Schein der Lampions führt man den einstigen König der Franzosen und seine Familie die steilen Treppen hinauf in das Innere des alten Schlosses. Krachend schließen sich die großen Eisentore hinter den Gefangenen, vor denen sich eine neugierige, zischende, pfeifende und spöttelnde Menge drängt.

## SECHZEHNTES KAPITEL

Der Tempel. — Madame Lamballe und die Herzogin von Tourzel werden nach La Force gebracht. — Paris in Schrecken und Angst. — Septembermorde. — Das Ende der „Septembriseurs". — Tod der Prinzessin von Lamballe. — Sadistische Orgien entmenschter Bestien. — Ludwig XVI. ist ein stiller Dulder geworden. Nur Marie Antoinette kämpft noch mit dem grausamen Schicksal. — Ludwig Capet vor seinen Richtern. — „Oportet unum mori pro populo." — Die letzte Zusammenkunft des Königs mit den Seinen. — Das Ende. — Marie Antoinette ist Witwe geworden. — Die halbe Welt sucht sie zu retten und die halbe Welt versagt. — Auch Marie Antoinette hat jetzt mit dem Leben abgeschlossen. — Ludwig XVII.

Die Stätte, wo einst der Tempel stand, hat längst die Weltstadt dem Boden gleichgemacht. Nur in Wort und Bild ersteht er noch vor unserm Auge — jene uralte Feste aus dem 13. Jahrhundert, in grauer Vorzeit den Tempelrittern gehörig und Sitz ihres Großmeisters. Das üppige Leben des 17. und 18. Jahrhunderts war durch seine Mauern geflutet — hier hatte sich die große Gesellschaft Stelldichein gegeben —, der Prinz

von Guise, Bussy-Rabutin, Rousseau hatten hier gelebt und Madame de Staël hatte an den schwelgerischen Festen teilgenommen, die man „petits soupers du Temple" getauft hatte. Dann war Graf Artois eingezogen und neue Orgien der galanten Zeit und Maitressenwirtschaft hatte das alte Gemäuer gesehen. Jetzt war sein letzter Besitzer, der Fürst von Conti, längst über Frankreichs Grenzen geflohen, und die neue Republik hatte den Tempel als willkommenes Vermächtnis einer anderen Zeit in Besitz genommen. Seine beiden roten Türme, der große und der kleine Turm genannt, die gleich Zwingfesten der alten Feudalzeit stolz und trotzig zum Himmel ragten, bildeten nun abwechselnd das Gefängnis Ludwigs XVI. und seiner Familie.

Die ersten Tage der Gefangenschaft verliefen in äußerlicher Ruhe. Die Eltern gaben den Kindern Unterricht. Ludwig lehrte den Sohn Latein und stöberte in der alten Bibliothek der Tempelritter. Die Prinzessinnen arbeiteten mit der Nadel, beschäftigten sich mit den Kindern, beteten und suchten sich gegenseitig zu stützen. Aber nicht lange sollte dies harmonische Verhältnis dauern. Bereits eine Woche nach ihrer Einkerkerung wurden die Prinzessin von Lamballe und die Herzogin von Tourzel, die beide die königliche Familie seit den Schreckenstagen des 10. August nicht verlassen hatten, in das Gefängnis La Force überführt. Der Abschied von der treuen Freundin zerriß das Herz Marie Antoinettes. Sie beschwor Madame de Tourzel für die schüchterne zarte Frau mütterlich zu sorgen, dann umarmten sich die

beiden Frauen, die sich im Leben so nahe gestanden, daß ein ganzes Volk ihre Liebe gefühlt und verdächtigt hatte, zum letzten Male. Lebend sollte Marie Antoinette ihre Freundin nicht wiedersehen. Die königliche Familie war jetzt ganz allein, nur einen treuen Kammerdiener hatte man dem König noch gelassen.

Langsam schlichen die Tage. Ludwig XVI. und die Seinen waren ständig von Spionen umgeben. Selbst Marie Antoinettes Schlafzimmer war nicht geschützt vor den rohen und lüsternen Blicken der Revolutionsmänner. Unterdessen dringen die verbündeten Armeen, fast ohne Widerstand zu finden, siegreich in Frankreich ein — und mit jedem Schritt Bodens, den sie gewinnen, mit jedem Zoll französischer Erde, der ihre Spuren trägt, wächst die Erregung unter den Jakobinern, wächst der Haß und die Wut gegen Marie Antoinette. Am 2. September stürzt sich ein Munizipalgardist schäumend vor Wut in das Zimmer der Königin, wo die ganze königliche Familie versammelt ist. „Monsieur," redet er den König an, „Sie wissen nicht, was vorgeht. Draußen wird der Generalmarsch geschlagen und die Sturmglocke gezogen — die Alarmglocke erdröhnt — die Emigranten stehen in Verdun. Kommen Sie, so sterben wir alle, aber Sie sterben als erster." — Die Erregung in Paris ist grenzenlos. — Die Kriegspanik hat die Leidenschaften bis aufs äußerste gereizt. Da gibt es kein Halten mehr, kein Zurück. Die Monarchie wird verantwortlich gemacht für die Niederlagen der französischen Waffen, und alles, was fest oder



Die Ermordung der Fürstin von Lamballe
nach der Lithographie von Tony-Johannot

lose mit ihr zusammengehangen hat, wird zum Verräter gestempelt. Da senden Danton, Marat, Robespierre die Mörderbanden aus und die Massakres beginnen, die furchtbaren Metzeleien des September 1792.

Es ist behauptet worden, jene Metzeleien wären der Ausfluß eines aufs höchste gesteigerten Fanatismus gewesen. Keineswegs — sie waren nicht eine blinde, unvorhergesehene Barbarei —, lange und systematisch waren sie von den Revolutionsbehörden vorbereitet. Nur der Tag ihres Ausbruches war unbestimmt. Das Vorrücken der verbündeten Heere entschied über ihn. Das Volk — das wahre Volk mischte sich nicht einen Augenblick unter die Mörderbanden, und während jene die Gefängnisse zu Schlachthäusern machten, war dieses auf dem Marsfelde versammelt, um Gut und Blut für das Vaterland im Kriege zu opfern. Eine Handvoll gedungener Würger genügte, um ganz Paris in ein einziges großes Schlachthaus zu verwandeln. Und doch ist die ganze Stadt in das Geheimnis eingeweiht — geknebelt, gleich einem hilflosen Gefangenen, muß sie die Greuel über sich ergehen lassen. Jedes Haus wird von den Agenten der Kommune inspiziert. Ein Hammerschlag an der Tür läßt die Bewohner erzittern. Die Beschuldigung eines Feindes, eines Dienstboten, eines Nachbarn genügt, um den Verdächtigen dem Tode zu überliefern. Kaum wagt man noch zu atmen. Wasser und Erde sind in der Gewalt des Revolutionstribunals. Beim dritten Kanonenschlag stürzt die wilde Mörderbande fort und erbricht die Ge-

fängnisse. Keiner wird geschont — die Säbel der Sansculotten röten sich von dem Blute ihrer unschuldigen Opfer. Im Karmeliterkloster sind 170 Priester versammelt. Auf den Knien liegend, in inbrünstigem Gebet erwarten sie ihre Stunde. Da stürzt es heran das wilde Heer der Mordbuben und einer nach dem andern fällt unter ihren Streichen. Die wenigen, welche in die Gärten entweichen können, werden hinterrücks niedergeschossen. Die Nacht bricht herein, man zündet Fackeln an und hängt schimmernde Lampions über die Blutlachen und Kadaver, um auch den später Kommenden ihren Anblick zu enthüllen. Es gibt Scheusale genug, die als reine Zuschauer sich stundenlang an den Qualen der Opfer erfreuen. Für sie setzt man Bänke hin, eine für die Frauen, die andere für die Männer. Die Schlächterei dauert an. Der Boden ist von dem vergossenen Blut bereits glitschig geworden — die Henker rutschen auf den Steinen aus. Da stopft man ein großes Kissen und tötet hinfort nur auf diesem. Die Henker sind trunken, trunken vor Blutgier und von dem genossenen Wein. Ihre Frauen bringen ihnen zu essen. Die aufgehende Sonne bescheint das Bild der Verwüstung — doch dem Mordwahn gebietet sie nicht Stillstand. In dem Gefängnis La Force gibt es noch Arbeit genug. Die Regierung hat aus der rohen Schlachtfreude ihrer Helfershelfer Nutzen gezogen — heute bekommen sie nur 2.50 Francs Tagelohn, gestern hatte man noch 8 Francs verschwenderisch an sie ausgezahlt. Ein Neger, mit Namen Delorme, zeichnet sich vor

allen anderen aus. Sein schwarzes Fell, von Blut gerötet, seine weißen, blitzenden Zähne, seine wildleuchtenden Augen, sein bestialisches Lachen und seine Raubgier stempeln ihn zu dem geborenen Würger.

In der Salpetrière ein anderes Schauspiel. Gefallene Frauen, Mädchen und Kinder sind hier untergebracht. Für die Mörder wahrlich ein neuer Reiz ihrer tierischen Leidenschaften. Man erwürgt die alten, quält, foltert, vergewaltigt, lustmordet endlich die jungen und läßt ihnen die schuldlosen Kinder folgen.

Der Mordwahn steigt bis zum Paroxismus. Mählich sind die Gefängnisse geleert — aber Blut, Blut! verlangen die Bestien. Da stürzen sie sich in die Armenasyle, in die Irrenanstalten, und Vagabunden, Bettler, Diebe, Geisteskranke fallen unter ihren Streichen. Die Schlachterei dauert fünf Tage und fünf Nächte ununterbrochen. Man ist nicht wählerisch in der Form der Todesmittel. Die einen werden ertränkt in Flüssen, in Jauchegruben, die anderen in den Höfen niedergeschossen, wieder andere enthauptet, in Stücke geschlagen, aufgespießt, wie wilde Tiere jagen die Mörderbanden ihre geängstigten Opfer. In der Provinz setzt sich das Blutbad fort. Endlich ist das Vernichtungswerk beendet und die Mordbuben kehren in die Hauptstadt zurück, wo sie hoch oben vom Balkon des Justizministeriums Danton zu dem Erfolg ihrer Expedition beglückwünscht. Ein düsteres Blatt in der Geschichte Frankreichs! Ruhig hat die Nationalversammlung dem Gemetzel zugesehen. Nicht

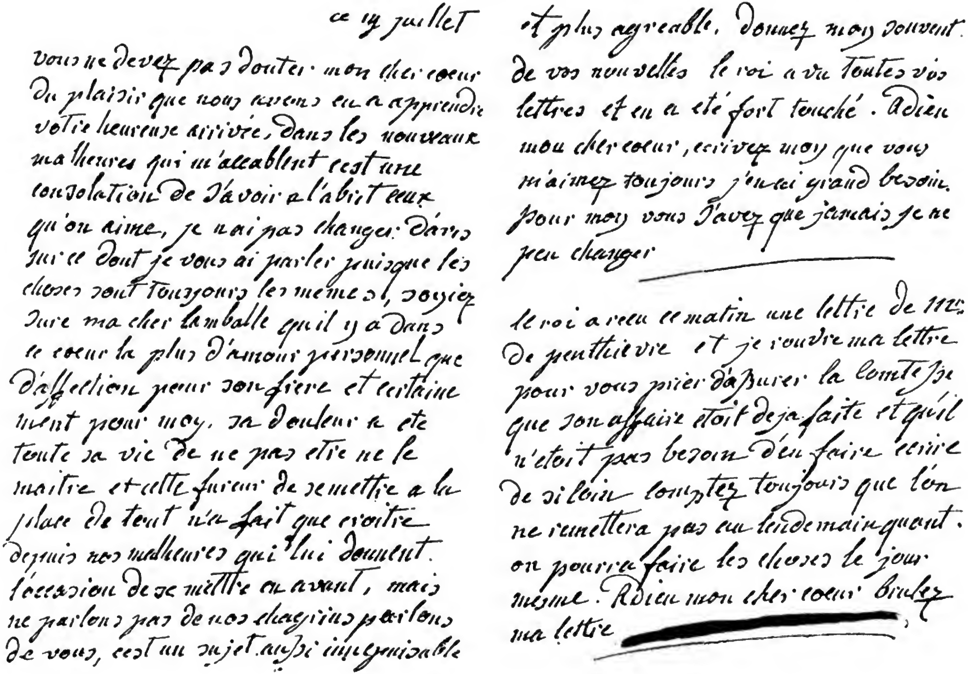
eine Stimme hat sich gefunden, Rechenschaft zu fordern von den Männern, denen die Sicherheit der Hauptstadt anvertraut war. Eine Bevölkerung von 800000 Menschen, eine Nationalgarde von 50000 waffenfähigen Männern haben sich unter das Joch einer Handvoll Banditen, haben sich der Willkür von 235 Schlächtern gebeugt. Bis zum 7. September gab es selbst keine Zeitung, die auch nur die geringste Andeutung über die Greueltaten zu veröffentlichen wagte. Paris zitterte.

Die Mörder selbst traf kein besseres Schicksal als das, was sie ihren Opfern bereitet hatten. Die einen hatte der Blutwahn erfaßt und ihre Sinne auf ewig verfinstert — sie endeten durch Selbstmord. Die anderen gingen an den Folgen des übermäßig genossenen Fusels zugrunde, in den Danton selbst ein geheimnisvolles, todbringendes Pulver gemischt haben soll. Die letzten endlich schickte Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, als „Septembriseurs" auf die Guillotine.

Noch einmal steigt der rote Tag des 3. September vor unseren Augen auf. Es ist der Todestag der Prinzessin Lamballe. Vor dem Gefängnis „La Force" stehen die Mörderbanden. Madame de Tourzel und Madame de Lamballe liegen auf den Knien, um Gott um Rettung anzuflehen. Da dringt ein Haufe mit Beilen und Säbeln ein — sie führen die Prinzessin vor einen Richtertisch, hinter dem mehrere Munizipalbeamte, die dreifarbige Schärpe über der Achsel, sitzen. Ein kurzes Verhör. „Schwört Freiheit, Gleichheit, Haß dem Könige, der Königin und dem Königtum", herrscht sie der

## Brief Marie Antoinettes an Mme. de Lamballe

Die Fürstin von Lamballe hatte ihn in ihrem üppigen Haare vor den Häschern der Revolution verborgen. Bei ihrer Ermordung fiel er zu Boden, den Septembriseurs vor die Füße



ce 14 juillet

vous ne devez pas douter mon cher coeur du plaisir que nous avons eu a apprendre votre heureuse arrivée, dans les nouveaux malheures qui m'accablent c'est une consolation de savoir a l'abri ceux qu'on aime, je n'ai pas changer dans ce dont je vous ai parler puisque les choses sont toujours les memes, soyiez sure ma cher lamballe qu'il y a dans le coeur le plus d'amour personnel que d'affection pour son frere et certainement pour moy. sa douleur a ete toute sa vie de ne pas etre ne le maitre et cette fureur de se mettre a la place de tout n'a fait que s'acroitre depuis nos malheures qui lui donnent l'occasion de se mettre en avant, mais ne parlons pas de nos chagrins parlons de vous, c'est un sujet aussi inepuisable et plus agreable. donnez moy souvent de vos nouvelles le roi a vu toutes vos lettres et en a été fort touché. adieu mon cher coeur, ecrivez moy que vous m'aimez toujours j'en ai grand besoin. pour moy vous savez que jamais je ne peu changer

le roi a reçu ce matin une lettre de mr. de penthievre et je rendre ma lettre pour vous prier d'assurer la comtesse que son affaire étoit deja faite et qu'il n'étoit pas besoin d'en faire ecrire de si loin comptez toujours que l'on ne remettera pas au lendemain quand on pourra faire les choses le jour mesme. adieu mon cher coeur brulez ma lettre

Richter an. Die Prinzessin weigert sich — niemals wird sie diesen Eid leisten. Zwei Wächter packen sie und führen sie über Leichen hinweg ins Freie. Ein Säbelhieb fährt durch ihr üppiges, blondes Haar und läßt einen Brief zu Boden fallen — das letzte Liebeszeichen Marie Antoinettes. Ein zweiter Hieb trifft sie in den Nacken und läßt ihr Blut in Strömen springen. Sie stolpert und fällt — mit Piken und Dolchen macht man ihr den Garaus. Ein Trödler, namens Angelo, trennt den Kopf vom Rumpfe des Leichnams und trägt ihn auf einer Pike davon. Mit Dolchen gräbt man das noch zuckende Herz aus dem Körper, und toll vor Blutgier beißen die rohen Gesellen hinein. Dann schleppen sie den nackten Leichnam hinter sich her, waschen ihn am Brunnen, um die Weiße der Haut und die Schönheit der Linien besser hervortreten zu lassen und schwelgen in sadistischen Orgien. Bestialisch verstümmelt, seiner Weiblichkeit beraubt, geschändet und zertreten läßt man den Leichnam in der Gosse liegen. Das blonde Haupt aber frisiert und pudert man, um es mit wildem Triumphgeheul unter die Fenster des Tempel zu tragen, wo Marie Antoinette bei seinem Anblick ohnmächtig zusammenbricht.

Jeder Tag bringt von nun an neue Qualen für die Gefangenen des Tempel. Die Blusenmänner, in deren Hand die Regierung liegt, erweisen sich erfinderisch in dem Ausdenken moralischer Peinigungen aller Art. Man trennt den König von seiner Familie, und nur zu den Mahlzeiten sieht er die Seinen wieder. Den Dauphin hat er zu sich ge-

nommen. Eine feste und doch sanfte Entschlossenheit zeichnet den Dulder aus. Ihn und seine Schwester hält der Glaube aufrecht. Anders die Königin. Noch ringt sie mit ihrem Schicksal, noch bäumt sich ihr Stolz gegen die Verruchtheit und Niedertracht der Menschen. Etwas von dem alten Gefühl der Hoheit spricht noch aus ihren Zügen und nimmt sogar ihre Kerkermeister gefangen. Es liegt etwas in ihr, das bis zuletzt die Menschen rührt und bezaubert, das bis zuletzt ihr Freunde wirbt, die ihr Leben für sie in die Schanze schlagen. Auch jetzt finden sich unter ihren Peinigern mitleidige Seelen, die ihr die Qualen der Gefangenschaft erleichtern, die ihr Ehrerbietungen und Liebesdienste erweisen. Selbst Drouet, der Postmeister von Saint-Ménehould, der eines Tages als Deputierter des Konvents im Tempel erscheint, ist ergriffen von der Seelengröße, mit der sie ihr Unglück trägt, und fragt sie zweimal, ob sie sich über irgend etwas zu beklagen habe. Aber stolz wendet sich Marie Antoinette von ihm ab, und voller Reue verläßt ihr einstiger Verfolger die kleine Zelle im Tempel.

Am 11. Dezember dröhnt der Generalmarsch durch die Straßen der Seinestadt. Kavallerie hält den Garten des Tempel besetzt und Geschütze werden auf seine Pforten gerichtet, es ist der Tag, da man Ludwig Capet vor seine Richter führt. Er ist jetzt vollständig von seiner Familie getrennt und darf sie auch zu den Mahlzeiten nicht mehr sehen. Von seinem getreuen Kammerdiener erfährt Marie Antoinette die Kunde.

Der traurige Prozeß geht seinen Gang. Der König hat sich drei Verteidiger gewählt, die freilich von vornherein das Nutzlose ihres Beginnens einsehen, aber doch alles aufbieten, um den König zu retten. Am 25. Dezember, dem Weihnachtstage, schreibt Ludwig XVI. sein Testament, jenes Denkmal wahrhaft christlicher Ergebenheit und Liebe für sein Volk.

Am 26. Dezember erscheint der Angeklagte zum zweitenmal vor dem Revolutionstribunal. Seine Verteidiger, de Sèze und Malesherbes, halten ein glänzendes Plaidoyer. Und doch kann nichts ihn retten. Als man der Königin ein Exemplar von de Sèzes Verteidigungsrede heimlich zusteckt, schreibt sie voller Resignation aufs erste Blatt:

„Oportet unum mori pro populo.“

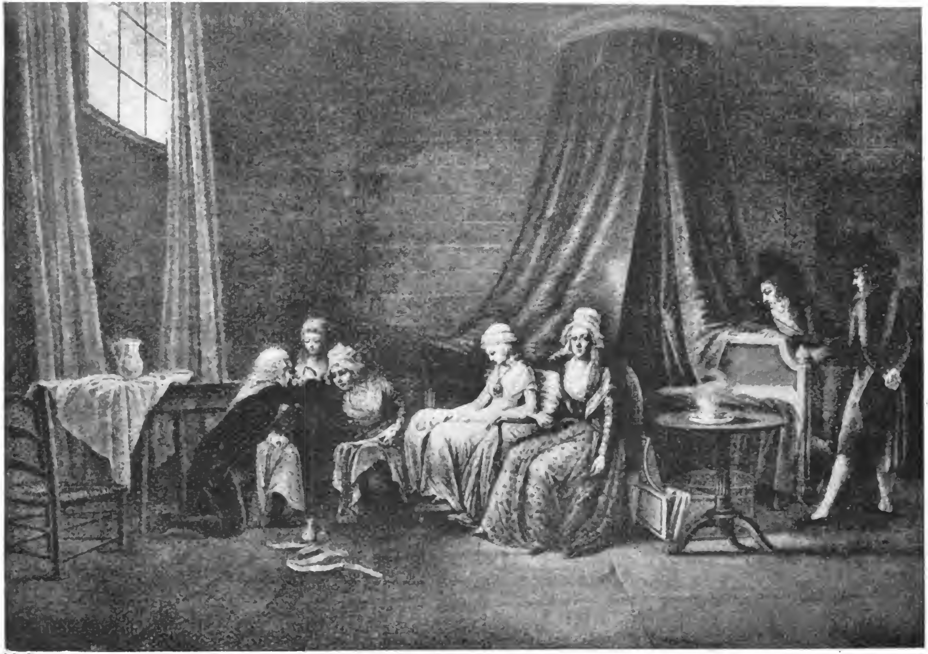
Am 15. Januar des neuen Jahres (1793) sprach der Konvent Ludwig Capet schuldig und zwei Tage später, nach einer Sitzung von 22 Stunden, verurteilte er ihn mit einer gekünstelten Mehrheit von fünf Stimmen zum Tode. Der Verurteilte war von jetzt an Tag und Nacht unter Bewachung. Abermals nach drei Tagen erklärte der Konvent die Todesstrafe für sofort vollstreckbar. Am Nachmittage überbringt man dem Könige den Beschluß. Keine Miene verzieht sich im Gesicht Ludwigs XVI., kein Ausdruck des Schmerzes kündet seine Pein — er bittet nur um Aufschub, um sich mit seinem Gotte zu versöhnen, er bittet um einen Priester, er bittet noch einmal seine Familie ohne Zeugen sehen zu dürfen. Der Aufschub wird verweigert, die anderen Bitten gewährt. Zu später Abend-

stunde trifft der König mit den Seinen zusammen. Eine elende Zuglampe, eine Wasserflasche und ein Glas stehen auf dem Tisch des Zimmers, in dem er sie erwartet. Er erzählt der Königin den Prozeß und bricht in Tränen aus über das grausame Geschick seiner Familie. Den kleinen Dauphin läßt er schwören, nie seinen Tod zu rächen und seinen Henkern zu verzeihen. Sieben Viertelstunden dauert die Unterredung, halten die Frauen und Kinder ihn weinend umschlungen — dann reißt er sich endlich los und verspricht der zusammenbrechenden Gattin, sie am nächsten Morgen noch einmal rufen zu lassen.

Die Königin hat sich angekleidet aufs Bett geworfen. Vor Kälte und Schmerz zitternd, ohne die erlösenden Tränen zu finden, verbringt sie diese furchtbare Nacht. Der Morgen bricht herein. — Die Stunden vergehen, aber niemand kommt sie zu holen. Der König hat sich die letzte Zusammenkunft versagt, seine Gedanken verweilen nicht mehr auf dieser Welt.

Auf dem Revolutionsplatz ist das Schafott errichtet. Um 10 Uhr 20 Minuten fällt das Haupt des sechzehnten Ludwig unter dem Fallbeil. Und während um die Guillotine eine rasende Menge in frenetischem Jubel sich drängt und mit wildem Geschrei ihre Taschentücher mit dem königlichen Blute netzt, stehen oben in der dritten Etage des Tempel zwei Frauen und zwei Kinder eng umfangen in Tränen und beten für das Opfer und für seine Mörder.

Marie Antoinette ist Witwe geworden. Ihre



M. Bovi fec.

## Marie Antoinette im Tempel

Die Szene spielt drei Tage nach dem Tode Ludwigs XVI. Die vierzehnjährige Prinzessin hatte ein schmerzhaftes Beinleiden, das ihre Tante bisher gepflegt hatte. Auf unserem Bilde zeigt sie die Wunde dem Arzte Brunnier. Der Dauphin hilft beim Verbinden. Die Königin selbst brütet in dumpfer Resignation, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Zwei Kommissäre überwachen die königliche Familie. Personen und Örtlichkeit sind mit peinlicher Genauigkeit wiedergegeben. Das Original befindet sich in der Sammlung Lord Renald Gowers

Augen bleiben hinfort trocken, sie hat keine Tränen mehr. Die halbe Welt trägt sich inzwischen mit Rettungsplänen für sie, unaufhörlich dringen die verbündeten Heere in das Herz Frankreichs, doch sie wagen den Vorstoß auf Paris nicht. Der treue Fersen, Mercy, Breteuil, de la Marck bieten alles auf, um die Königin dem drohenden Tode zu entreißen — aber die Höfe zögern, Kaiser Franz II. nimmt kein allzugroßes Interesse an dem Schicksal seiner Tante. Auf Mercys wiederholte Eingaben folgt aus Wien nicht einmal eine Zeile der Erwiderung. An elenden Intrigen geht das Rettungswerk zugrunde. Und ebenso wie dieses, scheitern die vielen Fluchtpläne, die in Paris inzwischen von ergebenen Royalisten gesponnen werden. Nur ein Plan hat Aussicht auf Erfolg — aber Marie Antoinette kann ihn nicht annehmen —, er würde sie allein retten, und sie darf ihre Kinder nicht verlassen. Als der Retter ihr gegenüber tritt, als sie die Tore geöffnet sieht, die zur Freiheit führen, da tritt sie entsagend zurück. „Es war ein Traum — ein schöner Traum! — aber besser der Tod, als die Qualen des Gewissens."

Von nun an hat auch die Königin mit dem Leben abgeschlossen. Sie weiß, was ihr bevorsteht, und sie fürchtet den Tod nicht. Aber noch gibt es einen größeren Schmerz für das Herz einer Mutter, und sie muß auch diesen fühlen.

Noch lebte Ludwig XVII. und sein Bild verfolgte wie ein drohendes Phantom die Vernichter der Königsherrschaft. In Paris ging das Gerücht um, man wolle den Dauphin auf den Thron heben,

den Konvent auseinanderjagen und mit Hilfe der Verbündeten eine absolute Monarchie unter dem Sohne des Gerichteten erstehen lassen.

Die vage Kunde alleine genügt, um den Wohlfahrtsausschuß zum Einschreiten zu veranlassen. Er befiehlt, den jungen „Ludwig Capet" von seiner Mutter zu trennen und in einer sicheren Zelle des Tempel unter Aufsicht eines von der Kommune zu wählenden Erziehers zu verwahren. Der Schuster Simon wurde als Lehrer des „Königssohnes" bestimmt. Am 3. Juli genehmigt der Konvent das Dekret seines Ausschusses.

## SIEBZEHNTES KAPITEL

**Häscher des Konvents entreißen den Dauphin der jammernden Mutter. — Der Schuster Simon als Lehrmeister Ludwigs XVII. — Nach der Conciergerie. — Fluchtpläne. — Mitleidige Kerkermeister. — Billaud-Varennes fordert die Bestrafung der Witwe Capet. — Die Anklage. — Sie hat den Dauphin geschändet in sinnlicher Liebe. — Politische Vergehen. — Das Verdikt. — Der 16. Oktober 1793. — Der Abschiedsbrief Marie Antoinettes. — Die Königin weist den beeidigten Priester zurück. — Samson, der Henker. — Messaline! Messaline! — Das Beil fällt.**

Die neunte Abendstunde ist hereingebrochen, ein heißer Julitag ist zu Ende gegangen. Die Gefangenen im Tempel freilich haben nicht seine sengenden Sonnenstrahlen gespürt. Kalt und tot wie ihre Herzen ist auch das alte Gemäuer ihres Gefängnisses. Da nahen die Häscher, sechs Munizipalgardisten hat man gesandt, um den Dauphin seiner Mutter zu entreißen. Der kleine Prinz schläft schon, ein abgetragener Schal umgibt sein Bett



*Un peuple est sans honneur, et mérite ses chaines,*
*Quand il baisse le front sous le sceptre des Reines.*

Aus Prud'homme: Les crimes des reines. Versinnbildlichung der galanten und blutigen Verbrechen französischer Königinnen.

anstatt der gewohnten Vorhänge. Marie Antoinette und Mme. Elisabeth wachen über den Schlaf des Kindes und flicken seine zerrissenen Kleidungsstücke, während die junge Prinzessin mit lauter Stimme aus einem Gebetbuche vorliest. Plötzlich öffnet sich die Tür, die Abgesandten des Konvents treten herein und verkünden der Königin den Beschluß der Regierung. Marie Antoinette fliegt von ihrem Sessel hoch — „mir mein Kind rauben," ruft sie aus, „unmöglich — es bedarf meiner Pflege!" Doch was gilt der schwache Einwand einer Mutter vor dem allmächtigen Befehl des Konvents, man stößt sie fort und sucht ihr das Kind gewaltsam zu nehmen. Doch mit keuchender Brust und hocherhobenen Händen steht sie schirmend vor seinem Lager. Ihr Anblick ist so furchtbar, daß selbst die rohen Männer nicht weiter zu gehen wagen.

Inzwischen ist das Kind von dem Tumult erwacht. Es sieht seine weinende Mutter — jene drohenden Gestalten und bricht in die klagenden Worte aus: „Mama — Mama, verlaß mich nicht." Da krampft sich die Königin in namenlosem Schmerz an das Bett ihres Sohnes, da bedeckt sie sein kleines Gesichtchen mit Küssen und einer Löwin gleich schirmt sie ihr Kind. Aber vergebens — vergebens ist, daß sie, allen Stolz vergessend, sich flehend und weinend vor den Häschern zu Boden wirft — vergebens sind die Bitten und Versprechungen der Mutter. „Was sollen deine Schreiereien," antwortet ihr ein Munizipalgardist, „man wird deinen Sohn schon nicht töten. Gib ihn uns freiwillig, oder wir werden

ihn uns mit Gewalt nehmen." So vergeht eine ganze lange, eine entsetzliche Stunde. Marie Antoinette kämpft wie eine Verzweifelte gegen die Schimpfreden und Drohungen ihrer Quäler. Die Männer drohen endlich, beide Kinder unter den Augen der Königin zu töten. Im Kampf der Mutterliebe unterliegt Marie Antoinette. Sie opfert ihr Kind um seines Lebens willen, ach! um eines so traurigen Lebens willen. Mme. Elisabeth und Mme. Royale kleiden den kleinen Dauphin an — die arme Mutter hat nicht mehr die Kraft es zu tun. Dann aber legt sie beide Hände segnend auf sein Haupt, und schon wieder gefaßt gibt sie ihm die letzten Ermahnungen. Er möge Gott, der ihn prüfe, und seiner Mutter, die ihn liebe, nicht vergessen, gut, geduldig und ehrenhaft sein, und sein Vater im Himmel wird ihn segnen. Ein letzter langer Kuß, ein letztes Herzen, und sie übergibt das Kind den Wächtern. Doch der Knabe entschlüpft und krampft sich an den Rock seiner Mutter. „Wir müssen gehorchen," sagt traurig die Königin — „wir müssen es", und ein zweites Mal bringt sie den Dauphin seinen Entführern. Mit rohem Hohn und Spott ziehen diese davon. Marie Antoinette aber wirft sich im höchsten Schmerz auf den Boden, das Ohr an die Tür gelehnt, die sich hinter ihm geschlossen und hört noch lange das Wehegeschrei ihres Kindes, das über die knarrenden Stiegen zu ihr dringt.

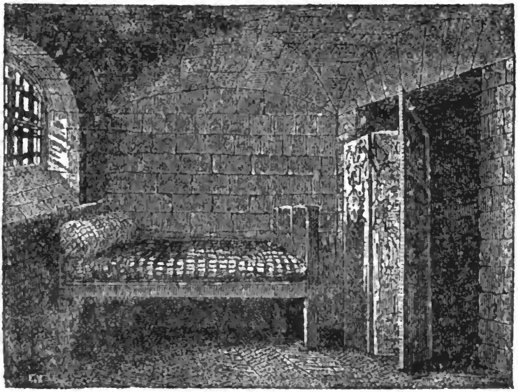
Ludwig XVII. blieb im Tempel, dem Schuster Simon anvertraut, der ihn körperlich und geistig zugrunde richtete. Mißhandelt, geschlagen, mit

Fusel vergiftet, zum Singen obszöner Lieder, zum Ausstoßen wilder Flüche angehalten, verbrachte der Sohn Ludwig Capets seine Tage. In wenigen Monaten war aus dem blühenden, blondlockigen, geistesgeweckten Knaben ein armes rachitisches, halbblödes Wesen geworden. Simon hatte wahrhaft den Auftrag des Konvents gewissenhaft ausgeführt.

Häufig noch sah Marie Antoinette ihren Sohn, wenn er um Luft zu schöpfen, auf die Platten des Turmes geführt wurde. An einem kleinen vergitterten Fenster wartete sie stundenlang auf sein Erscheinen. So blieben ihr auch seine Qualen nicht verborgen — und als sie eines Tages den Dauphin mit scheu gesenktem Blick, die Carmagnole um die Schultern und die rote Jakobinerkappe auf dem Haupt, von Simon getreten, gestoßen und geschlagen die Treppe hinaufsteigen sieht, da bricht sie in die letzte Klage aus: „Gott hat mich verlassen. Ich darf nicht mehr beten."

Vom Tempel in die Conciergerie — die letzte Etappe eines namenlosen Elendes — dann folgt nur noch das Schafott. Am 2. August um zwei Uhr morgens kommen die Wächter, um die Königin zu holen. Marie Antoinette hat geschlafen — eine seltene Erquickung ihres todmüden Körpers. In Gegenwart der Kommissare muß sie sich ankleiden, nur ein Taschentuch und ein Riechflakon darf sie bei sich behalten, alles übrige wird ihr genommen. Der übergroße Schmerz läßt Marie Antoinette eine seltsame, fast unheimliche Ruhe bewahren. Sie nimmt Abschied von Mme. Elisa-

beth, umarmt ihre Tochter, der sie dieselben Ermahnungen wie der zum Tode gehende Vater gibt, und verläßt, ohne sich noch einmal umzusehen, das Zimmer. Jetzt allein mit ihrem Schicksal, ist sie wieder ganz Königin. Als sie aus dem Tempel heraustritt, vergißt sie sich an einer niedrigen Falltür zu bücken und stößt mit der Stirn



Kerker Marie Antoinettes in der Conciergerie

wider den Balken. Man fragt sie, ob sie Schmerz empfinde. „O nein," antwortet sie, „jetzt kann mir nichts mehr wehe tun."

Es ist drei Uhr morgens, als die Königin in ihrem neuen Gefängnis ankommt. Ein kleines Kellergelaß, niedrig, feucht und kalt, mit einer Bohlentür, die zwei mächtige Riegel versperren, nimmt sie auf. Der Boden ist mit Backsteinen gepflastert und von den Wänden, die mit einer

Salpeterkruste überzogen sind, rieselt das Wasser tropfenweise herab. Ein einziges gegen den Hof zu vergittertes Fenster spendet ärmliches Licht. Ein halbverfaultes Strohbett mit groben, durchlöcherten Leintüchern und wollener Decke, zwei Strohstühle, ein Tisch mit zwei Büchsen für Pomade und Puder, ein Lehnstuhl und ein Korb bilden das ganze Mobiliar. Nur eine spanische Wand schützt die Gefangene vor den Blicken ihrer Wächter.

Zwei bessere Betten, eins für die Wärterin und eins für den wachehaltenden Gendarmen, wurden in demselben Raume aufgestellt. Die Königin durfte nicht arbeiten, man hatte ihr die Nadeln genommen, aus Furcht, sie könne sich damit ein Leid antun. So blieb sie denn allein ihren trüben Gedanken überlassen und mit Beten und Lesen ging die Zeit dahin. Die Barmherzigkeit einiger menschlich gesinnter Aufseher hatte ihr Bücher verschafft. Sie las Cooks Reisen, und wenn man sie fragte, welche Bücher sie wünsche, so antwortete sie immer „die traurigsten". Manchmal auch wohl sah sie den Gendarmen zu, wenn diese Karten spielten.

Wieder fanden sich an der Seite ihrer Quäler Freunde, die das Schicksal der armen Frau zu lindern suchten. Die einen brachten Nachricht aus dem Tempel, andere schenkten ihr Früchte, selbst die Gendarmen unterbrachen ihr Spiel und warfen ihre Tabakspfeifen weg, um den Schlaf der unglücklichen Königin nicht zu stören. Fluchtpläne wurden von allen geschmiedet und unternommen.



Prieur fec.

Die Königin in der Conciergerie

Priester und treue Anhänger des Königtums selbst fanden dank der Nachsicht ihrer Wächter Eingang in die Conciergerie und in ihr Zimmer. Das Übermaß des Unglücks hatte die Reaktion bewirkt, das Mitleid ausgelöst. Schon ging durch das Volk ein leises Murren und „unsere arme Königin" hörte man wieder aus dem Munde einfacher Frauen und Mädchen. Selbst der Aufseher des Gefängnisses, Michonis, wagte es, einen tollkühnen Royalisten, Rangeville, zur Königin zu bringen, der einen Fluchtplan ausgearbeitet hatte, der nur im letzten Augenblick an der Wachsamkeit eines Gendarmen scheiterte. Der Konvent besorgte einen neuen Kerkermeister — einen wütenden Jakobiner —, aber auch dieser wurde von Mitleid erfaßt, und obwohl er nach außen brutale Manieren zur Schau trug, tat er doch heimlich alles, um der Königin die schwere Haft zu erleichtern. Er versorgte sie mit frischem Wasser, besserer Kost, und befreite sie von der ständigen Gegenwart der Gendarmen. Doch Marie Antoinette, die jetzt an furchtbaren Blutverlusten litt, genoß in der letzten Zeit fast nichts mehr.

Und während so immer neue Komplotte geschmiedet wurden, um die Königin zu retten, während Kerkermeister und Royalisten im Bunde sie ihren Henkern zu entreißen suchten — was tat ihre eigene Familie, was taten der Kaiser und die verbündeten Heere?

Mercy hatte gleich nach der Einlieferung Marie Antoinettes in die Conciergerie an den Fürsten von Koburg, den Befehlshaber der öster-

reichischen Armee geschrieben und ihn gebeten, unverzüglich eine Kavallerieabteilung aus Valenciennes nach Paris zu senden, da das Schicksal der Königin nun nicht mehr zweifelhaft sein könnte. Vergebens! Koburg war nicht der Mann, um einen kühnen Handstreich zu wagen. Sei es aus Berechnung, sei es aus Unfähigkeit, sei es aus Routine — er zog vor ins Winterquartier zu gehen. Zwei Monate später schrieb Mercy an den Fürsten Arenberg: „Ich zittere für die Königin." — — Doch schon war es zu spät — der letzte Akt des Dramas hatte begonnen, und auf Österreichs Herrscher blieb für immer das unauslöschliche Schandmal, mit seiner Armee vierzig Meilen vor Paris, nichts zur Rettung Marie Antoinettes getan zu haben.

Schon seit zwei Monaten saß die gefangene Königin in der Conciergerie um abgeurteilt zu werden, und noch hatte man nicht die Materialien für eine Anklage zusammenbringen können. Am 3. Oktober forderte Billaud-Varennes von der Tribüne die Bestrafung der Witwe Capet. Doch Fouquier-Tinville sucht vergebens nach Unterlagen für den Prozeß. Da öffnet man die Archive und verwendet die Anklage gegen Ludwig XVI. auch gegen Marie Antoinette. Aber es ist vielleicht zu wenig, man sucht nach neuen Punkten und findet sie. Drei Scheusale, Chaumette, Pache, Hibert entreißen dem trunken gemachten wehrlosen Dauphin eine scheußliche Anklage gegen die Mutter — sie hat ihn geschändet in sinnlicher Liebe. Am 12. Oktober abends erscheint Marie Antoinette vor

dem Tribunal. Zwei schmale Kerzen nur erleuchten den halbdunklen Saal. Die Königin sitzt in ihrem abgetragenen Kleide zwischen zwei Gendarmen auf einer Holzbank vor dem öffentlichen Ankläger. Die Anklagen sind meist politischen Inhalts. Sie habe der Revolution zu widerstehen gesucht, habe Millionen ihrem Bruder geschickt, habe mit den Emigranten konspiriert, dem Könige zur Flucht geraten und diese selbst ins Werk gesetzt, habe Komplotte gegen das Volk geschmiedet, die Oktobertage und den 10. August verschuldet, und auf den Leichen der Patrioten den Thron wieder zu besteigen gesucht. Die Königin antwortet ruhig, kurz und klar. Zwei Tage darauf tritt sie zum zweiten Male vor die Richter und Geschworenen. Der Saal ist zum Erdrücken voll. Mit einem Rest weiblicher Eitelkeit scheint sich Marie Antoinette für diesen Tag geschmückt zu haben. Sie hat ihre schwarze Trauerkleidung sorgsam geordnet, die bleichen Haare künstlerischer denn gewöhnlich aufgesteckt und ihre weiße Leinenhaube mit zwei schwarzen Bändern geschmückt. Jetzt hat sich die Königin ganz wiedergefunden. Stolz und majestätisch hält sie sich vor jenen Menschen, die sich ihre Richter nennen.

Sitzend hört sie noch einmal die Anklage. Ihre Finger spielen auf der Stuhllehne, während die Zeugen aussagen. Noch einmal verneint sie kurz und bündig alle ihr zur Schuld gelegten Verbrechen. Und nun tritt Hibert auf und ruft die Aussage des Kindes gegen seine Mutter zu Zeugen. Der Präsident wagt keine Frage darüber an die

Angeklagte zu richten, so unglaublich klingt selbst ihm Hiberts Aussage. Aber ein Geschworener fordert, verlangt Aufschluß. Da erhebt sich die Königin halb von ihrem Stuhl und spricht mit vor Erregung zitternder Stimme: „Wenn ich nicht geantwortet habe, so geschah es deswegen, weil die Natur sich wider eine solche, gegen eine Mutter erhobene Anschuldigung empört. — Ich appelliere an alle Mütter, die vielleicht hier anwesend sind."

Wie ein elektrischer Strom geht es durch die Reihen der Anwesenden. Frauen werden ohnmächtig und müssen hinausgetragen werden, und nicht viel fehlt, daß man Marie Antoinette lauten Beifall klatscht. Das Verhör geht weiter — aber es fehlt alles Belastende —, weder kompromittierende Briefe, noch Quittungen können vorgelegt werden. Man macht der Königin den Vorwurf, in Klein-Trianon das Vermögen des Volkes vergeudet zu haben. Sie berichtet, daß ein besonderer Fond zur Deckung der Ausgaben für dieses Lustschloß gedient habe. Fünfzehn Stunden dauert bereits das Verhör. Die Königin bricht fast zusammen. Gestützt auf den Arm eines Gendarmerieoffiziers findet sie den Weg zurück in den Kerker.

Der folgende Tag, es ist der 15. Oktober 1793, bringt das Urteil. Es lautet — wie zu erwarten — auf Todesstrafe. Es spricht sie schuldig „der Umtriebe und des Einverständnisses mit anderen Mächten und Feinden der Republik, in der Absicht, ihnen Geld zu verschaffen, den Eintritt in französisches Gebiet zu ermöglichen und den Er-

folg ihrer Waffen zu erleichtern". Bewiesen war nichts und mit Recht konnte Marie Antoinette ihren Richtern entgegnen: „Nicht einer der Zeugen vermochte eine positive Tatsache gegen mich vorzubringen. Ich war nur die Frau Ludwigs XVI. und seinem Willen hatte ich mich anzuschließen."

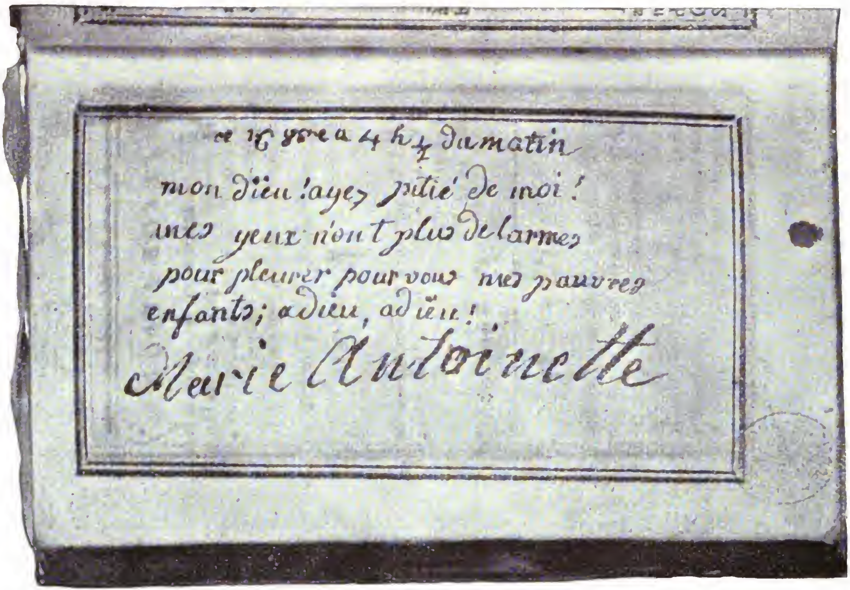
Der 16. Oktober. Die vierte Morgenstunde hat soeben geschlagen. Da erwacht Marie Antoinette aus kurzem Schlaf. Ihr Todestag ist angebrochen. Sie fordert Tinte und Papier, dann setzt sie sich hin und schreibt an Mme. Elisabeth:

„Ihnen, meine Schwester, schreibe ich zum letztenmal. Ich bin verurteilt, nicht zu einem schimpflichen Tode — er ist nur für Verbrecher —, sondern um mit Ihrem Bruder mich wieder zu vereinigen. Wie er unschuldig, hoffe ich bei meinem Ende die gleiche Festigkeit zu zeigen. Ich bin ruhig, wie man ist, wenn das Gewissen nichts vorwirft. Den tiefsten Kummer bereitet mir die Trennung von meinen Kindern. Sie wissen, daß ich nur für sie lebte. Sie, geliebte und zärtliche Schwester, Sie, die alles opferten, um bei uns zu bleiben, in welcher Lage lasse ich Sie zurück! Im Verlaufe meines Prozesses habe ich erfahren, daß meine Tochter von Ihnen getrennt ist. Ach, das arme Kind, ich wage ihm nicht zu schreiben, es wird meinen Brief doch nicht erhalten. Ich weiß ja selbst nicht, ob dieser in Ihre Hände gelangt. Nehmen Sie meine Segnungen für beide Kinder. Ich hoffe, daß eines Tages, wenn sie größer sind, sie sich mit Ihnen vereinigen können, und Sie

Ihnen eine zweite Mutter sein werden. — — Möge mein Sohn niemals die Abschiedsworte seines Vaters vergessen. Ich wiederhole sie ausdrücklich hier: ‚Nie suche er unsern Tod zu rächen.' — —

„Ich sterbe in der römisch-katholischen Religion, in der Religion meiner Väter, in der ich erzogen worden bin, und die ich stets befolgte. Einen geistlichen Zuspruch habe ich nicht zu erwarten — ich weiß nicht, ob es noch Priester dieser Religion gibt, und überdies würden sie sich zu sehr aussetzen, wollten sie die Stätte betreten wo ich bin. Ich bitte Gott inbrünstig um Verzeihung für alle Fehler, die ich während meines Lebens beging. Ich hoffe, er wird in seiner Güte meine letzten Gebete erhören und meine Seele in seiner Gnade und Güte aufnehmen. Ich bitte alle, die ich kenne, und Sie vor allen um Vergebung, für alle Schmerzen, die ich unwissentlich Ihnen bereitet haben mag. Ich verzeihe allen meinen Feinden das mir zugefügte Leid. Ich sage meinen Tanten, Brüdern und Schwestern Lebewohl! Ich hatte Freunde. Der Gedanke, für immer von Ihnen getrennt zu sein, ist einer der schmerzlichsten, den ich sterbend mit mir nehme. Mögen sie wenigstens wissen, daß ich bis zum letzten Augenblicke ihrer gedachte.

„Leben Sie wohl, teure Schwester. — Möge dieser Brief Sie erreichen! Denken Sie häufig an mich. Ich umarme Sie und meine geliebten Kinder von ganzem Herzen. Mein Gott, wie herzzerreißend ist es, sie für ewig zu verlassen. Adieu! Adieu! Meine letzten Gedanken gehören meinen




Marie Antoinettes letzter Gruß an ihre Kinder

Die mit zitternder Hand gemachte Eintragung findet sich auf der inneren Umschlagseite ihres Gebetbuches

geistlichen Pflichten. Da ich nicht frei bin in meinen Handlungen, wird man mir vielleicht einen (beeidigten) Priester senden. Ich erkläre hiermit, daß ich ihm nichts sagen werde, und ihn wie einen Fremden behandeln werde."

Nach unzähligen Küssen übergab Marie Antoinette diesen Brief dem Wächter Bault, der ihm aber bald von Spionen, die alles beobachtet hatten, abgenommen und Fouquier-Tinville gebracht wurde.

Beim Morgengrauen ruft der Generalappell die ganze Pariser Garnison unter die Waffen. Auf den Plätzen, an den Brücken, in den Hohlwegen, überall fährt man Geschütze auf. Vom Justizpalast bis zur Place de la Révolution ein einziges Waffenstarren. Frankreichs einstige Königin wird zum Richtblock geführt.

Die brennenden Augen auf das Gebetbuch gerichtet, erwartet die Gefangene den Eintritt des Henkers. In unsagbarem Schmerz hat sie soeben den Abschiedsgruß an ihre Kinder geschrieben: Mein Gott, hab' Mitleid mit mir! Meine Augen haben keine Tränen mehr, um für euch zu weinen, meine armen Kinder; lebt wohl, lebt wohl! Marie Antoinette.

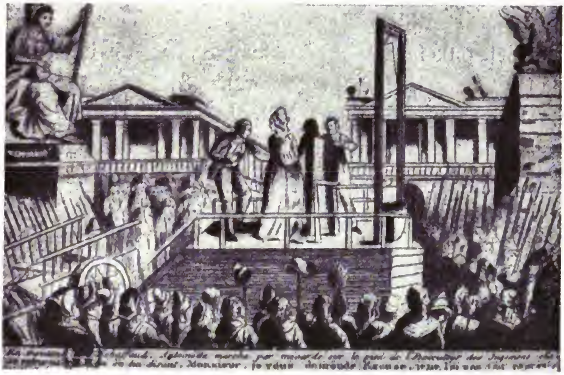
Um sieben Uhr früh tritt ein geschworener Priester in die Zelle der Königin. Doch Marie Antoinette weist ihn zurück. „Mein Gewissen ist in Frieden, voll Vertrauen erscheine ich vor meinem Gott." Rosalie Delamorlière, ihre Wärterin, will der vollständig Entkräftigten zu essen bringen — doch die Wächter versperren ihr den Weg. Ihre

Freude an der Qual des armen Opfers findet keine Grenzen.

Vom Turm der Conciergerie schlägt es acht Uhr. Die Gehilfen Robespierres gehen daran, an bestimmten Stellen des Weges, die Marie Antoinette auf ihrer Fahrt zum Schafott passieren muß, wütende Weiberbanden aufzustellen, um auch diese letzte Demütigung der — Österreicherin, der Tochter Maria Theresias, nicht zu ersparen. Im engen Raum zwischen Bett und Wand ihrer Zelle wechselte die Königin unter den Augen ihres Wächters zum letztenmal die Wäsche. Dann zieht sie ein weißes Pikeekleid über, knüpft ein weißes Musselintuch um den Hals und setzt, nachdem sie noch einmal ihr Haar abgeschnitten hat, eine weiße Haube ohne Bänder auf.

Das Schafott und das Volk warteten. — Auf dem Boden ihrer Zelle im Gebet niedergekniet, verbrachte die Königin ihre letzten Stunden. Um zehn Uhr treten die Richter mit ihrem Schreiber ein. Noch einmal verliest dieser, während die Königin sich unwillig abwendet, das Todesurteil, dann tritt Samson heran. Marie Antoinette scheint die Selbstbeherrschung zu verlieren: „O mein Gott!“ ruft sie aus.

Samson tut seine Pflicht — er fesselt die armen abgemagerten Hände des Opfers, die sich unter dem Druck der Knoten blähen und blau anlaufen. Er schneidet ihm das schöne dichte weiße Haar vom Kopf und preßt es in seine Tasche. Endlich ist die traurige Toilette beendet. Um 11 Uhr 10 Minuten tritt die Königin über



Die Königin auf dem Schafott

Nach einer Gravüre aus „Les révolutions de Paris“
von Prudhomme

die Schwelle der Conciergerie, die Arme mit Stricken auf den Rücken gebunden, die Augen blutunterlaufen, die Lippen verächtlich zusammengepreßt.

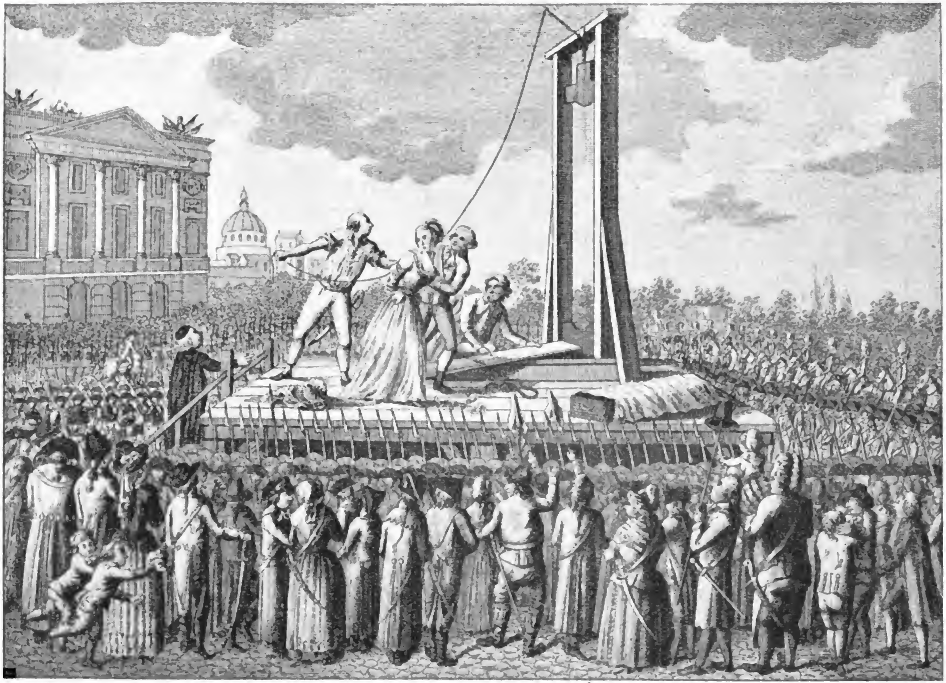
Ein elender Karren, über dessen Leitern ein Brett liegt, nimmt sie auf. — Samson, sein Gehilfe und ein Priester begleiten sie auf ihrem letzten Wege. Ein Blusenmann lenkt das weiße, gewöhnliche Pferd. . . Das Volk sieht mit Schmerzen und voller Entsetzen das Ende seiner einst so strahlenden Herrscherin. An der Rue Sainte-Honoré wirft ihr ein Kind Kußhändchen zu. Marie Antoinette errötet, und ihre Augen füllen sich mit Tränen. Wiederholt läßt Grammont den Wagen halten — es ist an den Stellen, wo er das Gesindel der Großstadt aufgestellt weiß, wo Dirnen, Zuhälter, Septembriseurs ihr Opfer erwarten. Messaline, Messaline! schallt es der Königin aus ihren Reihen entgegen. Nach mehr als einer Stunde erreicht man endlich das Schafott. Es steht am Eingange des Tuileriengartens. Der letzte Blick Marie Antoinettes fällt auf das Königsschloß, in dem sie drei Jahre lang Unsägliches ertragen hat.

Ohne Unterstützung verläßt sie den Karren und steigt aufs Blutgerüst. Von ungefähr tritt sie dabei Samson auf den Fuß. „Vergebung, mein Herr, es geschah nicht absichtlich“, waren ihre letzten Worte. Betend kniet sie noch einmal nieder — dann überliefert sie sich gefaßt dem Henker. Vier Minuten später zeigte Samson der Menge das blutige Haupt. Es hatte gerötete Wangen, die Augenlider bewegten sich noch im letzten

Zucken. „Vive la République!“ brüllte die Menge und einige Jakobiner sangen:

„Par la philosophie, ô sainte liberté!
Exterminons les rois . . . . Vive l'égalité!“

Auf dem Kirchhof der Madelaine schütteten sie Kalk über den Leichnam und begruben ihn in ungeweihter Erde. Marie Antoinettes Grabstelle hat die Nachwelt nie erfahren.



Hinrichtung Marie Antoinettes, Königin von Frankreich
Nach einem alten Kupfer

## NACHWORT

Der Lebensroman einer Königin ist zu Ende. Über dem zertretenen Purpur des Königtums erhebt sich in geiler Machtlüsternheit die blutigrote Fahne der Umwälzung. Eine geschichtliche Tragödie hat sich vor den Augen des Lesers entrollt. Nicht nach der starren, unbiegsamen Methode des Historikers vom alten Schlage, der jedes eigene Gefühl, jeden selbstschöpferischen Ausblick aus dem trocknen Werk seiner „Tatsachenzusammenstellung" verbannte, habe ich eine der dramatischsten Epochen der französischen Geschichte schildern wollen, mir lag eine freiere, selbsteigene Auffassung, ein historisches Gemälde, dessen Grundlage die exakte Forschung, dessen Schlüsse und Ausblicke ein sich in die Zeit selbst hineinversetzender Geist geben mußte und konnte, näher. Ich habe Marie Antoinette schuldig gesprochen, schuldig des Lasters, als ein Kind ihrer, der sittlich dekadenten Zeit — ich habe aber auch ihrem großen und in mancher Hinsicht edlen Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Königin richten in ihrer ganzen tragischen Größe vermag nur der Mensch, der mitfühlende, miterlebende — dies überlasse ich meinen Lesern —, es ist nicht mehr das Werk des Historikers. Mein Werk habe ich nicht mit zahllosen Anmerkungen und Hinweisen der trocknen Fach-

wissenschaft schmackhaft gemacht — es ist für ein größeres Publikum bestimmt und wendet sich nicht allein an die Wissenschaft. Der Historiker vom Fach kennt überdies die einschlägige Literatur, die in unzähligen Briefsammlungen und Memoiren verstreut, ein Bild von dem Hinsterben des französischen Königtums unter der großen Revolution gibt. Erwähnen möchte ich nur im Hinblick auf die Schilderung Klein-Trianons, das grundlegende Werk Desjardins: „Le Petit Trianon", nach dem meine Schilderung dieses königlichen Lustschlosses sich richtet.

In der Hoffnung, das Schicksal einer der unglücklichsten Fürstinnen auf Frankreichs Throne dem Leser nähergebracht zu haben, übergebe ich mein Werk der Öffentlichkeit.

Berlin W, Pfingsten 1913

Der Verfasser

# INHALT

## ERSTES KAPITEL



## ZWEITES KAPITEL



## DRITTES KAPITEL

## VIERTES KAPITEL

Karneval. — Ein Ball in der königlichen Oper. — Tribaden und Dirnen tanzen vor den Augen Marie Antoinettes. — Einer schönen Demimondaine gleich schreitet die Königin durch die Säle. — Ludwig XVI. verwehrt Marie Antoinette den Eintritt in Versailles. — Die Königin will ihre Jugend genießen. — Der König duldet alles. — Toilettenluxus. — Marie Antoinette verschuldet. — Joseph II. nennt den französischen Hof ein Haus des Lasters. — Pferderennen, und wie Graf Mercy sie beurteilte. — L'Autrichienne. — Die Königin greift, beeinflußt von ihren Günstlingen, in die Politik ein. — Maria Theresia sendet ihren Sohn, Joseph II., nach Frankreich. — Joseph II. ist entzückt von den Liebreizen seiner Schwester. — Ein Spielskandal in Gegenwart des Kaisers. — Was Joseph an seinen Bruder Leopold schreibt. — Die Tugend der Schwester ist unangetastet. — Die königliche Familie mißfällt dem Kaiser. — Auf eindringliche Vorstellungen Josephs wird Ludwig XVI. nach 7 Jahren des Zögerns aus einem platonischen, zu einem stürmischen Liebhaber seiner Gemahlin. — Der Hof besucht die Oper. — „Chantons, célébrons notre reine." — Abschied des Kaisers. — Er übergibt Marie Antoinette ein Schriftstück „Betrachtungen für die Königin von Frankreich". — Heilsame Lehren. — Die Königin im Trennungsschmerz. — Ein zärtlicher Brief an die Mutter. — Die alte Verschwendungssucht überwältigt wieder die Königin. — Ein Hoffest in Klein-Trianon. — Wie hoch die „correspondence secrète" die Kosten des Festes berechnet. S. 42

## FÜNFTES KAPITEL

Die Königin steht vor ihrer Entbindung. — Eine Tochter, die spätere Herzogin von Angoulème, erblickt das Licht der Welt. — Marie Antoinette in Lebensgefahr. — Dankgottesdienst in „Nôtre-Dame". — Maria Theresia hatte einen Sohn erwartet, sie ist unbefriedigt. — Was sie an ihre Tochter schreibt. — Marie Antoinette in Trianon. — Die vier Hofkavaliere der unbedachten Königin. — Baron Besenval. — Graf Esterhazy. — Der Herzog von Guines. — Der Herzog von Coigny. — Graf Fersen, der Liebling Marie Antoinettes. — Um die Königin nicht zu kompromittieren verläßt Fersen das Land. — Sittenlosigkeit am Hofe Marie Antoinettes. — Verspätet trifft in Versailles die Nachricht vom Tode Maria Theresias ein. — Wie die große Kaiserin starb. — Ein Blutsturz offenbart Marie Antoinettes tiefe Erschütterung bei der Nach-

## SECHSTES KAPITEL



## SIEBENTES KAPITEL

## ZEHNTES KAPITEL



## ELFTES KAPITEL



## ZWÖLFTES KAPITEL

## SIEBZEHNTES KAPITEL